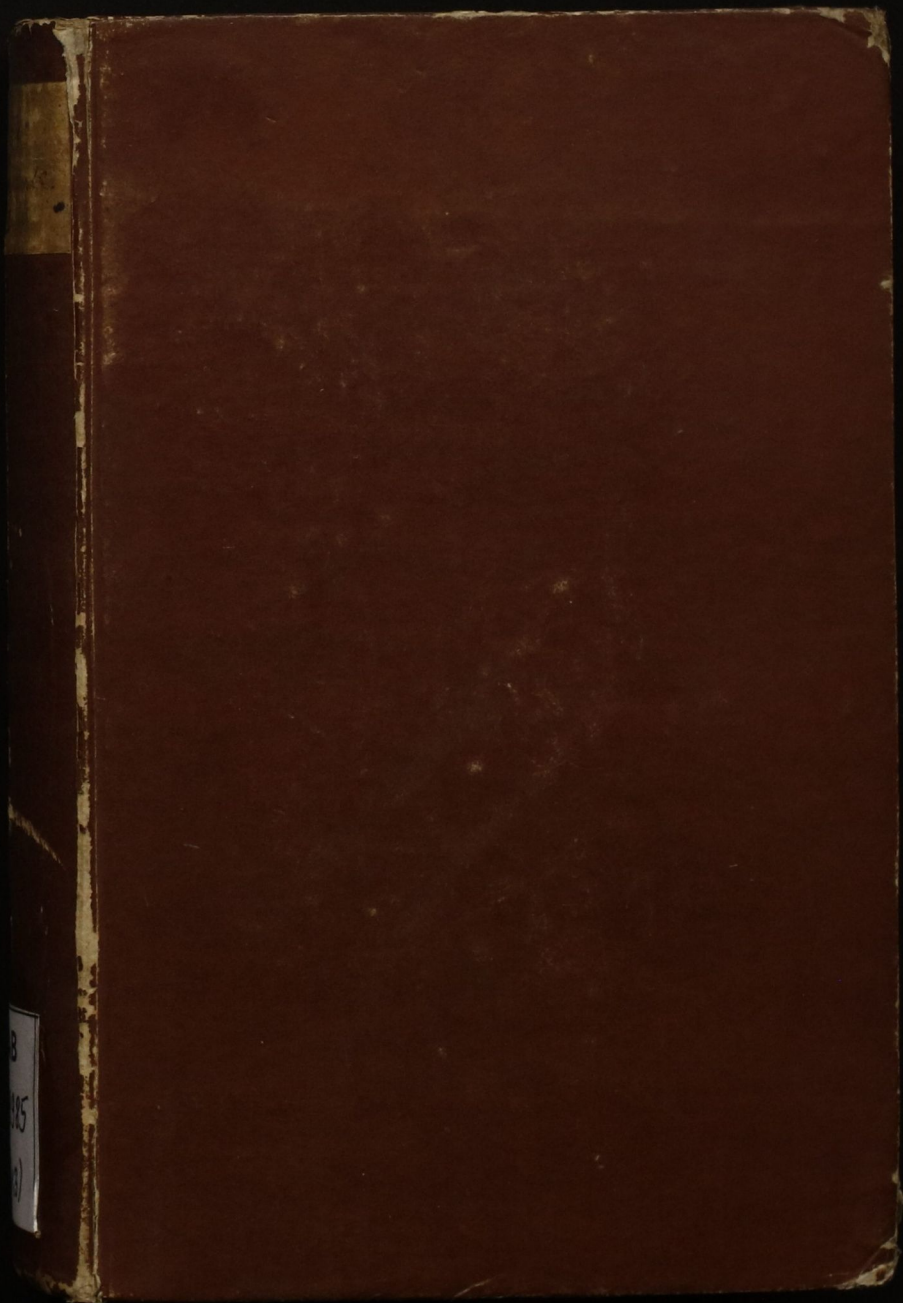






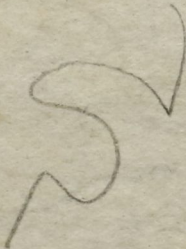
H-2. 1735



2

all Fr

112004



2937.

F. A. H. Maass  
1400 C. h.





Vollständiges  
H a n d b u c h

einer  
technologischen und ökonomischen  
Naturgeschichte,  
für  
deutsche Bürger, Landwirth  
und  
ihre Kinder.

---

Mit Kupfern.

Des ersten Theils oder der Thierbeschreibung  
dritter Band.

---

Leipzig,  
bei Johann Gottlob Beygang.  
1798.



Verzeichniß

der in der

1793

in der

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

1793

Dem Herrn  
Hofrath Beckmann  
in Göttingen  
aus Hochachtung gewidmet  
vom  
Verfasser.







---

## Vorbericht zum dritten Bande.

---

Ich hoffte zwar in diesem dritten Bande die Beschreibung der Säugthiere beendigen zu können; aber um gleichförmig in dieser Arbeit fortzufahren, muß ich die übrigen Thiere der sechsten Ordnung nebst der siebenten Ordnung in einem vierten Bändchen abhandeln, welches im Kurzen erscheinen soll. Diese vier Bände werden dann zusammen ein Ganzes ausmachen, nemlich als Beschreibung der Säugthiere in ökonomischer und technologischer Hinsicht.

Die wenigen gelehrten Beurtheilungen dieser Naturbeschreibung, welche bis jetzt erschienen sind, waren so nachsichtsvoll und aufmunternd, daß ich sehr gern meine geringen Kräfte verdoppele, um durch meine Arbeit immer nützlicher zu werden. Ich hoffe dieß am Schlusse des vierten Bandes durch die That zu beweisen, indem ich in einem Anhange die Verbesserungen, welche ich zu den erstern Theilen der Naturbeschreibung bis jetzt gesammelt habe und noch sammeln werde, zusammen zu stellen gedenke. Unter der Zeit hoffe ich auch noch manche gute Erinnerung von sachverständigen Männern zu erhalten, wie ich denn denen, welche mir bisher ihre Bemerkungen mittheilten, hierdurch meinen Dank bringe.

Zu gleicher Zeit mit dem vierten Bande dieser Schrift möchte auch ein Auszug erscheinen, welcher um der Schulkinder willen nöthig zu seyn scheint und auch von Mehrern gewünscht worden ist. Wenn ich in dem größern Werke für Schullehrer und Liebhaber so vollständig als möglich seyn mußte, so werde ich mirs bei dem Auszuge hingegen zur Pflicht machen, so kurz als möglich zu seyn, ohngefähr so, daß die vier Bände der Säugthiergeschichte in 10 bis höchstens 12 Bogen zusammenge-  
es



es ohne große Kosten geschehen können, daß den Kindern ein Leitfaden zur Erleichterung des Behaltens und Wiederholens in die Hände gegeben werde, während daß der Lehrer reichhaltigern Stoff zur Erklärung in dem größern Werke findet.

Ich werde bei Bearbeitung dieses Auszugs nicht bloß ein Compendium an die Stelle der vielen vorhandenen Compendien zu setzen, sondern darauf zu denken suchen, daß dieses kleine Handbuch bei geringerm Papieraufwande doch mehrere Bequemlichkeit gewähre, als seine Vorgänger. Ich werde Alles so viel wie möglich tabellarisch beschreiben, um die Uebersicht zu erleichtern und zugleich die Köpfe der jungen Leute im Vergleichen, Zusammenstellen und Unterordnen zu üben. Vielleicht erscheint der Auszug lediglich als naturhistorische Tabellen, so eingerichtet, daß jede Tabelle einzeln gebraucht werden kann. Dieses hätte meines Erachtens den Vortheil, daß der Lehrer die vorkommenden Gelegenheiten benutzen und bald über diese, bald jene Tabelle commentiren und dieselbe den Schülern übergeben könnte. Er würde auf diese Weise Abwechslung und Interesse in den naturhistorischen Unterricht bringen und den Schülern würde die Erlernung der Naturbeschreibung

bung sehr leicht scheinen, da sie jedesmal nur eine Tabelle zu übersehen hätten und jedesmal eine neue bekämen: sie würden vor der Tabelle nicht so sehr zurückschrecken, als vor einem ganzen Buche. — Ob ich mir gleich schmeichle, daß dieser mitgetheilte Plan einigen Beifall finden werde, so wird es mir doch sehr angenehm seyn, wenn ich darüber vorher noch Anderer Meinung vernehmen kann.

Außer dem Beschlusse der Säugthiergeschichte und dem Auszuge bin ich noch mit einer andern Schrift beschäftigt, durch welche ich dem Bedürfnisse mehrerer Liebhaber der Naturkenntniß und besonders der jungen Freunde der Natur abzuhefen gedenke. Es hat mich nemlich oft beunruhigt, zu sehen, wie verkehrt und ohne Aussicht auf einen wahren Nutzen der naturhistorische Unterricht gewöhnlich betrieben wird. Man glaubt Naturbeschreibung gelernt zu haben, wenn man allerlei vom Affen, vom Elephanten, vom Löwen u. s. w. erzählen kann. Dadurch wird aber der Mensch wenig klüger, wenn er nacherzählt, was ihm vorerzählt ward. Soll der Lehrer nützen, so muß er mit seinen Kindern nicht bloß ein Handbuch der Naturgeschichte durchgehen, sondern er muß sie anleiten, selbst in der Natur zu forschen. Dadurch würde er ihnen die Schöpfung werth, und  
das



das Leben und Lernen angenehm machen, dadurch würde er ihren Sinn und Geschmack veredeln.

Aber wie das anfangen? Auf welche Weise diese Anleitung vornehmen?

Darüber wissen nur wenige Lehrer sich zu berathen, und hier möcht' ich so gern helfen, so weit es meine Kräfte erlauben. Vielleicht verzeiht man mir also einen Versuch, eine praktische Anleitung, die Natur zu studiren, herauszugeben. Diese Anleitung soll zunächst der Jugend und dann den Liebhabern, welche sich selbst leiten wollen, bestimmt seyn: und in derselben sollen sie nicht bloß erfahren, wie man Schmetterlinge fängt und in Kästen aufsteckt, worauf sich vieler Studium einschränkt, sondern wie sie es anfangen mögen, um stufenweis nach und nach durch eigenes Forschen hinter die bewundernswürdigen Geheimnisse der Natur zu kommen, worauf sie zunächst ihre Aufmerksamkeit richten sollen und welche Fertigkeiten sie sich verschaffen müssen, um selbst zu beobachten und zu entdecken. Ich werde bemüht seyn, alle meine Rathschläge an Beispielen deutlich zu machen und das Ganze in eine gefällige Erzählung einzukleiden.

Die

Die Erscheinung dieser Anleitung würde ich zugleich mit der Erscheinung des vierten Theils der Naturgeschichte bewerkstelligt haben, wenn mir nicht die Antretung eines neuen Amtes jetzt viele Müßeraubte. Ich verspreche sie jedoch spätestens zur Ostermesse 1799 zu liefern.



## Inhaltsanzeige.

|     |                                                    |       |     |
|-----|----------------------------------------------------|-------|-----|
|     | 1 <sup>ste</sup> Ordnung der Säugethiere, Belluae. | Seite | 1   |
| 100 | 1. Das Pferd                                       |       | 1   |
| 100 | a. Das gemeine Pferd.                              |       | 2   |
| 100 | b. Der Esel.                                       |       | 56  |
| 100 | aa. Maulthier.                                     |       | 59  |
| 100 | bb. Maulesel.                                      |       | 59  |
| 100 | c. Das Zebra.                                      |       | 63  |
|     | 2. Das Schwein.                                    |       | 63  |
|     | a. Das gemeine Schwein                             |       | 64  |
|     | aa. Das wilde gemeine Schwein                      |       | 64  |
|     | bb. Das zahme gemeine Schwein.                     |       | 70  |
|     | 3. Das Flußpferd.                                  |       | 95  |
|     | 4. Der Tapir.                                      |       | 99  |
|     | 2 <sup>te</sup> Ordnung, Ferae.                    |       | 100 |
|     | 1. Die Robbe.                                      |       | 100 |
|     | a. Die gemeine Hundсобbe.                          |       | 102 |
|     | b. Der glatte Seelöwe.                             |       | 110 |
|     | c. Der zottige Seelöwe.                            |       | 113 |
|     | d. Der Seebär.                                     |       | 117 |
|     | 2. Der                                             |       | 121 |

|                             |        |
|-----------------------------|--------|
| 2. Der Hund.                | S. 131 |
| a. Der eigentliche Hund.    | 132    |
| A. Diensthunde.             | 125    |
| B. Stubenhunde.             | 129    |
| C. Zuchthunde.              | 132    |
| b. Der Wolf.                | 175    |
| c. Der Fuchs.               | 184    |
| d. Der Schakal.             | 198    |
| e. Die Hyäne.               | 193    |
| 3. Die Raue.                | 200    |
| a. Der Löwe.                | 200    |
| b. Der Tiger.               | 209    |
| c. Der Panther.             | 213    |
| d. Der Leopard.             | 218    |
| e. Die Unze.                | 220    |
| f. Der Luchs.               | 223    |
| g. Die gemeine Raue.        | 226    |
| aa. Die wilde gemeine Raue. | 226    |
| bb. Die zahme gemeine Raue. | 226    |



## Fünfte Ordnung.

### Säugthiere mit abgestumpften Vorderzähnen, Belluae.

In dieser Ordnung verbindet man sehr verschiedenartige Thiere blos deswegen, weil sie abgestumpfte Vorderzähne haben. In der Gestalt und Lebensart hat das Pferd mit dem Schweine, Tapir und Flußpferde eben nichts gemein. Mehrere Arten dieser genannten Thiere sind für uns Deutsche sehr nützlich und merkwürdig: manche sind ein wichtiger Gegenstand der Landwirtschaft; von andern werden einzelne Theile bei uns verarbeitet. Als die erste und schätzbarste Familie nennen wir

#### I. Das Pferd. Equus.

Das deutlichste Kennzeichen des Pferdes und der mit ihm verwandten Arten sind die angespaltenen Hufe an den Füßen \*). In beiden Kinnladen sind sechs Vorderzähne. Die Eckzähne stehen sowohl von den Vorder- als Backenzähnen abgesondert. Die Pferdearten haben zwei Eiter. Ihr Haar ist kurz.

##### a. Das

\*) Das sogenannte zweihufige Pferd, *equus bifidus*, in Südamerika möchte ich nicht zu dieser Familie rechnen.

2 I. Klasse. Fünfte Ordnung. Säugethiere,

a. Das gemeine Pferd, equus Caballus.

Gestalt. Wenn man im Allgemeinen annimmt, daß das Pferd eins der schönsten Säugethiere sey, so will das mehr so viel sagen, daß man es zum schönsten Thiere erziehen könne. Kein Thier nimmt eine so große Beredung an, als dieses. Wilde Pferde zeichnen sich zwar immer noch durch ihren leichten, wohlproportionirten Gliederbau vor den meisten Thieren aus, möchten aber doch nicht Alle, z. B. nicht das Hirschgeschlecht an Anmuth und Schönheit übertreffen. Pferde hingegen, welche von Menschen gewartet und gepflegt werden, erhalten eine so gefällige Gestalt, daß es uns ein Vergnügen gewährt, sie zu sehen und zu besitzen, und daß es einen Theil europäischer Pracht ausmacht, schöne Pferde zu haben. Wenn man dazu nimmt, daß das schönste Thier auch eins der nützlichsten ist, so steht das Pferd billig den andern Thieren voran, ob man gleich wieder zugeben muß, daß die Pferde, welche schön werden, oder bleiben sollen, am wenigsten nützlich werden, denn bei schwerer Arbeit verschwindet die Leichtigkeit, Gewandtheit, Rundung und der Muth des Pferdes.

Alle Pferde haben einen Kopf mit langen Kinnbacken, eine Mähne am Halse, einen langen Schweif am Schwanz und kurzes, mehrentheils glattes Haar am übrigen Körper. Die Ohren sind in der Größe dem Kopfe angemessen und spitzig, die Augen mittelmäßig groß und hell, die Füße schlank. Die Größe der Pferde ist sehr verschieden: im Zustande der Wildheit erreichen sie die Höhe nicht, wie in unsern Stutereien: das Klima, Futter und die Behandlung bringen eine außerordentlich große Mannichfaltigkeit unter ihnen hervor, so daß fast jedes Land eine eigne Rasse von



von Pferden aufzuweisen hat. Ich werde davon noch etwas unter dem Vaterlande des Pferdes erwähnen.

**Farbe.** Die ursprüngliche Farbe der Pferde ist wahrscheinlich die bräunliche gewesen. So wie sie aber Haushiere wurden, erlitt ihre Farbe mancherlei Abänderungen, welche sich so sehr vermehrten und noch vermehren, daß es fast unmöglich ist, alle Farbenmischungen auf den Haaren der Pferde schicklich zu benennen. Am häufigsten sind noch die Pferde von einfachen Farben, als schwarz, braun, weiß, seltner schon isabellfarben. Außerdem giebt es mausfahle, schäckige, getiegerte, chokoladen- und pflüschblutfarbige und dergl. mehr. Rappen nennt man die dunkelschwarzen; Füchse — die lichtbraunen, oder gelblichbraunen; Schweißfüchse — welche weiße Mähnen und weißen Schweif haben; Apfelschimmel — mit zerstreuten schwarzen und weißen Flecken; Weinschimmel — deren Grau mit Braun vermischt ist; Rothschimmel — deren Farbe aus Weiß, Grau und Braun besteht; Mohrenkopf heißt ein Rothschimmel mit schwarzem Kopf und dergleichen Füßen. — Eine seltne und angenehme Farbe erhöht für den Liebhaber den Werth eines Pferdes oft mehr als um die Hälfte.

**Vaterland.** Den meisten Gründen zu Folge stammt das gemeine Pferd, so wie fast die ganze Pferdefamilie, aus Asien her. Sehr frühzeitig lernte der Mensch den Gebrauch dieses Thieres und zähmte es. In bevölkerten Ländern wurden die wilden Pferde bald durch zahme ersetzt: in unbewohnten Gegenden hielt sich der wilde Stamm länger. Bevölkerte Länder wurden aber auch zu Zeiten wieder entvölkert, wilde Pferde fanden sich aus der Nachbarschaft ein, oder auch zahme Pferde irrten herrenlos

in den Wäldern herum, verwilderten wieder, vermischten sich auch mit ursprünglich wilden und so trifft man noch jetzt in Asien, in Afrika und in Europa große Heerden von Pferden an, welche wild leben, ohne daß man jedoch angeben kann, ob sie vom Anfange an wild gewesen, oder aus einem zahmen Stamme herkommen und verwildert sind. In manchen Ländern trifft man sowohl zahme als wilde oder verwilderte Pferde an, wie in Pohlen, wo jährlich eine große Anzahl der Letztern eingefangen und verkauft werden. In andern Gegenden werden die Pferde in einem halbwildem Zustande gehalten, indem man sie des Sommers auf den Hutungen und in Wäldern frei herumlaufen, ihr Futter suchen läßt, sie jedesmal zur Arbeit eintreibt, den Winter aber im Stalle behält. Je mehr sich die Pferde dem wilden Zustande nähern, desto unscheinbarer pflegen sie zu seyn: schöne Pferde fallen nur bei einer sorgfältigen Wartung. — Die Behandlungsart, verbunden mit dem Klima, machen, daß sich die Pferde der verschiedenen Länder im Ganzen nicht wenig von einander unterscheiden. Ausgezeichnet sind vorzüglich folgende:

1) Die arabischen Pferde von mittler Größe, schönem Wuchse, sehr leicht und dauerhaft. Die Morgenländer theilen sie in drei Stämme, den edeln, mittlern und schlechten. Die vom edlern Stamme werden außerordentlich hoch geschätzt und über ihn hält man sorgfältige Geschlechtsregister, so daß man mit einem Pferde aus diesem Stamme auch eine Menge Ahnen kauft. Aus ihm nehmen die Araber und Türken ihre Prachtpferde: aus ihm hat man auch in andern Ländern gute Rassen gezogen;

2) Die



2) Die persischen Pferde zeichnen sich durch einen wohlgebildeten, kleinen Kopf, schlanken Hals und feine Mähne aus, sind auch nicht groß und schwächig.

3) Die türkischen haben mit den vorigen Aehnlichkeit, sind aber nicht so schön, haben einen langen Leib, hohen Rücken und dünne Schenkel: ohnstreitig sind sie wegen schlechter Behandlung ausgeartet, so wie sie auch durch diese wild und rüchisch gemacht worden sind.

4) Die ungarischen und polnischen sind auch in Deutschland bekannt genug, klein, schnell und dauerhaft. Die letztern werden den Erstern vorgezogen. Weil sie in beiden Ländern mehrentheils wild oder halbwild gehalten werden, so erlangen sie keine vorzügliche Schönheit. Sie laufen fast mehr als sie gehen, wenn sie nicht besonders abgerichtet sind und eben wegen dieser Behendigkeit wird unsre leichte Reuterei mit polnischen Pferden versorgt.

5) Die russischen sind klein, wie die polnischen, ziemlich von den nehmlichen Eigenschaften, etwas stärker gebaut, mit einer dicken langen Mähne.

6) Größer und ansehnlicher sind die dänischen, stark, vollleibig, für die schwere Reuterei und zum Ziehen sehr brauchbar. Unter ihnen giebt es schon viel Prachtpferde, zumal da oft solche von seltenen Farben fallen, als Schacken und Tiger.

7) Gute Zugpferde sind die friesischen, groß, stark, mit breitem Rücken.

8) Die isländischen sind die allerkleinsten, mit kurzen steifen Haaren.

6 I. Klasse. Fünfte Ordnung. Säugthiere,

Am berühmtesten unter den europäischen Pferden sind die englischen, spanischen und neapolitanischen.

9) Die englischen sind die besten Reitpferde, theils wegen ihrer ungemein großen Schnelligkeit und ihres weiten Schritts, theils wegen ihres guten Ansehens: sie sind hochgebaut, langgestreckt, haben schlanke Füße, kleinen Kopf, krumme Nase, steife kleine Ohren und sehen mehrentheils braun und braungelb aus. Mit diesen Pferden werden in England häufig Wettrennen angestellt und eben diese Art Lustbarkeit macht, daß die Engländer viel Sorgfalt auf die Pferbezucht wenden und die Schnelligkeit an ihren Pferden zu erhalten und vermehren suchen.

10) Die spanischen weichen im Ganzen genommen von den englischen sehr ab. Sie sind stärker, schwerfälliger, haben einen großen Kopf, starken Hals, breite Brust und mehrentheils eine schwarze Farbe mit einer Blässe. Zu Parforcejagden und Wettrennen sind sie nicht zu gebrauchen, wohl aber als Paradepferde und Kutschpferde, denn sie haben ein stolzes, edles Ansehen. Spanische Pferde werden häufig in deutschen Stutereien gehalten, um eine starke und doch wohlgebaute Rasse zu bekommen.

11) Die neapolitanischen sind etwas leichter als die spanischen, ebenfalls vom edeln Wuchse und stolzem Anstande. Sie haben eine krumme Nase, großen Kopf und dicken Hals und sind rüchisch.

12) Die deutschen Pferde sind sehr vermischt. Im Allgemeinen gehören sie nicht zu den schönen und nicht zu den schnellen, doch sind sie in manchen Gegenden von guten Rassen erzogen und geben mit unter auch schöne Pferde ab.



ab. Die meisten sind stark, etwas plump und gute Zugpferde, besonders die Holsleinschen. In Mecklenburg werden viel, aber nicht schöne Pferde gezogen. Die märkischen sind unscheinbar, in manchen Gegenden der Mark, der Lausitz und Sachsens sind sie sehr klein. In fruchtbaren Gegenden Sachsens, in Thüringen, in einigen Ländern Westphalens gewinnt man starke, dauerhafte Zug- und Frachtpferde.

Es sind nur wenige sehr kalte und unfreundliche Gegenden, wo die Pferde nicht fortkommen, wenn sie auch in einem milden Klima größer und schöner werden. Dieses nützliche Thier ist auch wirklich schon fast durch alle Erdgegenden verbreitet und wird es immer noch mehr. Nach Amerika haben es die Europäer erst übergebracht, wo es sich schon stark vermehrt hat. Bald wird es wohl auch nach Südindien kommen und wer weiß, in wie vielerlei unterschiedene Rassen diese Thierart noch ausarten wird.

Eigenheiten. Das Pferd hat gleich den Vögeln eine besondere dünne Haut, welche es über das Auge zieht, sobald dasselbe in Gefahr kommt: man nennt sie die Nickhaut. — Es hat ferner sehr scharfe Sinne, besonders was das Gesicht und Gehör anbetrifft. Ein munteres Pferd hält Augen und Ohren fast nie still, horcht bei dem geringsten Geräusche und bemerkt Manches, was der Reiter nicht sieht. Seine Stärke ist groß. Welche Last zieht nicht ein gutes Pferd, wie viel trägt es auf seinem Rücken! Welche Kraft hat es in seinen Füßen, wenn es durch sein Stampfen den Boden erschüttert und mit einem Wurf einen Menschen zerschmettert! Mit welchem Nachdrucke schleubert es seinen Kopf! — Aber nicht sowohl die Stärke allein, als vielmehr diese verbunden mit einer Behendigkeit

keit und Glüchigkeit, welche sonst starken Thieren nicht eigen ist, giebt dem Pferde den Vorrang vor den meisten Thieren. Der Ochs ist in seinen Bewegungen ausdauernder, aber zu den wenigsten Verrichtungen, in welchen das Pferd vortreffliche Dienste leistet, würde der Ochs brauchbar seyn. Das Pferd ist zärtlicher und verlangt mehr Pflege, als der Ochs; aber es belohnt reichlich jede aufgewendete Sorgfalt, da hingegen Zärtlichkeit gegen den Ochs nur Verschwendung wäre. — Was aber die Vorzüge des Pferdes vollständig macht, das ist die Geschmeidigkeit und Gelehrigkeit desselben. Pferde aus der Wildniß eingefangen sind zwar nicht leicht zu bändigen und behalten bei dem geringsten Versehen in der Behandlung, manchmal auch bei aller Vorsicht ihre Mucken, ihren Eigensinn; aber von zahmen Pferden geworfene Pferde können so gut abgerichtet werden, daß sie den Wink, den Ton des Menschen verstehen und sich willig jedem Befehle unterwerfen. Ohne diese Biegsamkeit der Pferde würde unsere Reiterei im Kriege nur halb so nützlich seyn: wie fest stehen sie in Reihe und Glied, wie fliehen sie zusammen vorwärts und rückwärts, wenn der Ton der Trompete ihnen das Zeichen giebt! Mancher Reiter bliebe zurück, wenn es bloß auf seine Geschicklichkeit und seine Spornen ankäme. — Noch mehr, das Pferd lernt seinen Herrn, seine Stallgesellschaft unterscheiden und ist den Wesen, mit welchen es zusammen lebt, besonders zugethan, es lernt ohne Zaum und Zügel wie ein Hund nachfolgen, es merkt sich die mehrmals gemachten Wege und findet sich oft besser nach Hause, als sein Herr, unterscheidet selbst in finsterner Nacht den Weg besser, als Menschen, ja es kann zu allerlei Kunststücken abgerichtet werden. —

Manche



Manche Thiere werden träge und muthlos, wenn sie unter der Zucht der Menschen stehen und mit ihrer Wildheit verlieren sie auch ihr Feuer. Aber auch das zahmste Pferd behält noch seinen Muth, wenn es nur nicht Noth leidet, es ist sanft, wo es seyn soll und voll Leben und Kraft, wenn man ihm den Zügel schießen läßt; recht auserlesen zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menschen.

Das Pferd bewegt sich im Schritt, Trott oder Trab, im Gallop und im Paß. Die letztere Bewegung geschieht, wenn beide Schenkel einer Seite zusammen gehen werden.

Die wiehernde Stimme des Pferdes, welche am häufigsten von den unverschnittenen Männchen gehört wird, ist bekannt.

Das Pferd schläft nur kurze Zeit und legt sich weit feltner, als andere Thiere.

Kennzeichen eines guten Pferdes \*). Das Gute, was ich von den Pferden überhaupt gesagt habe, trifft man nicht bei Allen in gleichem Grade an: manche sind vielmehr so mangelhaft, daß sie wenig Nutzen gewähren und man muß die Pferde genau zu untersuchen wissen, wenn man dergleichen einkaufen will. — Zu einem jeden guten Pferde gehört, daß es gesund, munter sey und gut fresse. In Ansehung der übrigen Eigenschaften kommt

A 5

es

\*) Eine Anleitung, die Pferde zu untersuchen, findet man in D. Schregers Lehrbuch der populären Thierheilkunde für aufgeklärte Oekonomen, Altdorf u. Nürnberg, 1ter Theil 1797. (Die Krankheiten des Hornviehes u. der Pferde) von S. 292 an.

es auf den Zweck an, zu welchem man ein Pferd gebrauchen will.

Die Gesundheit prüft man am besten, wenn man das Pferd im Stalle beim Fressen beobachtet und darnach sieht, ob es Munterkeit verräth, mit dem Kopfe und Halse hoch steht und freisch ins Futter greift. Die Augen verräthen öfters auch die innere Beschaffenheit des Pferdes und da Pferde sehr oft der Blindheit unterworfen sind, so muß man schon um deswillen wissen, ob ein Pferd gute Augen habe. Man thut wohl, mit einem Lichte des Abends in den Stall zu gehen und dasselbe vor den Augen des Pferdes zu halten, wobei sich die Fehler in denselben am leichtesten entdecken. Bei jungen Pferden vor dem 5ten und 6ten Jahre sind die Augen noch etwas blaulich und dunkel, hernach aber müssen sie hell, zimmetfarbig und feurig seyn, ohne Feder, Stern, Perle oder einen weißen Zirkel, welches gewöhnlich Vorboten der Blindheit sind \*).

Wichtig ist's auch, bei jedem Pferde auf das Gehen der Füße Acht zu haben und zu dem Ende sich das Pferd vorführen zu lassen, welches man kaufen will. Es ist gut, wenn es hinten und vorn nicht zu enge, nicht einwärts geht, oder kreuzt; ferner, wenn es den Fuß biegsam hebt und gleich den ganzen Fuß auf die Erde setzt, ohne auf die Hacken zu treten, welches Schwäche verräth, oder zu scharf auf die Spizen des Hufs, wodurch es vor der Zeit stumpf wird. Wenn das Pferd den aufgehobenen Fuß geschwind wieder herunter fallen läßt und zugleich den Kopf dazu neigt, so ist es schwach. Die Füße und Hufe müssen

\*) C. C. S. Richter Anweisung zur guten Pferdeezucht, 2te Aufl. Halle 1795.



sen überhaupt ohne Fehler seyn, die letztern ohne Risse und Spalten, weil das Thier sonst leicht lahm wird.

Wenn Pferde wechselsweis das eine Ohr vor - das andere hinterwärts tragen, so sind sie gemeiniglich scheu, tückisch und falsch, und dicke, hängende Ohren, Lappohren, zeigen gewöhnlich ein faules und abgetriebenes Pferd an. Ein gutes Pferd trägt beide Ohren gerade in die Höhe. Wenn die Brust zu weit heraustritt und die Vordersehenkel zu weit hinterwärts stehen, so macht dieses Übergewicht des vordern Leibes, daß das Pferd stolpert und leicht fällt. Manchmal liegt die Ursache vom Stolpern in den Füßen selbst und man muß daher ein Pferd auf unebnen Wegen zur Probe reiten, ehe man es kauft. Ein gutes Pferd darf nicht stark Athem holen oder leicht schwitzen, welches Engbrüstigkeit verräth: es ist schwach, wenn es immer auf drei Beinen steht. — Pferde mit einem eingebogenen, niedrigen Rücken, welche man satteltief nennt, werden bald müde und können keine schwere Last tragen. Allzu fleischigte Schultern verursachen einen beschwerlichen Gang; ein großer, fleischigter Kopf macht das Thier unansehnlich und soll auch zu Augenkrankheiten geneigt seyn \*).

Ob ein Pferd übrigens stark oder schlank, groß oder klein, leicht oder schwer u. s. w. seyn solle, das hängt von dem Gebrauche ab, welchen man von demselben machen will. Ein gutes Ackerpferd oder Frachtpferd bedarf keiner andern Vorzüge, als daß es gesund, stark und dauerhaft  
sey,

\*) S. K. F. Anton ökonomisches Handbuch für Landwirthe Leipzig 1797. 10te Abtheil. Pferdezuucht. (Welches Buch jedoch in vielen Kapiteln unvollkommen und unvollständig ist.)

sey, sich gut zäumen, lenken und beschlagen lasse. Ein Reitpferd aber muß mehr oder weniger ein schönes Pferd seyn.

Zu einem schönen Pferde gehört, daß es einen niedlichen, langen und dünnen Kopf habe, kleine schmale Ohren, welche nicht weit von einander und gerade in die Höhe stehen, große, feurige Augen, einen langen, hohen, oben dünnen und gekrümmten Hals mit langer Mähne, eine breite Brust, flache Schultern, einen runden Leib, ein rundes, starkes Kreuz, dicke Hüften und Oberschenkel, dünne Füße, hohe schwarzglänzende Hufe und einen vollen Schweif.

Bei aller Bekanntschaft mit den Kennzeichen eines guten und schönen Pferdes ist es doch leicht, beim Einkauf mit einem schlechten Pferde betrogen zu werden, denn in keinem Handel ist der Betrug so groß, als beim Pferdehandel. Pferde- oder Koffhändler wissen die Fehler der Pferde oft durch künstliche Mittel zu verbergen. Sie machen die Augenlieder wund und geben vor, das Pferd habe sich gestoßen, um die Fehler der Augen zu verbergen, sie verschneiden zu große Ohren, heilen die weit auseinander stehenden durch gut angebrachte Wunden näher zusammen und stügen die herunterfallenden Ohren durch einen steifen Zwickel an einem steifen Stirnbande: sie reißen Haare aus der Mähne und flechten die übrigen geschickt ein, um den Hals dünner erscheinen zu lassen, sie legen die Decken weit vor und zäumen das Pferd scharf heran, um einen zu dünnen Hals zu verbergen: sie bringen dem Pferde Pfeffer oder Ingwer in den After, wobei es sich während des Reitens auflöst, den Schweif hoch trägt und einen geraden Rücken zeigt: ein satteltiefes Pferd verstecken sie durch  
eine



eine aufgebaute Decke: Pferde, die vorne zu niedrig und daher zum Stolpern geneigt sind, pflegen sie bergan zu reiten, die Fehler des Schweifs machen sie durchs Aufschwänzen unbemerkt, Pferde mit schadhafte Füßen reiten sie in den Roth oder beschmieren sie; sie schwärzen die weißen Hufe, welche gewöhnlich sehr mürbe sind und beschneiden, heraspeln und beschmieren die fehlerhaften Hufe: manchen andern Mangel suchen sie dadurch zu verbergen, daß sie das Pferd in Furcht oder in die Hitze treiben \*). — Dergleichen Betrügereien muß man kennen, nicht etwa, um sie anzuwenden, sondern um ihnen ausweichen zu können. Der Verkäufer ist zwar verbunden, für Hauptfehler, welche am Pferde nicht sichtbar sind, zu stehen und der Fall ist auch mehrmals da gewesen, daß ein Verkäufer sein Pferd gegen Wiedererstattung des Kaufpreises hat zurücknehmen müssen; aber es ist nicht überall gleich bestimmt, was Hauptfehler sind und oft ist es mit großen Weitläufigkeiten verbunden, oft unmöglich, von dem betrügerischen Verkäufer Schadloshaltung zu bekommen.

Zu einem guten Pferde ist auch erforderlich, daß es für die ihm bestimmte Arbeit das gehörige Alter habe. Es ist wichtig, dasselbe beurtheilen zu lernen.

Das beste Kennzeichen des Alters am Pferde sind die Zähne, welche bis ins zehnte Jahr sich wechseln, und merklich verändern. Nach dem zehnten Jahre muß man die unmerklichere Veränderung der Zähne und die übrige Beschaffenheit des Pferdes zusammennehmen, um

\*) Vergleiche Richter a. a. O. S. 109. und: aufgedeckte Hoftäuscherkünste, neue Ausgabe von Rosenzweig, Leipzig 1780.

um daraus auf das Alter desselben schließen zu können. Doch muß man beim Einkaufe nicht so bestimmt sich nach den Jahren richten, weil manches Pferd frühzeitig unbrauchbar wird, ein anderes dauerhaftes sehr lange gesund und thätig bleibt. Manches Pferd ist im zwölften Jahre nicht steifer, als ein anderes im sechsten: damit will ich nur so viel sagen, daß die Jugend allein noch nicht die Brauchbarkeit eines Pferdes entscheidet. —

Die Pferde bekommen bald nach der Geburt vier Vorderzähne, bringen auch dieselben manchmal mit auf die Welt, bald darauf noch vier andere und nach 3 — 4 Monaten die vier letzten, so daß sie alsdann in jeder Kinnlade sechs Vorderzähne haben, welche die Milch- oder Füllenzähne heißen. Diese Vorderzähne bleiben, bis das Füllen ohngefähr  $2\frac{1}{2}$  Jahr alt ist. Dann fallen sie in eben der Ordnung wieder aus, wie sie gekommen sind und werden durch neue ersetzt: zuerst die beiden mittelsten in jeder Kinnlade, an deren Stelle schon innerhalb 14 Tagen andere eintreten, welche höher und nicht so weiß sind, als die vorigen und gemeinlich oben eine schwärzliche Vertiefung haben. Man sagt nun, daß das Pferd zu zeichnen anfange, d. h. ein Kennzeichen seines Alters erhalte. Etwa ein Jahr darauf fallen in jeder Kinnlade die zweien zunächstfolgenden aus und werden ebenfalls in 14 Tagen durch neue ersetzt. Wenn das Pferd 4 oder  $4\frac{1}{2}$  Jahre ist, so kommt die Reihe an die zwei Paar letzten Milchzähne; an deren Stelle wachsen aber die neuen viel langsamer, zuerst in der obern, dann in der untern Kinnlade; sie sind etwas hohl und haben einen schwarzen Flecken in ihrer Höhlung, welche man die Bohne oder den Kern nennt. Diese äußersten Vorderzähne heißen auch Eckzähne und an diesen erkennt



erkennt man das Alter des Pferdes vom 4ten bis zum 8ten Jahre: im 4 $\frac{1}{2}$  oder 5ten Jahre stehen sie kaum über das Zahnfleisch hervor, ihre Vertiefung aber ist sehr merklich: gegen das 6te Jahr fängt diese Vertiefung an zu verwachsen, immer mehr und mehr, bis nach sieben und 7 $\frac{1}{2}$  oder 8 Jahren die Grube ganz und gar ausgefüllt, der Zahneben und glatt und der schwarze Kern vergangen ist.

Wenn nun die 12 neuen Vorderzähne ausgewachsen sind, so kann man an ihnen die nächstfolgenden Jahre nicht mehr erkennen und man sucht sich durch die Hunds- (Haken) zu helfen, welche einzeln zwischen den Vorder- und Backenzähnen stehen, welche aber bei dem weiblichen Geschlechte entweder ganz fehlen oder nur klein sind. Die Haken des untern Kinnbacken kommen gegen das 4te Jahr, die des obern erst nach dem 4ten Jahre zum Vorschein und bleiben bis ins Alter von sechs Jahren sehr spizig. Ein siebenjähriges Pferd pflegt Haken zu haben, welche so hoch sind, als ein kleiner Finger breit ist, im achten Jahre sind sie höher, und so wiederum im 9ten Jahre. Nach zehn Jahren sind zuerst die obern, und bald auch die untern Haken abgenutzt, stumpf und lang, weil sich das Zahnfleisch mit dem zunehmenden Alter mehr ablöst und zurückzieht. Pferde aus wilden Gestüten, welche blos Gras und Heu fressen, nutzen die Zähne nicht so zeitig ab und man würde sie für jünger halten, als sie sind, wenn man ihre Zähne nach denen der zahmen Pferde beurtheilen wollte.

Nach zehn Jahren hat man keine so deutlichen Zeichen des Alters am Pferde mehr. Man muß sich ohngefähr nach folgenden Merkmalen richten. Die Zähne werden je älter, desto länger, indem sich das Zahnfleisch immer mehr losgiebt, rostiger und gelber, doch im höchsten  
Alter

Alter wieder ganz weiß wird, die Haken werden dicker und stumpfer, der Gaumen wird mager und verliert seine Furchen, die Augengruben werden tief und mit längern, grauen Haaren besetzt, die Augen schwach und die Hufe rauh. Manche Pferde, welche von schwächlichen Aeltern abstammen, oder bei geringer Kost frühzeitig angestrengt worden sind, altern sehr zeitig und sind oft nicht über 10 Jahre brauchbar; dauerhafte und gurgewartete Pferde aber können über 20 Jahre brauchbar seyn und an 40 Jahre leben.

**Fortpflanzung.** Es ist nicht jedes Pferdelliebhabers Sache, sich selbst junge Pferde zum künftigen Gebrauche heranzuziehen, weil nicht Jeder Zeit und Gelegenheit dazu hat. Ein Landwirth aber, welcher nothwendig mehrere Pferde braucht, sollte es nicht versäumen, sich eine hinlängliche Nachzucht zu verschaffen, denn er wird die Pferde nicht wohlfeiler kaufen, als er sich sie selbst erziehen kann und — welches den Ausschlag giebt — er kann bei eigener Pferdezucht gewiß seyn, daß er gesunde Pferde erhält, da er hingegen beim Einkaufe immer das Gegentheil befürchten muß. Der Landwirth muß auch das in Anschlag bringen, daß es ihm viel leichter wird, das Futter für ein oder ein Paar Füllen aufzutreiben, als auf einmal viele Thaler für ein zu tausendes Pferd hinzugeben, ferner, daß er eine Quantität Hafers gewiß nicht so hoch verkaufen wird, als ein Pferd, welches er mit diesem Hafer groß gezogen hat.

Wenn man gute Pferde ziehen will, so muß man gute Mutterpferde (Stuten) und einen guten Hengst (Beschäler) haben. Obgleich die Güte des Hengstes den meisten Einfluß auf eine gute Nachzucht hat, so sind doch  
auch



auch bei der Stute Eigenschaften vorauszusetzen, ohne welche sie keine vorzüglichen Füllen zur Welt bringen wird.

Ein Mutterpferd muß wenigstens 4 Jahre alt seyn, bevor ein Hengst zu demselben gelassen werden darf, besser noch 5 Jahre, weil die ersten Füllen auch dann noch immer schlechter zu seyn pflegen, als die folgenden. Das Alter darf sich aber auch nicht über 15 Jahre erstrecken, doch kommt hierbei viel auf die Beschaffenheit der Stute an, denn eine dauerhafte könnte auch noch nach dem 15ten Jahre mit Vortheil belegt werden, zumal wenn ihr ein junger Hengst zugesellt wird. Ubrigens muß ein Mutterpferd fehlerfrei seyn, einen weiten Bauch, breite Brust, einen wohlgebildeten Hals, eine volle Mähne und einen solchen Schweif haben.

Der Hengst ist zwar im dritten Jahre schon zur Fortpflanzung fähig, allein es ist bei diesem noch nöthiger, das Alter von fünf bis sechs Jahren abzuwarten, weil die zu jungen Hengste nicht nur schwache Fohlen oder Füllen zeugen, sondern auch selbst frühzeitig entkräftet werden. Will man große Pferde ziehen, so muß man einen großen Hengst wählen: die Farbe desselben bestimmt jeder Liebhaber nach seinem Gefallen, doch nimmt man am liebsten einsfarbige Hengste; nothwendig ist aber darauf zu sehen, daß der Hengst stark, muthig, wohlgebaut, behend und gelenksam sey, kurz daß er selbst alle die Tugenden besitze, welche man an den Fohlen zu finden wünscht. — Da nun bei einer fortgesetzten Pferdezucht die Pferde nach und nach auszuarten pflegen, so wird es nöthig, von Zeit zu Zeit Zuchthengste und Mutterpferde aus andern Gegenden und Ländern anzuschaffen. Man hat bemerkt, daß die Begattung der Pferde aus entlegenen Ländern die beste Nach-

Dritt. Theil.

B

kommen

kommenschaft, die Begattung unter nahen Verwandten aber eine schlechte Nachzucht zur Folge habe \*). — Ein einziger Hengst kann in einem Jahre dreißig Stuten belegen; weil er aber dabei zu viel an Kräften verliert, so darf man ihn höchstens nur für 20 Stuten — und des Tags nur einmal zur Begattung brauchen.

Gewöhnlich fühlen die Pferde alle Jahre einmal, nemlich im Frühjahr den Trieb zur Begattung. Die Stute äußert denselben dadurch, daß sie unruhig wird, sich gern zu andern Pferden gesellt, nach den Hengsten wiehert und wenn sie einen derselben wiehern hört, sich geschwind nach demselben umsieht und den Schweif in die Höhe hebt, ferner daß ihr der Wurf oder das Geburtsglied aufschwillt, sich immer auf- und zuzieht, auch wohl eine gebliche, zähe Feuchtigkeit von sich läßt, welche man die Hitze nennt. Nach diesen eingetretenen Kennzeichen sagt man, die Stute sey hitzig, oder sie rosse. Dieses Rossen dauert 14 bis 20 Tage, während welcher Zeit ihr der Hengst zugesellt werden muß. Je zeitiger im Frühjahr dieses geschehen kann, desto besser sollen die Fohlen werden. — Um aber die Stuten nicht zu schwächen, und um stärkere Fohlen zu bekommen, ist es rathsam, eine Stute nicht alle Jahre trächtig werden zu lassen.

Das Bespringen (Beschälen, Bedecken) geschieht entweder im Freien, wenn man den Hengst zu mehreren Stuten läßt, und ihm die eigne Wahl gestattet, oder aus der Hand, wenn man eine Stute und einen Hengst zusammen

\*) S. Brugnone's Werk von der Zucht der Pferde, Esel und Maulthiere, a. d. Ital. von G. Sechner, 1798. S. 80.



men führt, der Stute die Hinterfüße bindet, um ihr das Ausschlagen zu verwehren, sie etwas niedriger stellt, als den Hengst, um lekttern das Bespringen zu erleichtern und diesen an einer Leine hält. Man rathet, die Stute vorher zu reiten oder im Wagen einzufahren, damit sie etwas zahm werde und den Beschäler lieber aufnehme.

Ist die Stute gleich nach dem Sprunge munter; so ist es ein Zeichen, daß sie empfangen hat: um gewisser zu werden, führt man ihr nach neun Tagen den Hengst abermals zu, den sie in der Regel nicht annimmt, sobald sie das erste Mal empfangen hatte: manche Stuten müssen mehrere Male besprungen werden, ehe dieß geschieht, und man darf sich dadurch, daß sie den Hengst ein oder ein Paar Mal abschlagen, nicht abhalten lassen, ihn noch mehrere Male zuzuführen, weil sie demohnherachtet noch nicht empfangen haben und nach einiger Zeit einen neuen Wurf annehmen können. — Die Gewohnheit, der Stute gleich, wenn der Beschäler abgestiegen ist, ein Paar Eimer voll kalten Wassers übers Kreuz zu gießen, ist als unnöthig und schädlich zu verwerfen; auch kann ihr eine heftige Bewegung dann nicht zuträglich seyn. — Das Trächtigseyn ist in der ersten Zeit schwer zu bemerken; im fünften oder sechsten Monate aber fühlt man die Bewegung des Füllens, wenn man, während daß die Stute säuget, die Hand an ihren Leib hält.

Während der Schwangerschaft bedarf die Stute im vorzüglichsten Maasse alle die Wartung und Pflege, welche den Pferden überhaupt zukommt. Es ist jedoch nöthig, sie immerfort zu einer mäßigen Arbeit anzuhalten, weil ihr die Bewegung zuträglich ist, und zwar gesundes, aber nicht so reichliches und gutes Futter zu reichen, daß sie fett werde,

werde, welches die Geburt erschwert. Nur drei oder vier Wochen vor der Geburt ist eine bessere Fütterung rathsam, damit sie mehr Kräfte und hinlängliche Milch erhalte. Die Schwangerschaft dauert 11 Monate und einige Tage, manche Stuten tragen auch 12 Monate. Uibermäßige Anstrengung, heftige Bewegung, gewaltsame Eindrücke, Schrecken und dergleichen veranlassen oft zu zeitige Geburten. — Gegen die Zeit der Geburt muß man die Stute nicht kurz, sondern so lang als möglich anbinden. Man merkt diese Zeit daran, daß ihr die Milch auszulaufen anfängt; noch bestimmter weiß man, daß sie in 24 Stunden fohlen werde, wenn um die Warzen des Eiters weißliche Tropfen, wie Harz ausbrechen, welche, wenn man sie abzapft, immer wieder nachfließen. Man sorgt alsdann für eine weiche Streu, damit das Fohlen nicht hart liege.

Die Stuten gebähren zum Theil liegend, zum Theil stehend. Manchmal bedürfen sie bei diesem Geschäfte keiner Hülfe; bisweilen aber hat das Fohlen eine verkehrte Lage und würde ohne Menschenhülfe schwer zur Welt gebracht werden. Indessen darf man nicht eher an dem Fohlen ziehen, als bis die Mutter selbst auf die Geburt arbeitet. Alle müßige Zuschauer müssen dabei entfernt werden, weil sonst die Gebährende in ihrem Geschäfte leicht gestört wird. Wenn die Stute stehend fohlt, so reißt die Nabelschnur von selbst entzwei und heilt bald wieder; fohlt sie aber liegend, so muß man die Nabelschnur entweder mit den Händen in der Gegend des Nabels entzwei reißen, oder mit einem starken Bindfaden unterbinden und dann vor dem Bunde abschneiden. Sollte die Nachgeburt zu lange bei der Mutter bleiben, so kocht man einige Kunkelrüben oder Mangoldwurzeln (Betsa, rothe Rüben) ganz weich



weich und giebt der Stute eine halbe Kanne von diesem Wasser etlichemal hinter einander, oder man gießt ihr ein halb Pfund leinsaamenöl mit etlichen Messerspitzen Safran vermischt ein.

Nach der Geburt muß die Mutterstute in den ersten drei Tagen mit milchwarmem, reinem Wasser, worin eine gute Handvoll Roggenmehl oder Waizenkleien und etwas Salz eingerührt ist, versorgt werden, alsdann mit dem besten Heu, mit Kleien und gedörtem Hafer, damit sie gute Milch bekomme. Bei guter Bitterung kann sie nach den ersten Tagen mit dem Fohlen auf eine gute Weide gelassen werden. Den neunten Tag nach der Geburt wird die Stute wieder rossig und kann von neuem belegt werden; es ist aber, wie gesagt, besser, sie ein Jahr ruhen zu lassen \*).

**Außerziehung der Fohlen.** So wie das Fohlen gebohren ist, muß man dasselbe an Maul und Nase von dem Schleim reinigen, welchen es mitbringt und welcher am Athemholen hindert. Man rathet auch, demselben stark in Mund und Nase zu blasen, wenn es schwach ist. — Gewöhnlich ist's der Fall, daß die Fohlen schwammige, faferichte Ballen an den Hufen mit auf die Welt bringen, welche zu dem härtern Hufe nicht mitgehören: diese muß man mit der Hand oder einem hölzernen Messer behutsam ablösen, weil sie sonst verhärten und den Fuß verderben. — Wenn das Fohlen nicht von selbst das Eiter der Mutter sucht, oder diese ihr Junges nicht annehmen

B 3

\*) S. Anton a. a. O. S. 219 bis 221. Richter a. a. O. S. 16—18. Gaschitz kurzer und gründlicher Unterricht zur besten Behandlung der Pferde, Leipzig 1790. S. 12—23.

nehmen will, so darf man nicht eher weggehen, als bis man beide zusammengebracht hat. — So wie ich beim Rindvieh die Gewohnheit als schädlich verwarf, die erste, wässerige Milch auszumelken und sie dem Kalbe zu entziehen, so ist auch bei den Pferden diese Gewohnheit keinesweges anzurathen, denn eben diese erste Milch der Stute hat die Kraft, das Fohlen von den aus Mutterleibe mitgebrachten Unreinigkeiten, welche man sehr sonderbar den Erbföth nennt, zu befreien. Sollte dieß jedoch nicht hinlänglich geschehen seyn, so muß man dem Fohlen mit einem Klisliere zu Hülfe kommen, welches aus gekochten und durchgeseigten Leinsaamen, einem halben Pfund Leinöl und einem Paar loth Küchensalz besteht. In dem Falle, wenn die Stute drauf gienge, während daß das Fohlen noch gesäugt werden soll, so muß man entweder das letztere zu einer andern Stute bringen, welche noch Milch hat, und mit dieser zusammen zu gewöhnen suchen, oder es mit lauer Milch aufziehen.

Man läßt die Fohlen gewöhnlich 4 — 6 Monate an ihren Müttern saugen. Ist die Stute am neunten Tage nach dem Fohlen vor neuem belegt worden, so muß man ihr das Fohlen wenigstens nach vier Wochen nehmen, um sie nicht zu sehr zu schwächen. Ist der Winter nahe, so muß man ebenfalls mit dem Entwöhnen (Absetzen, Abbinden) eilen.

Ehe man die Fohlen von den Müttern nimmt, muß man sie nach und nach an den Genuß anderer Nahrungsmittel gewöhnen. Können sie auf die Weide getrieben werden, so lernen sie von selbst mit Gras fressen. Im Stalle aber setzt man ihnen in niedrigen Trögen Haferschrot mit seinem Deckfel, einen Mehltrank, etwas gutes Heu vor,



vor, damit sie nach Belieben davon fressen und nach und nach die Milch entbehren lernen. Man hält sorgfältig auf Abwechslung zwischen dem grünen und trocknen Futter, um sie sowohl vor Verstopfung, als vor dem Durchfalle zu bewahren.

Das Absetzen selbst kann zwar zu allen Zeiten geschehen und der Wechsel des Mondes oder die Stellung der Gestirne hat darauf gar keinen Einfluß; doch ist es gut, auf eine gute Jahreszeit dabei Rücksicht zu nehmen. Man erleichtert sich das Absetzen, wenn man das Fohlen in einen entfernten Stall bringen kann, wo es die Mütter nicht hört und von ihr nicht gehört wird. In den ersten Tagen darf es nicht angebunden werden, weil es sich nach der Absonderung sehr wild gebärden und sich am Halster erhängen könnte. Man giebt ihm in seiner Größe angemessenen Krippen und Kausen täglich dreimal Futter, nemlich Kleien, gutes Heu, etwa ein Pfund Hafer, im Sommer auch Gras. Mit dem Wachsathum vermehrt man die Quantität des Futters. Im Anfange schüttet man unter das Wasser zum Saufen ein wenig Weizenmehl, in der Folge trinkt man sie des Tags dreimal mit bloßem, aber reinem Wasser. Grummt darf man den Fohlen nicht geben. Nach vierzehn Tagen kann man die abgesetzten Fohlen auf die Weide schicken, wo es gewöhnlich ist. Der Uebergang vom trocknen Futter zum grünen und umgekehrt darf ohne Nachtheil nicht schnell geschehen.

Um gute Pferde zu ziehen kommt es vorzüglich darauf an, daß man an der Abwartung, Pflege und Fütterung der Fohlen Nichts versäume. Alle die Vorzüge, welche diese jungen Thiere von ihren Aeltern ererbt haben, würden bei einer schlechten Behandlung bald verloren gehen.

Daraus folgt aber nicht, daß man die Fohlen unmäßig füttere, denn auch zu gutes und zu reichliches Futter schadet ihnen. Sie brauchen in der Jugend zartere und leichtere Kost: Hafer darf man ihnen nur sparsam reichen. Im dritten Jahre gehört ihnen täglich ohngefähr vier Pfund Hafer nebst dem nöthigen Heckerling und acht Pfund Heu mit eben so vielem Stroh: vom dritten bis zum vierten Jahre setzt man von jedem etwa zwei Pfund zu.

Wenn die Fohlen zwei Jahre alt sind, so muß man die Hengstfohlen von den Stutenfohlen absondern, damit sie nicht zu früh dem Triebe zur Fortpflanzung folgen. Im zweiten Jahre pflegt man ihnen die Haare der Mähne und des Schweifes abzuschneiden, damit sie länger und voller wachsen, wiederholt dieß auch in der Folge einige Male. Fleißiges Putzen, Waschen und gelindes Striegeln ist zur Erhaltung und Befestigung ihrer Gesundheit unentbehrlich. — In der Jugend kann man auch am leichtesten verhindern, daß die Pferde nicht unangenehme Gewohnheiten annehmen, welche oft das beste Pferd fast unbrauchbar machen. Man mache sie durch Liebkosungen und eine freundliche Behandlung zahm, lasse sie von der Hand fressen, halte sie in einem hellen Stalle, schwinde Fahren von hellen Farben vor ihnen herum, und gewöhne sie an das Geräusch der Trommeln, Trompeten und Schießgewehre, damit sie nicht stöckisch und nicht scheu werden.

Nach dem dritten Jahre fängt man an, die jungen Pferde zu ihrer Bestimmung vorzubereiten. Man legt ihnen zu Zeiten Sattel und Geschir auf, ein Gebiß ins Maul und versucht das Aufsitzen. Mit dem vierten Jahre können sie nach und nach zu leichter Arbeit, doch immer noch mit der größten Schonung, angehalten werden, denn die



die zu frühe Anstrengung verhindert den Wachsthum des Pferdes und verursacht mancherlei Fehler. Sind es Pferde, welche zur Zucht behalten werden sollen, so ist es um so mehr nöthig, daß sie lange geschont werden, damit sie ihre völlige Stärke erhalten und eine gute Nachzucht versprechen. Sobald ihre Arbeit angeht, werden sie gewöhnlich beschlagen, welches in unebnen Gegenden nöthiger ist, als in ebenen. Man bereitet sie dazu vor, indem man öfters die Füße wechselsweis aufhebt und mit einem Stücke Holz anfangs leiser, hernach stärker darauf schlägt<sup>\*)</sup>. Manche lassen im Winter die Vorderfüße und im folgenden Frühjahr erst die Hinterfüße beschlagen, wo aber die Eisen nicht aufgebrannt und der Huf nicht abgeraspelt werden darf<sup>\*\*)</sup>. — Im zweiten oder dritten Jahre sucht man bisweilen die Schönheit des Pferdes durch das Englisiren zu erhöhen, eine in England sehr gewöhnliche Bestimmung des Pferdeschwanzes, weil man daselbst die Pferde dicht hinter einander zu spannen pflegt. Bei uns hat das Englisiren eben keinen Zweck und die dadurch beabsichtigte Verschönerung ist nur eingebildet, denn ein schöner langer Schweif ist weit eher eine Zierde des Pferdes, abgerechnet, daß er das einzige Verteidigungsmittel desselben gegen die Insekten ist. Man verrichtet das Englisiren, indem man zween Zoll vom After die Sehnen des Schwanzes rund herum zerschneidet, den Schwanz in die

B 5

Höhe

\*) S. Gaschis a. a. O. S. 28.

\*\*) S. Suetow's Anfangsgründe der Naturgeschichte der Thiere, Leipz. 1797. IV. Theil S. 287. — Von dem Geschäfte, Pferde zu beschlagen, findet man Belehrung in: Bouvinghausen von Wallmerode Anweisung, die Pferde besser und tüchtlicher als bisher zu beschlagen. Stuttgart, 1780.

Höhe bindet, und nach Heilung der Wunde denselben einen halben Fuß vor der Wurzel abschlägt, worauf der noch übrige Theil gerade aus steht.

Wichtiger ist die Verrichtung, die Hengste zu verschneiden, oder zu reißen, um sie zahmer und zum Dienste bequemer zu machen. Sie ist nicht leicht und erfordert einen geschickten Mann. Manche wollen, daß diese Entmannung der Pferde vorgenommen werde, ehe sie noch abgeseht sind: aber dann würden die Pferde weder groß noch stark werden. Andere wollen dieselbe bis ins 2te, 3te, 4te Jahr verschoben wissen. Aber je älter das Thier wird, desto beschwerlicher und gefährlicher wird das Verschneiden und es bleibt am rathsamsten, ohngefähr nach dem 2ten Jahre in einer gelinden Jahreszeit und bei gutem Wetter zu demselben zu schreiten. Am sichersten geschieht es durch ägende Mittel, sonst auch durch Klopfen und Brennen. Die gerissenen oder entmannen Pferde heißen Wallache.

Stallung. Obgleich die meisten Landwirthe wenig verlegen darüber sind, welchen Stall sie ihren Pferden anweisen sollen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Beschaffenheit des Stalles großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Pferde hat. Wer mit Glücke Pferde halten will, muß die Stallung nach folgenden Regeln einrichten.

Die Pferde gehören allerdings mit zu unsern empfindlichen Hausthieren: große Hitze und große Kälte ist ihnen schädlich. Der Pferdestall muß also so angelegt seyn, daß man im nöthigen Falle den Sonnenstrahlen den Eingang versperren, und im andern Falle ihnen denselben wieder öffnen kann. Fenster gehören daher sehr wesentlich zu einem guten Pferdestalle, nicht weniger deswegen, damit immer



immer gnugsames Licht in den Stall falle, weil sonst die Pferde, welche gewöhnlich im Dunkeln stehen, leicht scheu werden und des Nachts vor allen weißen und glänzenden Dingen erschrecken. Die Fenster müssen aber auf einer Seite und so hoch angebracht seyn, daß die Sonnenstrahlen nicht gerade auf die Augen der Pferde fallen, welches den Augen schadet. Diese Fenster nebst besondern, in der Höhe angebrachten, Lustlöchern, welche geöffnet und verschlossen werden können, müssen auch dazu gebraucht werden, um bei gelindem Wetter frische Luft in den Stall zu lassen, indem die Ausdünstungen der Pferde, wenn sie keinen Abzug haben, Ursache von manchen Krankheiten werden. Damit aber im Sommer mit der Luft nicht auch Insekten eingelassen werden, so muß man die geöffneten Fenster in dieser Jahreszeit mit Beuteltuch oder andern lockern Zeugen zuhängen, wobei der Stall nöthiges Licht und frische Luft erhält und doch kühl bleibt. Da nun aber bei uns die meisten Pferdeställe noch so beschaffen sind, daß weder ein Lichtstrahl, noch ein frischer Luftzug eindringen kann, so darf man sich nicht wundern, wenn unsre Pferde- zucht im Ganzen noch schlecht bestellt ist.

Ein guter Pferdestall muß wenigstens an 12 Fuß hoch seyn, damit sich die Ausdünstungen besser vertheilen und im Sommer die Hitze nicht zu groß werde. Der Umfang des Stalles richtet sich natürlicher Weise nach der Anzahl der Pferde: man rechnet auf einen einzelnen Pferdestand einen Raum von 5 bis 6 Fuß Breite, bei einer Stute 8 Fuß, wenn sie ein Fohlen hat, und von 15 Fuß Länge. Jedes Pferd wird vom andern durch einen Baum oder eine Scheidewand geschieden, damit sie sich nicht beißen oder schlagen. Der Fußboden muß eben seyn, weil sonst

sonst die Pferde leicht an den Füßen Schaden nehmen, und etwas abhängig, so daß die Feuchtigkeiten in besonders angelegte Rinnen ablaufen können. Am rathsamsten ist es, den Boden mit starken Pfosten auszubohlen, weil ein Steinpflaster zu sehr kühlt. Eben deswegen glaube ich auch, daß die Wände des Pferdestalles besser von Thon, als von Steinen aufzuführen wären. Die größte Reinlichkeit ist im Pferdestalle unerläßlich. Die übrigen Einrichtungen sind gleichgültiger.

**Fütterung.** Diese ist denn freilich in verschiedenen Gegenden und unter verschiedenen Umständen verschieden; doch werden die meisten Pferde vorzüglich mit Hafer, Heckerling und Heu gefüttert. Der Hafer ist unter allen Getreidearten den Pferden am angemessensten, vom Roggen werden sie dicker und schwerer, nach der Gerste schmeißen sie zu stark; doch kann es wohl geschehen, daß man in Ermangelung des Hafers mitunter oder eine Zeitlang Roggen füttere. Der Hafer muß vom Staube gereinigt, nicht dumpfig, noch verschimmelt seyn, wenn er den Pferden nicht schädlich werden soll. Alte Pferde vermögen nicht den Hafer zu zermalmen und verlieren deswegen an Kräften, indem der Hafer unverdaut wieder von ihnen geht. Es ist dagegen folgendes Mittel als bewährt angerathen worden: man beneße den Hafer sechs Stunden vor der Fütterung mit Wasser, wodurch er mürber wird, oder quetsche ihn auf einer kleinen Handmühle und vermische ihn mit etwas Heu und Salz \*).

Der Heckerling, mit welchem man den Hafer vermischt, muß von gutem Roggen- und Weizenstroß fein geschnit-

\*) S. Schedel in den ökonomischen Heften 1795. August. S. 136.



geschnitten seyn. Heckerling von andern Stroharten darf nur bisweilen zur Abwechslung gereicht werden.

Das Heu darf nicht dumpfig, schimmlich oder ver-  
schlemmt seyn. Bei ausgewachsenen Pferden ist es ziem-  
lich einerlei, ob sie Heu von sauren oder süßen Wiesen be-  
kommen, gemeiniglich lassen sie die eine Art liegen, wenn  
sie an die andere gewöhnt sind; aber Fohlen müssen Heu  
von süßem Grase erhalten. Grummt ist keine gute Pfer-  
desütterung, allensfalls kann man, wenn der Heuvorrath  
abnimmt, etwas Grummt unter das Heu mischen.

Das Maas dieses Futters richtet sich theils nach der  
Größe der Pferde, theils nach ihrer Arbeit. Ein Reit-  
oder Kutschpferd, welches wenig angegriffen wird, kann  
bei sechs bis acht Pfund Hafer, dem nöthigen Heckerling  
und fünf bis sechs Pfund Heu des Tags bestehen; ein Pferd  
aber, welches täglich im Acker und Wagen gehen soll,  
braucht des Tags 12 bis 14 Pfund Hafer und den ange-  
messenen Heckerling nebst 5 bis 6 Pfund Heu Abends zur  
Absütterung. — Wenn die Pferde gedeihen sollen, so ist  
es nöthig, daß bei ihrer Fütterung strenge Ordnung gehal-  
ten und die gehörige Zeit beobachtet werde. Man gebe  
ihnen gewöhnlich des Tags drei Mahlzeiten, im Sommer  
früh um 5, Mittags um 11 und Abends um 7 Uhr. Wenn  
auch der Landmann die dritte Futterzeit nicht immer halten  
kann, am wenigsten zur Zeit der Erndte, so braucht er doch  
die beiden erstern nicht zu überschreiten. Die Futterpor-  
tionen müssen in der Regel gleich groß gemacht werden,  
nicht einmal viel, das andere Mal wenig, weil sonst das  
Pferd bald Hunger leidet, bald sich überfrisst.

Außer dem gewöhnlichen Futter von Hafer, Hecker-  
ling und Heu kann man Winter und Sommer auch mit  
angeban.



angebauten Futterkräutern füttern und dadurch viel Hafer und Stroh ersparen. Dergleichen Futterkräuter sind besonders rother Klee, Luzerne und Esparsette. Die Luzerne ist schon im angehenden Frühjahr zu füttern, der rothe Klee folgt im Mai und Junius. Beide Kleearten sind fette Pflanzen und man thut sehr wohl, wenn man sie nicht allein und unvermischt den Pferden giebt, sondern lieber mit Stroh als Heckerling geschnitten, vorzüglich wenn der Klee noch jung ist und die Pferde noch nicht an das grüne Futter gewöhnt sind. Man entgeht vielen Gefahren, wenn man behutsam erst wenig Klee unter Stroh schneidet und nach und nach am Klee zusetzt und vom Stroh abnimmt. Die Esparsette ist weniger fett und leichter zu verdauen. — Eben diese Futterkräuter getrocknet, geben für die Pferde das beste Heu im Winter, welches entweder mit dem gemeinen Heu vermischt oder ebenfalls mit Stroh zu Hecksel geschnitten wird.

Eine ganz andere Beschaffenheit hat es mit der Fütterung, wenn die Pferde auf die Weide getrieben werden. In manchen Gegenden kommen die Pferde der Landleute fast den ganzen Sommer nicht in den Stall: Abends werden sie auf die Gemeindewiesen getrieben, des Morgens wieder eingefangen und zum Feldbaue gebraucht; das Mittagfutter besteht ebenfalls wieder in Gras. Es ist wahr, daß auf diese Weise die Pferde im Sommer sehr wohlfeil zu erhalten sind; aber es ist auch eben so wahr, daß die Pferde bei solcher Fütterung und Abwartung nur klein und schwächlich bleiben und daher jeder Landmann zu der Arbeit, welche mit zwei Pferden zu verrichten wäre, wenigstens vier Pferde halten muß. Es wäre also wohl rathsamer, die Gemeindewiesen zu vertheilen, ordentlich zu bebauen  
und



und die Pferde mehr im Stalle zu füttern. — In Stutereien pflegen die Pferde am Tage auf die Weiden getrieben und des Nachts im Stalle gehalten zu werden. Dabei sind folgende Regeln zu beobachten. Man wähle so viel wie möglich trockne Wiesen, weil die Pferde auf nassen Wiesen schwerfällig und faul werden und sich leicht die Füße verderben. Man treibe des Morgens nicht eher aus, als bis der Nebel, Thau und Reif sich verzogen hat, suche des Mittags Schatten und reiche den Pferden wenigstens zu Anfange des Frühjahrs alle Morgen vor dem Austreiben ein trocknes Futter, damit ihnen der Uebergang zum grünen nicht schade.

Salz, welches für das Schaf- und Rindvieh so sehr empfohlen ward, ist auch den Pferden sehr gesund, indem es manche Krankheiten verhindert und zum Fressen und Saufen reizt. Man streut alle acht oder vierzehn Tage eine Handvoll Salz auf das Futter jedes Pferdes oder salze das Heu ein.

Das Tränken muß mit eben der Sorgfalt geschehen, als das Füttern. Gewöhnlich wird nur mit reinem hellen Wasser getränkt, des Tags dreimal. Trübes Wasser ist ungesund, eben so auch zu kaltes Wasser: auf Erhitzung zu saufen, ist den Pferden wie allen Thieren schädlich. Ein Getränk von geschrotener Gerste ist dienlich, um mageren Pferden aufzuhelfen.

Endlich ist auch nicht zu versäumen, alle Gefäße, aus welchen die Pferde ihre Nahrung erhalten, so rein als möglich zu halten. Man muß vor jeder Fütterung die Rippen mit Grobwißchen auswischen, damit theils die Ueberreste des alten Futters nicht zurückbleiben und faulen  
oder

oder schimmeln, theils nicht Unrath von Mäusen und Ratten, welche bisweilen die Krippen besuchen, das Futter verderbe. Auf Reisen ist diese Vorsicht um so nöthiger, weil man in einen Stall kommen kann, wo ein Pferd mit einer ansteckenden Krankheit, z. B. dem Rothe gestanden hat. Man giebt auch den Rath, in dieser Ungewisheit die Krippen und Kausen nach der Reinigung mit Knoblauch auszureiben, wodurch das Anstecken des Rothes verhütet würde.

Zur Wartung der Pferde gehört, daß so wie ihr Stall auch ihr Körper immer rein erhalten werde, daher sie fleißig gestriegelt, gepuht und gewaschen werden müssen. Sie oft in die Schwemme zu reiten, ist ihnen in mehrerer Rücksicht gesund. Man muß darauf halten, daß die Pferde, wenn sie vom Futter und aus dem Stalle kommen, nicht gleich gejagt werden, weil bei vollem Magen eine heftige Bewegung jedem thierischen Körper schädlich ist: eben so wenig dürfen sie erhitzt in den Stall und zum Futter kommen.

Feinde und Krankheiten. Zu den Feinden des Pferdes sind mehr kleine als große Thiere zu rechnen. Bären und Wölfe fallen die Pferde zwar an, werden aber bisweilen von denselben zurückgetrieben, indem die Pferde hinten ausschlagen und, wie bekannt, in ihren Füßen viel Kraft haben. Alle ihre Stärke nützt ihnen aber nichts gegen die Insekten, welche eine große Plage der Pferde sind. Dergleichen sind die fliegende Pferdelaus (*hippobosca equina*), die eigentliche Pferdelaus (*pediculus equi caballi*), die Pferdebremse, welche sehr empfindlich sticht, am gefährlichsten aber der Aterkriecher (*oestrus haemorrhoidalis*), und die Nasenbremse (*oestrus nasalis*). Der

Ater-



Asterkriecher paßt die Zeit ab, wenn das Pferd mistet und legt ihm seine Eier in die Falten des Mastdarms. Die auskommenden Larven oder Maden gehen in den Darmkanal, werden groß und setzen sich mit ihren hornartigen Haken in den Gedärmen oder auch wohl in dem Magen fest, bis sie ihrer Verwandlung nahe sind. Das Pferd leidet dadurch so empfindliche Schmerzen, daß es oft plötzlich umfällt und nicht selten drauf geht. Die Nasenbremse kriecht den Pferden, wie den Hirschen, in die Nase und legt ihre Eier in den Schleim derselben; die Larven kriechen dann in den Schlund und setzen sich fest. Um die Fliegen von den Pferden abzuhalten, soll man sie alle Morgen mit rohem Nußlaube reiben, nöthigen Falls auch des Nachmittags. \*). — Außerdem ist auch das Pferd mit einer Menge Eingeweidewürmer geplagt. Mittel gegen die Maden und Würmer siehe unten unter Wurmkrankheit.

Noch reichhaltiger ist das Verzeichniß von Krankheiten bei den Pferden, ich will die vornehmsten angeben nebst den bewährtesten Mitteln dagegen \*\*).

1) Der Koller ist eine Krankheit, welche sich von Zeit zu Zeit äußert, (periodisch) nicht immerfort anhält. Er äußert sich aber auf zweierlei Art, entweder das Pferd steht oder geht tiefsinnig und unempfindlich, matt und ohne Triebflust, oder es fängt zu Zeiten an zu wüthen, zu toben und sich unbändig zu gebärden. Die erste Art heißt der stille Koller und ist mit der Melancholie der Menschen zu vergleichen.

\*) S. Reichsanzeiger 1797. N. 34.

\*\*) Das Meiste hiervon findet man in dem oben angeführten Lehrbuche der populären Thierheilkunde von D. Schreger und in Richters Anweisung zur Pferdezuucht.

vergleichen: die zweite Art — der tolle Koller ist der Raseri der Menschen ähnlich. Beiderlei Zustände gehen oft in einander über und finden bei einem und demselben Pferde statt. Ein Pferd mit dem stillen Koller bekommt den tollen Koller, wenn es starker Sonnenhitze ausgesetzt ist. Der tolle Koller ist gefährlicher und schwer zu heilen. Beide Arten rühren zunächst von einem widernatürlichen Drucke auf das Gehirn her, wenn eine zu große Menge Blutes nach dem Gehirn getrieben wird. Dieses geschieht am häufigsten bei Verstopfungen und Verschleimungen in den Eingeweiden des Hinterleibes, wovon Unreinlichkeit, schlechte, unordentliche Fütterung und unreines Getränk die Ursachen seyn können. In diesem Falle muß man sich zuerst abführender Mittel bedienen, z. B. 2 Unzen Semmelblätter und 4 Unzen Glaubersalz, in Wasser gekocht und ausgepreßt, welche Arznei einige Male wiederholt werden kann. Dabei können auch täglich ein oder zwei Klisire von Kamillen und Salz gegeben werden. Sollten die Unreinigkeiten in den Gedärmen sehr zähe seyn, welches man aus dem härtern Mist, aus der reinen Zunge und der größern Aengstlichkeit des Thieres schließen kann, so muß man vor den abführenden Mitteln erst auflösende brauchen, die entweder in grünen Kräutern bestehen, als: frische Sallatblätter, grüne Eichorien, Pfaffensöhren, Sauerampfer und Bittersüß mit Salz vermischt, oder in einem Tranke von Queckenwurzel, Pfaffensöhren oder Eichorienwurzel, Baldrian, welches von jedem zu 6 Loth zerschnitten, in 6 Maas Wasser bis zu 5 oder 4 Maas eingekocht, durchgedrückt, mit 8 bis 10 Loth Glaubersalz oder 6 Loth Salmiak vermischt und Abends und früh in steigender Quantität eingegeben wird. Sollten diese auflösenden Mittel unwirksam bleiben, so muß man zu hiesi-

gern



gern schreiten, man giebt 3. B. von einem Pulver aus 3 Loth Ammoniacummi, eben so viel Teufelsdreck oder Aloe und Salmiak täglich drei bis vier Mal einen Löffel voll, vermindert die Portion bei eintretender Hitze des Pferdes und dämpft im nöthigen Falle die Hitze durch Salpeter und Honig unter das Saufen gemischt und durch Klistiere aus Leinsaamen mit Essig. — Eine oft geglückte Kur ist folgende. Man begießt die kollerkranken Pferde plötzlich mit kaltem Wasser, oder bewirkt sie im Winter mit Schnee und giebt ihnen darauf laue Klistiere von auflösenden Kräutern mit etwas Weinessig \*). Man setzt diese Kur nebst den auflösenden Mitteln so lange fort, bis die Mistausleerungen gehörig in Gang gebracht sind. — Wenn nun durch lange Mühe und oft nicht ohne viele Kosten der Unrath weggeschafft ist, und das Thier seine Munterkeit und Fresslust wieder erhält, so muß man es zu stärken bedacht seyn, durch Wein mit eingeweichter Brodkrume, oder durch zerstoßene Wacholderbeeren,  $\frac{1}{2}$  Pfund Enzianwurzel, 3 Loth gepulverten Ingwer, mit Honig zu einer Latwerge gemacht und täglich zweimal so groß wie ein Hünerei eingegeben. — Sobald der Koller aus den Verstopfungen der Eingeweide entsteht, so ist das sehr gewöhnliche Ueberlassen nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich. Fleißiges Waschen des Kopfes mit frischem Wasser ist aber unter allen Umständen sehr gesund.

Am allerunheilbarsten ist der Koller, wenn er von innern Fehlern des Kopfes selbst herrührt. Man will ihn durch das Trepaniren geheilt haben.

C 2

2) Mit

\*) S. Röhrs Beitrag zur Erkenntniß der Natur und Heilart des Kollers der Pferde. Leipzig 1794.

2) Mit dem Koller sehr verwandt ist eine andere Krankheit des Pferdes, welche auch der Koller, sonst auch die Kopfkrankheit, die fallende Sucht, der Sonnenstich u. s. w. genannt wird. — Sie zeigt sich fast eben so wie der Koller durch einen zwischen Melancholie und Raserei abwechselnden Zustand, weicht aber dadurch ab, daß sie nicht periodisch ausbricht und wieder nachläßt, sondern eine fortwährende Krankheit ist, welche sich entweder mit einem baldigen Tode oder mit völliger Genesung endigt. Sie entsteht manchmal aus eben den Ursachen, wie der eigentliche Koller, ist mehrentheils ein gallisches Entzündungs- oder Faulfieber, rührt auch oft von Stößen und Gewaltthätigkeiten her, welche der Kopf erlitten hat. Im letztern Falle ist vorsichtiges Ueberlassen heilsam, besonders wenn der Puls voll geht. Außerdem bedient man sich der Haarseile, mit Basilicumsalbe bestrichen, der Zuckerpflaster und der Klistiere aus Leinsamen, Baldriankraut oder Camillenblumen mit Oel und etwas Salz. An alten Pferden ist bei dieser Krankheit wenig auszurichten. Eine weitläufigere Auseinandersetzung dieser Krankheit ist in dem oben angeführten Werke des Herrn D. Schregers zu finden, welches ich als ein sehr brauchbares Handbuch über die Krankheiten der Thiere den Landwirthen und Thierärzten empfohlen haben will.

3) Die Wuth, Wasserscheu entsteht bei den Pferden ohnstreitig nicht von selbst, wie bei den Hunden, sondern nur, wenn sie von tollen Thieren gebissen, oder den Geißer toller Thiere mit dem Futter hintergeschluckt haben: das letztere ist noch gefährlicher. Die Wuth bricht bei den Pferden erst spät nach der Vergiftung aus, erst zwischen dem zwanzigsten und funfzigsten Tage, oft noch später



später, selten früher. Ist sie einmal im Ausbruche, dann ist alle Hülfe vergebens, man muß das franke Pferd tödten. Bemerket man aber den Biß bei Zeiten, so kann man die Wuth verhüten, wenn man die Wunde ausschneidet, sie ausbluten läßt, mit Salzwasser auswäscht und durch eine Salbe aus 4 Loth alten Schmeer und 1 Loth spanischen Fliegen zur Eiterung bringt, welche Eiterung man durch die ägyptische Salbe 30 Tage lang unterhalten kann. Ist die Wunde an einem Theile, daß sie nicht ausgeschnitten werden kann, so äße man sie mit Höllenstein stark aus, wasche sie mit gesalzenem Essig und erhalte sie durch die letztgenannte Salbe in der Eiterung. Bleiben die Ränder der Wunde hart und schwellen sie auf, so ist es ein übles Kennzeichen und man hat auf seiner Hut zu seyn.

4) Augenentzündung zeigt sich, wenn das Weiße im Auge roth oder blutstriemig ist. Ist etwas ins Auge gekommen, welches die Entzündung verursacht, so suche man es mit den Fingern oder einer feinen Zange herauszulangen. Ist dieses entfernt, oder entstand die Entzündung von einem Stöße oder Schläge, so zertheile man die Hitze durch ein Augenwasser aus 1 Quentchen Bleizucker und eben so viel weißen Vitriol, in einem Pfunde Wasser aufgelöst, womit man etwa dreimal des Tags das Auge gelind befeuchtet. Rührt die Entzündung von innerer Schärfe her, so muß man durch Aderlassen und abführende Mittel zu Hülfe kommen. Beides fällt aber weg, wenn es eine mit der Drüse (siehe unten) verbundene Augenentzündung ist, wobei man die Augen blos mit kalten Wasser und dem ausgekochtem Saft der Malvenblüthen wäscht.

5) Der graue Staar, wobei das Auge ganz blind ist, muß von einer geübten Hand gestochen werden.

Der schwarze Staar verursacht ebenfalls Blindheit, ohne daß man etwas Widernatürliches im Auge bemerkt, und ist nicht leicht zu heilen. Wenn er durch zu starke Erhitzung entstand, so kann man Aderlaß, Haarseile am Halse, Blutigel um die Augen versuchen. Der grüne, gelbe oder gemischte Staar, wo der graue und schwarze verbunden ist, ist gar nicht zu heilen.

6) Der Strengel, die Strenge, der Schnupfen ist eine andere Krankheit als die Druse, mit der sie wechselt wird. Sie hat Aehnlichkeit mit dem Schnupfen der Menschen und entsteht fast aus eben diesen Ursachen, nemlich aus Erkältung auf die Hitze, unterdrückter Ausdünstung bei nasser, neblichter Witterung. Es ist daher nicht gut, ein warmes Pferd in der Kälte, oder im Regen stehen zu lassen, sondern besser, es gleich in den Stall zu führen, mit Strohwischen abzureiben und zuzudecken. Wenn das Pferd warm gehalten und mäßig gefüttert wird, so verliert sich der Strengel oft von selbst: allenfalls kann man 1 Loth Salpeter und einige Löffel Honig unter ein laues Getränk mischen. Hat es aber starkes Fieber und Hitze dabei, so läßt man an der Halsader Blut weg und braucht Klästiere von Camillen, Leinöl und Salz. Will der Schnupfen nicht fließen, so hänge man dem Pferde ein Sack mit gekochter Gerste oder Kleien um den Kopf und lasse es den Dampf einziehen, oder spritze ihm laue Milch und Gerstensaft in die Nase. Tritt der Schnupfen zurück, so mache man eine Salbe aus frischer Butter mit der Hälfte gepulverten Schwefels, bestreiche damit zwei Gänsefedern bis an die Riele, streue noch gepulverten Schwefel darüber, stecke in jedes Nasenloch eine, besesige sie mit einem Bindfaden am Kopfe des Pferdes, setze es eine Stunde



Stunde lang in Bewegung, wenn es das Wetter zuläße und ziehe dann die Federn wieder heraus. Diese Verrichtung kann auch ein Paar Mal wiederholt werden, ohne den Gebrauch der Klittiere zu versäumen. — Wenn der zurückgetretene Strengel auf die innern Theile fällt, so können gefährlichere Krankheiten daraus entstehen.

7) Die Druse, der Kropf, hat in ihren Aeußerungen allerdings viel Aehnlichkeit mit dem Strengel, doch ist sie nicht eben dieselbe Krankheit. Den Strengel bekommen die Pferde oft, die Druse aber sollen sie nur einmal im Leben leiden: der Erstere ist nicht ansteckend, wohl aber der letztere. Ein drusiges Pferd kündigt sich dadurch an, daß es traurig und matt wird, die Fresslust verliert, an Verstopfung leidet und trübe, rothe Augen bekommt. Mit zunehmender Krankheit stellt sich Fieber ein, Frost und nach einiger Zeit Hitze, gewöhnlich mit einem keichenden Husten. Nach einem Paar Tagen hebt sich die Krankheit gewöhnlich dadurch, daß ein Ausfluß aus der Nase die Krankheitsmaterie ausführt. Wird dieser Ausfluß unterbrochen und setzt sich die Drusenmaterie auf andere Theile, so wird die Krankheit gefährlicher, wie es der Fall beim Strengel war. Hält sie über einige Wochen an, so pflegt sie auch wohl in den Noß überzugehen. Sie entsteht gewöhnlich nur bei jungen Pferden, welche gegen die Abwechslung der Witterung empfindlicher sind und mehrern Schleim erzeugen, als die ältern Pferde. Diese Abwechslung der Witterung, der Uebergang von einer Futterart zur andern im Frühling und Herbst, und dann auch die Ansteckung sind die vornehmsten Ursachen der Druse. Man suche das Thier so viel wie möglich gegen diese Ursachen zu verwahren. Disteln unter das Futter

geschnitten, Spiegglasleber, Leinsaamen und dergl. mehr sollen zur Verhütung der Drüse beitragen.

Ist diese Krankheit gutartig, so gebe man dem Pferde blos die Abwartung, welche beim Strengel empfohlen ward und die Natur wird sich selbst heilen. Man hüte sich, durch unzeitige Mittel, als Laxieren, Aderlassen, kühlende Getränke die Krankheitsmaterie von dem natürlichen Wege abzuleiten. Man füttere Hafer- und Gerstenschrot mit gelben Rüben und tränke mit lauem Wasser mit Honig oder Gerstenmehl vermischt. — Will die Drüse aber nicht zum Flusse kommen, so wendet man ähnliche Dampfbäder an, wie bei dem Strengel, macht eine Latwerge aus Wachholderbeermehl und Honig und streicht dem Pferde früh und Abends eine halbe Stunde vor dem Futter so viel, als ein Hühnerei groß ist, auf die Zunge. Nützlich ist auch ein Trank aus zwei Eidottern, mit zwei Theeschaalen Wasser gequirlt und mit eben so viel Lein- oder Baumöl vermischt: man giebt zum öftern eine Tasse voll. Fehlt es dem Pferde an gehöriger Oeffnung, so gebe man ein Klüstier von abgekochter Gerste, Leinsaamen, Camillen mit Pappelblättern mit Del und Salz.

8) Der Kofs läßt sich aus dem Ausflusse aus der Nase, der widernatürlich beschaffenen Nasenhaut, den geschwellenen Drüsen und besonders auch daraus erkennen, daß sich das Pferd in der ersten Periode dieser Krankheit ganz wohl zu befinden scheint, da es bei andern ähnlichen Krankheiten sich gleich traurig und matt zeigt. Man kann in der Krankheit des Kofes drei Perioden annehmen. In der ersten zeigt sich eine weißliche, dünne Feuchtigkeit, welche nur aus einem einzigen Nasenloche fließt und oft nur dann merklich wird, wenn das Pferd eine Weile ange-  
strengt



strenge worden ist, eine Entzündung der innern Nasenhaut und das Anschwellen einer oder mehrern Drüsen auf der Seite der Backen, wo das Nasenloch fließt, wobei das Pferd noch gesundes Ansehen und gesunden Appetit hat. Ein trockner Husten findet nur dann Statt, wenn der Roß nicht durch Ansteckung entstanden ist. — In der zweiten Periode wird der Ausfluß zähe, gelb oder grünlich. — In der dritten Periode fließt aus beiden Nasenlöchern eine grünliche oder schwärzliche, gemeiniglich blutstreifige und stinkende Feuchtigkeit, die Nasenhölenhaut blutet oft, die Augen trüben, die Nasenknochen, der Vorderkopf, die Schenkel und Hoden schwellen an, das Thier wird matt, mager, hustet und fängt an zu hinken, welches letztere ein Zeichen des nahen Todes zu seyn pflegt. Der Roß besteht also in einer Geschwulst der Drüsen und Entzündung der innern Nasenhaut, welche in Eiterung übergeht und Geschwüre bildet, die nicht nur die Haut sondern auch die Knochen der Nase anstreifen. Er ist ansteckend und kann also durch Ansteckung erzeugt werden; er entsteht aber auch von selbst durch verdorbene Säfte bei schlechter Fütterung, dumpfigen Heu, sumpfigen Wasser, durch schlechte Kur bei äußern Krankheiten u. s. w. Auch kann der Strengel nebst andern Uebeln in den Roß ausarten, wenn der Natur nicht bei Zeiten aufgeholfen wird.

Vor allen Dingen sey man also darauf bedacht, daß man nicht die Pferde durch üble Behandlung zu Anfällen des Roßes disponire, und daß man sie von roßigen Pferden und allen den Dingen, in welchen die Ausdünstungen solcher Pferde übergegangen sind, entfernt halte. Die Ansteckung soll dadurch verhütet werden, daß man den Pferden früh und Abends die Nasenlöcher von außen mit

Terpentinöl reibt, den Stall mit Weisrauch und Schwefel austräuchert und den Pferden täglich 4 bis 6 Loth Schwefelblumen eingiebt.

Wenn der Roß schon sehr überhand genommen hat, so ist die Kur äußerst mißlich; im Entstehen aber läßt er sich wohl heilen. Ein ziemlich sicheres Mittel, den Zustand eines am Roße kranken Pferdes zu erkennen ist, wenn man demselben an der Ruthe des Schweifs ein Paar Löffel Blut abläßt: ist dasselbe natürlich beschaffen, so sind die Säfte des Pferdes noch nicht ganz verdorben und es möchte wieder herzustellen seyn; ist es aber mit einem zähen Schleime vermischt, so ist der Roß unheilbar.

Zur Kur gehört zuvörderst, daß man den Stall früh und Abends mit Essig räuchert, das Pferd so reinlich, als möglich hält, die Krippen und Raufen oft säubert und gesundes, mäßiges Futter reicht. Als Arznei nimmt man den ausgekochten Saft von 3 Pfund Schlangenzunge, eben soviel Borretsch und wilde Cichorien, mischt es mit 3 Pfd. Kalkwasser, 4 bis 6 Loth Honig und 2 Quentchen Salpeter und schüttets dem Pferde ein. Darauf giebt man so gleich ein erweichendes Klistier aus Rasepappelblättern mit 4 Loth Salz vermischt. Beides wiederholt man eine Stunde vor dem Abendfutter und fährt damit zehn bis zwölf Tage fort. Ist das Pferd stark, so kann ihm auch zur Aber gelassen werden.

9) Die Maulsperrre, Maulklemme, besteht in einem krampfhaften Zusammenziehen der Kinnladen, welches das Pferd verhindert, das Maul zu öffnen und Nahrung einzunehmen. Bisweilen dehnt sich der Krampf über den ganzen Körper aus und in einigen Tagen kann das  
Thier



Zhler todt seyn. Gewöhnlich entsteht dieser Krampf von Erkältung (vielleicht am ersten, wenn ein erhitztes Pferd das Maul in kaltes Wasser, oder in Schnee steckt) oder von Quetschungen und Wunden, oder Würmern. Im ersten Falle muß man suchen, das Pferd immer in der Ausbünstung zu erhalten; man bedeckt es, streut ihm hoch unter und bringt ein Dampfbad an, indem man sechs Hände voll Camillen, Melisse, Majoran, Salbei in 4 bis 5 Maas Wasser kocht, in einem Gefäße unter das Pferd stellt und dasselbe mit Decken behängt. Außerdem läßt man reichlich zu Ader und giebt täglich zwei Klisliere mit Del und 4 Loth Metallsafran.

10) Die Bräune, Halsentzündung, wird gefährlich, wenn die Entzündung so überhand nimmt, daß das Pferd nicht mehr schlucken kann. Man sucht sie zu zerschellen durch Aderlaß, durch kühlende Klisliere, Dampfbäder und durch stündliche Einspritzungen ins Maul aus lauem Essigwasser und Honig oder Wasser und Milch. Die äußerliche Geschwulst reibt man mit Baumöl, worin 2 Loth Kampfer aufgelöst sind, ein. Nimmt die Geschwulst aber nicht ab, sondern zu, so muß man die Eiterung befördern, indem man die Geschwulst mit einem Breie aus einem halben Pfunde gestoßenen Leinfuchsen oder Rockenmehl, einigen ganz klein gehackten Zwiebeln, Milch und Honig bedeckt: ist die Eiterung vollendet, so schneidet man das Geschwür auf und verbindet es täglich mit einer Salbe aus 6 Loth Terpentin mit zwei Eiern vermischt, 6 Loth Honig und 2 Quentchen Johannisöl. — Wenn die Entzündung gleich plötzlich überhandnimmt, so muß man schnell durch Aderlaß und 5 bis 6 kleine Haarfeile am Halse und an der Brust zu Hülfe kommen, oder Blutigel ansetzen.

11) Die

11) Die Lungen sucht, Verhigung, Brustentzündung ist eine nicht seltne Krankheit unter den Pferden. Sie werden dabei muthlos, bekommen Frost und Hitze, verlieren Appetit zum Fressen und Saufen, haben kurzen, geschwinden Athem, trocknen Husten und feurige, rothe, glänzende Augen. Sie legen sich nie nieder, weil beim Liegen die Brusthöhle gedrückt und der Schmerz vermehrt wird. Diese Krankheit ist von verschiedener Dauer, von 3 bis zu 20 Tagen, und endigt sich dann mit völliger Genesung, oder mit dem Tode, oder geht in eine andere Krankheit über. Im Winter und im Frühjahr pflegt sich die Brustentzündung am leichtesten zu zertheilen, welches den vierten, fünften oder siebenten Tag geschieht. Ist dieß aber der Fall nicht, so geht sie oft in Eiterung und Lungenfäule über, wobei das Thier nie ganz gesund wieder wird, zwar neuen Appetit erhält, aber kurzen Athem und röchelnden Husten behält, und immer oder manchmal Eiter schleim durch Nase und Mund auswirft. Früh oder spät entsteht daraus die Auszehrung, Lungen sucht, oder auch der Kox, indem das Eiter die Nase anfrisst. Im heißen Sommer endigt sich leicht die Entzündung mit dem Brande, welcher unausbleiblich den Tod nach sich zieht.

Ist die Brustentzündung noch im Anfange, so muß man sogleich Mittel anwenden, um sie zu zertheilen, durch einen reichlichen Aderlaß am Halse, welchen, wenn die Zufälle nicht abnehmen, nach 12 Stunden, und wenn es nöthig ist, abermals nach 12 Stunden wiederholt werden muß, durch ein geschärftes Haarseil an jeder oder nur einer Seite der Brust, durch eine Latwerge, aus 1 Loth Salpeter und 2 Loth Honig, welche man täglich 3 bis 4 Mal auf die Zunge streicht, durch einen Mehltrank mit Salz, durch  
Klistiere



Klistiere mit Salz oder Salpeter und Del und durch Dunstbäder. Ist aber die Lungenfäule schon eingetreten, so läßt sich die Krankheit nicht mehr heben, sondern blos lindern.

12) Der Dampf, die Haarschlechtigkeit, besteht in einem erschwerten Athemholen, meistens mit einem pfeifenden oder schnarchenden Geräusche verbunden und kann sich von mehrererlei Ursachen herschreiben, von Vollblütigkeit, Verschleimungen, Krämpfen, Verhärtungen u. s. w. Es läßt sich dagegen wenig brauchen: Aberlässe und Klistiere lindern die Zufälle.

13) Das Zerreißen des Magens erfolgt, wenn sich Pferde überfressen haben und bald nach dem Futter sich anstrengen müssen, oder fallen, oder geworfen werden. Ein Zeichen, daß der Magen zerrissen ist, ist, daß ohne grüne oder gelbe Futtermaterie aus der Nase dringt. In einigen Stunden ist das Pferd todt. Wenn beim Überfressen aber nicht solche gewaltsame Zufälle eintreten und der Magen nicht zerreißt, so leidet das Pferd an

14) der Windsucht, Trommelsucht, Wanscolik. Man muß ihm mit Klistieren zu Hülfe kommen, ein Quentchen Teufelsdreck mit Wein, oder geraspelte Eichenrinde in Wein gesotten, oder Pfeffer, Kümmel eingeben, den Hintertheil mit Strohwischen reiben und das Pferd herumführen. Manche haben es auch versucht, den Stich mit dem Trokar anzuwenden, wie beim Rindviehe (siehe den zweiten Theil unter Rindviehe).

15) Die Darmgicht, Magenkolik, besteht vorzüglich in Schmerzen im Magen und in den Gedärmen. Die Pferde werden unruhig, scharren, stampfen, zittern, hängen

hängen den Kopf, werfen sich öfters nieder und bei steigender Angst fangen sie an zu schwitzen. Die Darmgicht entsteht entweder von Würmern, welche im Magen und in den Gedärmen nagen, oder von Blähungen und Verstopfungen oder von Verhaltung des Urins, oder von Schärfen im Darmkanale, welche durch schlechte Fütterung und Tränke, durch den Genuß giftiger Kräuter *zc.* erzeugt werden. Diese Krankheit ist ebenfalls sehr gefährlich, wenn das Pferd nach drei Stunden nicht ruhig wird und nicht Oeffnung bekommt. Wird es nach 12, 14, 24 Stunden ruhig ohne Oeffnung, so ist der Tod nahe. Das erste, was man bei dieser Krankheit thun muß, ist, daß man die Krämpfe lindere und der Entzündung vorbeuge durch ein Klistier von Kamillen, Kleien *zc.* Salz, Del und 1 Quentchen von Sydenhams schmerzstillender Tinktur, welches alle Stunden oder halbe Stunden wiederholt werden kann, oder durch Tabakrauchklistiere, indem man eine angebrannte kurze Pfeife in den After steckt und sie so lange stecken läßt, bis sie ausgebrannt ist. Aderlässe können auch angewendet werden, außer wenn die Gicht von Schärfe herrührt und der Puls klein ist. Erhitzende Mittel sind aber zu vermeiden. — Kührt die Darmgicht von Würmern her, welches man daraus erkennt, wenn dabei die Ausleerungen vor sich gehen, der Schmerz absezt, oder wenn Würmer abgehen, so braucht man Klistiere aus 2 Händen voll Wermuth in Wasser eingekocht, durchgeseiht und mit 3 Loth Bittersalz und mit Del versetzt.

16) Der Durchlauf, die Ruhr. Der Durchlauf ist öfters ganz unschädlich, sobald er ohne Fieber und Schmerz des Thieres erfolgt und der Mist zwar dünn ist, aber seine natürliche gelbe Farbe hat. Im Frühjahrre bei neuem



neuem grünen Futter ist er sehr gewöhnlich. Aber schädlich wird er, wenn der Auswurf mit Zwang, Hitze, Fieber, Schmerz und mit Schleim, oder Blut, Eiter, Häuten abgeht und das Thier seine Fresslust verliert, da denn der Durchlauf in eine gallichte Ruhr ausartet. Wenn der Mist Anfangs fest und mit einem weißen, glänzenden Schleim überzogen ist, hernach aber Durchfall mit einem weißen, dicken, klumpigen Schleime erfolgt, so nennet man es die Schleimruhr, oder das Fett schmelzen, weil Manche sich einbilden, der Schleim sey geschmolzenes Fett. Ist dabel ein häufiger Blutabgang, so heißet die rothe oder Blut-Ruhr. Die Kur des schädlichen Durchlaufs überhaupt besteht darin: Man giebt Anfangs alle 4 Stunden einen Eßlöffel von 3 Loth Manna, 4 Loth Tamarindenmark, eben so viel Weinsteinrahm, 2 Scrupel bis 1 Quentchen Brechweinstein, 1 Loth Rhabarber mit Honig zu einer Latwerge gemacht; nebenher täglich zwei bis drei Klistiere aus abgekochtem Kleienwasser mit Kamillen und 4 bis 6 weißen Mohnköpfen, oder aus Milch mit 3 Löffel voll Honig und tränket dabei mit Mehltrank. Vermindert sich die Krankheit, so giebt man alle 3 Stunden einen Eßlöffel mit Honig von einem Pulver aus 2 Quentchen Rußwurzeln, 1 Loth Rhabarber, 4 Loth Weinsteinrahm, 2 Quentchen Salpeter, nebst jenem Klistiere und Getränke. Den Beschluß macht man mit stärkenden Mitteln, mit Wein, oder mit folgendem Pulver: 8 Loth Wermuth oder Raute, 2 Loth Cascarillrinde oder 3 Loth Weidenrinde, 5 Loth Enzian, 6 Loth Weinsteinrahm, 1 Loth Rhabarber, täglich 3mal einen Eßlöffel voll mit Honig geben. — Bei der Schleim- und Blutruhr sind auch Aderlässe nöthig. Bei der letztern giebt man täglich Klistiere aus Milch und Del.

17) Die Wurmkrankheit, Wurmsucht findet besonders im Schlunde, Magen und in den Gedärmen Statt. Wie schon oben gesagt worden, so giebt es in den Pferden theils Maden, welche von außen in den Körper kommen, theils Eingeweidewürmer, welche angebohren sind. Manche Arten verrathen sich auf besondere Art: die Maden des Asterkriechers dadurch, daß sich das Pferd mit den Hinterbacken an harte Körper reibt, die Spulwürmer — daß es oft die Oberlippe rümpft. Ueberhaupt wird das von Würmern geplagte Pferd oft unruhig, leidet heftige Krämpfe, wird mager und fällt manchmal plötzlich, mit Convulsionen, wenn die Bremsenlarven im Magen die Ursach seiner Krankheit waren. — Eben diese Larven werden vorzüglich durch Del getödtet: man gebe also täglich ein halbes Pfund Leinöl oder Baumöl, oder Rüßöl oder Fischthran und füttere nebenbei Salz, welches ebenfalls dieselben tödtet, daher man bei den Larven des Asterkriechers noch besonders Klüftiere von Salzlacke oder Del geben muß. Wider die im Rachen und Schlunde braucht man mit Nutzen den Schwefeldampf. Auch der Brandwein tödtet sie und man könnte ihn mit der Hälfte Del versetzt eingeben. Sind dergleichen Mittel 10 bis 14 Tage angewendet worden, so muß man durch ein Abführmittel die todtten Würmer abtreiben, mit 4 Loth Sennesblättern und 8 Loth Glaubersalz. — Frisches Wickenfutter treibt die Spulwürmer: außerdem braucht man gegen diese 10 bis 14 Tage lang früh und Abends ein Eßlöffel von 4 Hände voll Rheinfarren, 4 Loth Wurmsaamen, 6 Loth mineralischen Moth, mit Salz und Honig zu einer Latwerge gemacht und auf die Zunge gestrichen: nebenbei setzt man Klüftiere aus Vermuth mit Del und Salz. — Wider die Bandwürmer hat man wirksam befunden: 4 Loth Englisches Zinnseile,



glinseile, 16 Loth Leinöl, früh und Abends zwei Stunden vor dem Futter gegeben, nebst einem Laxtermittel am dritten Tage früh vor dem Futter.

18) Was die von außen verursachten Wunden, Beulen und Quetschungen betrifft, so ist das auch bei den Pferden anwendbar, was für das Kindvieh im zweiten Bande angerathen worden ist.

### Venußung der Pferde.

Der größte Vortheil, den wir von den Pferden haben, besteht in ihrer Arbeit als Reit- und Zugpferde. Wir haben zwar bei Beschreibung des Kindviehes gesehen, daß zu manchen Verrichtungen und unter manchen Umständen die Ochsen bessere Dienste leisten, als die Pferde; aber in weit mehrern Fällen ist das Pferd ungleich brauchbarer, wegen seiner Munterkeit, seines raschen Schrittes, seines leichten Ganges, seiner Gelehrigkeit und Folgsamkeit. Das Pferd hat vorzüglich drei Arten der Bewegung, den Schritt, bei welchem es erst den Vorderfuß der einen —, dann den Hinterfuß der andern Seite, hernach den Vorderfuß der andern — und endlich den Hinterfuß der ersten Seite hebt; den Trott oder Trab, wenn sich zweien Füße zugleich heben, in eben der Diagonallinie oder übers Kreuz, wie beim Schritt; den Galopp, welches ein Springen ist, bei welchem eben so wie beim Trott zweien Füße zusammen gehoben werden. Manche Pferde gehen noch den Paß, bei welchem beide Füße auf einer und derselben Seite zusammen gehoben werden.

Es ist bei uns eine besondere Kunst geworden, die Pferde so abzurichten, daß sie beim Reiten und Fahren sich willig und schnell nach dem Willen des Menschen richten,  
Dritt. Theil. D beson-

besonders werden gute Reitpferde sorgfältig gewöhnt und erzogen. Eine andere Kunst ist, gut zu reiten, die Reitkunst, zu welcher vornehmlich dreierlei gehört, erstlich, daß man fest sitze, um nicht Schaden zu leiden, zweitens, daß man anständig sitze, so daß man bei keiner Bewegung des Pferdes eine steife, oder plumpe oder lächerliche Figur mache und drittens, daß man das Pferd zweckmäßig zu behandeln wisse. In den meisten ansehnlichen Städten giebt es Reitschulen, Reitbahnen, Bereiter, welche die Pferde abrichten und Reitmeister oder Stallmeister, welche das Reiten lehren \*).

Auf die Zugpferde wird weniger Fleiß gewendet, als auf die Reitpferde, sie brauchen zu ihrer Bestimmung weniger künstliche Abrichtung. Sollen sie aber als Kutschpferde, zur Parade dienen, so wird erfordert, daß sie sich gut tragen lernen, besonders den Kopf in einer guten Stellung halten. — Als lasttragende Thiere dienen die Pferde bei uns fast allein im Kriege, indem man auf dem Marsche einen Theil der Bagage auf Pferde ladet, welche dann Packpferde heißen. Hier und da braucht man die Pferde auch, um durch sie Maschinen treiben zu lassen, wenn man es nicht durch Wind und Wasser vermag. So werden zum Beispiele bei Bergwerken, welche durch unterirdische Gewässer überschwemmt worden sind, Pferde gebraucht, um die Pumpen zu treiben. Ein Pferd richtet bei dergleichen Maschinen mehr aus, als mehrere Menschen; aber es ist auch die schwerste Arbeit für die Pferde. — In manchen Gegenden von Afrika und Asien werden

\*) Vergl. Vereinigte Wissenschaften der Pferdezuucht für Liebhaber der Pferde und der Reitkunst von C. v. Fenneker, Leipz. 16 Hefte 1797.



werden die Pferde wie die Ochsen gebraucht, das Getreide auszutreten.

Zu einem besondern Vergnügen dienen die Pferde in England bei dem Wettrennen, und es giebt daselbst Menschen, welche sich ordentlich drauf legen, schnelllaufende Pferde zu ziehen, um bei dem Wettrennen den Preis zu verdienen, daher sie auch mitunter so starke Läufer unter den Pferden haben, daß sie fast allen Glauben übersteigen und ungeheurer Summen werth geachtet werden. Bei diesen Wettrennen sind vornemlich dreierlei Menschen interessirt, erstlich die, welche um die Wette reiten und den Preis verdienen wollen, zweitens solche, welche große Summen auf die Wette setzen, daß dieses oder jenes Pferd den Preis erhalten werde, eines der verwegensten Hazardspiele, und dann die müßigen Zuschauer, welche sich blos an dem schnellen Laufe der Pferde belustigen. Etwas mehr zu entschuldigen ist dieses Vergnügen freilich, als das Stiergefecht in Spanien, ob es gleich nicht zu den edeln Vergnügungen gehört. — Aehnliche Pferderennen werden auch in Persien gehalten, wobei aber mehr kriegerische Übungen beabsichtigt sind.

Beim Gebrauche der Pferde ist die größte Vorsicht nöthig, weil die Fälle unzählich sind, daß Menschen durch Pferde getödtet oder doch empfindlich verletzt worden sind. Die verwegene Jugend kann nicht dringend genug gewarnt werden, den Pferden nicht ohne Noth zu nahe zu kommen. Manche sind gewohnt zu beißen, oder zu schlagen und ein einziger Schlag kann auf der Stelle tödtlich werden. Beim Reiten ist zwar Unglück nicht immer zu verhüten, unvermuthet kann das Pferd stürzen und ein unglücklicher Fall dem Reiter Hals und Füße brechen,

hen, oder es kann scheu und flüchtig werden und den Reiter an feste Körper werfen, oder herumschleppen; aber oft sind auch die Reiter Schuld, wenn sie aus Wildheit, oder um sich zu zeigen, das Pferd wild oder tückisch machen: besonders behutsam muß man mit fremden Pferden umgehen, deren Gewohnheiten und Mucken man nicht kennt, allemal aber bei eintretender Gefahr zuerst darauf bedacht seyn, daß man mit den Füßen nicht in den Steigbügeln bleibe, um nicht bei einem Falle von dem Pferde fortgeschleift zu werden. — Beim Fahren hat man vorzüglich das zu befürchten, daß die Pferde scheu oder wild werden, vom Wege abspringen, den Wagen umwerfen und die darin sitzenden Personen der Gefahr aussetzen, zerquetscht oder geschleift zu werden. Man muß solche scheue Pferde nicht als Kutschpferde, am wenigsten auf Reisen brauchen, sie gehören vor den Pflug, wo sie weniger Schaden thun können. Weil aber sonst gute Pferde doch bisweilen vor auffallenden und unerwarteten Gegenständen scheu werden, so hat man auf Mittel gedacht, durch welche man sich schnell retten könne. Man kann z. B. den Wagen so einrichten, daß durch den Druck einer angebrachten Stahlfeder der Vorderwagen abspringt: sind also die Pferde nicht zu halten, so läßt man sie mit dem Vorderwagen laufen und rettet doch sein Leben. Neuerlich ist in vielen öffentlichen Blättern die Angabe einer ähnlichen nützlichen Einrichtung am Wagen auf Subscription angekündigt worden. Sehr zweckmäßig sind auch die Klappen, welche über den Augen der Pferde angebracht werden, so daß sie der Kutscher mit einer Leine niederziehen kann, wenn die Pferde scheu werden, worauf sie sogleich stehen bleiben. —

Was den fernern Gebrauch der Pferde betrifft, so ist er freilich nicht so bedeutend, als der des zahmen Rindviehes.



viehes. Pferdefleisch wird allerdings gegessen, nur nicht so häufig als das Fleisch anderer Hauschiere. Den Patagonen, Negeren, Arabern, Kalmücken, Tataren, Tunkinesen, Jakuten, Buräten, Tungusen ist es eine willkommene Speise, im cultivirten Europa genießt man es bloß bei großer Theurung und in Kriegszeiten bei langen Belagerungen, wenn andere Lebensmittel verzehrt sind. Pferdefleisch ist nicht ungesund und nicht unschmackhaft und die Gewohnheit würde es bald angenehm machen; aber die Pferde sind bei uns zu kostbar, man braucht sie also so lange als möglich lebendig und alte Pferde würden freilich nicht gut schmecken.

Die Pferd milch ist bei den angeführten asiatischen Völkerschaften, besonders den Kalmücken und Tataren sehr hochgeschätzt. Sie giebt keine Butter, weil sie nur wenig fette Theile enthält, ist aber sehr spirituos und berauschend. Frisch hat sie einen unangenehmen laugenhaften Nebengeschmack, durch eine reinliche Säuerung bekommt sie einen angenehmen, weinsäuerlichen Geschmack. Jene Völker genießen sie theils frisch, theils als Sauermilch, theils machen sie aus derselben Brantwein. Die Säuerung befördern sie mit getrocknetem, scharf gesalzenem Sauerteige, oder mit der geronnenen Milch aus dem Magen geschlachteter Lämmer. Wenn aus der gesäuerten Milch Brantwein gemacht werden soll, so muß sie noch einen Tag, im Winter einige Tage durchsäuern, dann wird sie wohl durch einander gerührt, in einen großen eisernen Kessel gethan, der mit einem wohlverschmierten Deckel verwahrt ist, aus welchem eine krumme hölzerne Röhre den Dunst (Spiritus) in einen andern Vorlagekessel leitet. Die Milch wird so lange stark gekocht, bis sich durch eine zum Nachsehen im

Deckel gelassene Oeffnung ein starkkriechender Dampf erhebt. Dann wird das Feuer gemindert und der Brantwein geht durch die Röhre in den Vorlagekessel, welche Destillation ohngefähr anderthalb Stunden dauert. Der gewonnene Brantwein ist selten so stark, daß er sich entzünden ließe, außer wenn er noch einmal abgezogen wird. Das übriggebliebene von der sauern Milch wird entweder mit frischer Milch vermischt und verzehrt, oder zur Vereiung der Felle angewendet \*).

Die Pferdehaut giebt Sohlleder, Zusten und Chagrin. Auch wird sie von den Sattlern und Riemen zu Geschirr und Riemenwerk verarbeitet. Von allen diesen Anwendungen der Thierhäute ist im ersten Theile dieser Naturbeschreibung nachzulesen. — Die Kalmücken machen aus der Pferdehaut allerlei Gefäße, als Schläuche, Flaschen, Kannen: die gemeinen Chineser tragen Kamisole aus derselben mit auswärts gefehrten Haaren.

Die Haare aus dem Schweife und der Mähne des Pferdes sind sehr nutzbar. Sie haben einen hohen Grad von Elasticität und geben daher viel weichere Polster und Matrasen, als andere Haare, welche sich zusammen ballen. Die längsten und besten leßt man zu Violinbogen und zu allerlei künstlichen Sachen aus, man flechtet Ringe, Schleifen, Bänder aus denselben, macht Knöpfe, Siebe, Netze, Schlingen und Buchdruckerballen. Die kürzeren nimmt man zu Pinseln, Bürsten, zum Ausstopfen der Sättel und Kissen, wozu auch die Haare vom Felle gebraucht werden. — Die Buräten nehen mit Pferdehaaren, die Kalmücken machen Stricke draus. — Der

Pferde

\*) S. Pallas Reisen durch Rußland 1r Th. S. 315—318.



Pferdeschweif dient auch zur Zierde auf den Kasketten mancher Reiterei, in der Türkei ist er ein Ehrenzeichen des Kaisers und der Großen und der König von Kongo trägt ihn von der Schulter herabhängend.

Der Huf dient zu allerlei Hornarbeiten, die Späne davon können zum Dinger benutzt werden. Die starken Sehnen hinten am Fuße, welche unter dem Namen Roskaden verkauft werden, braucht der Orgelbauer zur Steifung und Befestigung der Blasebälge. Die dünnern Sehnen dienen rohem Völkern als Zwirn. — Die Backenzähne lassen sich polliren und zu ausgelegter Arbeit und Knöpfen verarbeiten: die Vorderzähne werden in einen Stiel gefaßt und vom Buchbinder zum Glätten des Papiers und der Büchereibände gebraucht. — Die Harnblasen nimmt man zu Tabaksbeuteln, zum Verbinden der Gläser und zu großen Bällen. — Aus dem Halfe schmelzen die Abdecker Fett. (Kamisset), womit die Gerber das Leder einschmieren.

Der Pferdemist ist ein hitziger Dünger und deswegen in Mistbeeten und in kaltem, thönigten Boden sehr dienlich. Für Felder und Gärten von anderm Boden ist er aber zu hitzig und man muß ihn mit anderem Dünger vermischen. Ihn mit Kleien, Mehl oder Rockenspreu vermischet, den Schafen, Schweinen und Kühen zu füttern ist keines Weges rathsam, man hat es hier und da aus Noth gethan. Man setzt Gefäße mit Bleirollen und Essig in Haufen Pferdemist, um Bleiweiß zu erhalten, weil die Hitze des Pferdemistes die Auflösung befördert. Die Aegyptier bereiten Salmiak aus dem Ruße des verbrannten Pferdemistes (s. isten Th. Kameel). — Man kann mit diesem Mist die Mauthurfsgrillen oder Werren (Gryl-

(*Gryllus gryllotalpa*) fangen, wenn man im Herbst Gruben gräbt, Pferdemist hineinschüttet und ihn den Winter hindurch ungestört liegen läßt: im Frühjahr wird man ganze Nester mit Jung und Alt darin finden \*). — Wenn man erfrorne Füße in frische, mit warmen Wasser gewechte Pferdeäpfel zwei Stunden setzt, so sollen sie geheilt werden \*\*).

#### b. Der Esel, *Equus asinus*.

Den Esel findet man im zahmen — und auch noch im wilden Zustande, nemlich in der großen (asiatischen) Tartarei, in Persien und Indien. Er ist wild schlanker, schneller und größer. Da er aber uns Europäern im wilden Zustande nichts nützt, ausgenommen, daß vielleicht bisweilen sein Fell zu uns gebracht wird, so finde ich es meinem Zwecke gemäß, blos den zahmen Esel, wie er bei uns gehalten wird, ausführlicher zu beschreiben.

Gestalt des zahmen Esels. Im Baue des Körpers hat er die meiste Aehnlichkeit mit dem Pferde, er weicht jedoch in vielen Stücken so von demselben ab, daß ihm von der Ehre, welche das Pferd genießt, gar Nichts zu Theil wird. Unter den einzelnen Theilen seines Körpers herrscht nicht das gefällige Ebenmaaß, wie beim Pferde. Niedrig gebaut, mit einem struppigen Haare, mit einem gerade ausstehenden Halse, dickem Kopfe, zu langen Ohren, unansehnlichen Schwanz ist er das Widerspiel von dem majestätischen Pferde. So sehr man also

\*) S. Berlinische Sammlung zur Beförderung der Aneignung wissenschaft, Naturgeschichte, Haushaltungskunst 10 Bde 1768 — 79 mit K. 8ter Th. S. 42.

\*\*) Ebenbas. 9r Th. S. 146.



den Esel in Ansehung seiner Nützlichkeit vertheidigen kann, so darf man ihn doch nie unter die Thiere zählen, deren Gesellschaft dem Menschen Vergnügen gewährt. Gute Wartung und Pflege, die er bei uns nicht genießt, würde zwar in etwas sein Ansehen verbessern, aber doch größtentheils, zumal im rauhern Klima, verschwendet seyn. Kennlich ist er an seinen langen Ohren, an seinem Schwanz, welcher blos an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen ist und an dem schwarzen Streif über die Schultern. Seine Füße sind schlank, und haben einen grauen Huf.

Die Farbe ist gewöhnlich ein besonderes Grau, mitunter auch bläulich, röthlich, schwarz und gefleckt.

Eigenheiten. Die Natur hat den Esel zum Lastthiere gebildet, deswegen gab sie ihm ein dickes Fell und ein starkes Kreuz. Er trägt über 3 Centner und ist bei aller Arbeit so dauerhaft, daß man ihn länger brauchen kann, als ein Pferd. Natürliche Anlage verbunden mit der slavischen Lebensart machen ihn außerordentlich geduldig, er läßt sich willig seine Last auflegen, steht dabei ohne sich zu rühren und läßt blos den Kopf hängen, wenn ihm die Last zu schwer wird. Stöße und Prügel sind ihm wegen seines dicken Felles wenig schmerzhaft, daher er denn auch das Vorrecht genießt, daß man ihm immer aus dem Wege gehen muß, weil er sich vor Schlägen wenig fürchtet. Er würde bei seiner Unempfindlichkeit schwer zu regieren seyn, wenn er sich nicht an das Commando seines Treibers gewöhnte, welcher durch seine Stimme oft mehr ausrichtet, als durch die Peitsche. In der Jugend ist der Esel, wie jedes Thier, munter und lustig: seine Munterkeit würde aber bald in unbändigen Troß ausarten, wenn ihn nicht Zucht und Arbeit demüthigte. — Er hat einen

kurzen aber sehr sichern Schritt, welches ihm ein neues Verdienst als einem Lastthiere giebt, daher er in unwegsamem und bergigten Gegenden weit besser zu gebrauchen ist, als das Pferd. Er läuft auch Trott und Galopp, wie dieses.

Sein Geschrei, ein gedehntes, rauhes *Ma*, ist das widerlichste, was man sich denken kann: wenn eine Heerde zusammen schreit, so möchte man bei diesen Tönen in Verzweiflung gerathen. — Er wälzt sich gern, zumal wenn er von seiner Last befreit ist, um die Empfindung des Druckes zu mildern, geht nicht gern ins Wasser, verträgt nicht viel Kälte, schläft wenig, ist äußerst selten krank.

**Waterland.** Es ist schon oben erinnert worden, daß der Esel aus der großen Tartarei herkommt, wo er noch wild in Heerden angetroffen wird. Von da hat er sich weiter in Asien ausgebreitet, ist in die südlichen Länder von Europa gebracht worden, später nach Deutschland und in die benachbarten Länder. In Schweden ist er selten, weiter nach Norden zu gar nicht. Nach Amerika haben ihn die Europäer gebracht. Auf der azorischen Insel Fayal giebt es viele und schöne Esel und Maulthiere, wie Forster erzählt \*).

**Fortpflanzung.** In Ansehung dieser hat der Esel mit dem Pferde vieles gemein. Im Frühjahrte fühlt er den Begattungstrieb und schreit unaufhörlich, bis er ihn befriedigt hat. Mit dem zweiten Jahre ist er zwar schon zur Begattung fähig; aber um eine gute Zucht zu erhalten, ist es besser, wenn man ihn das dritte Jahr erreichen

\*) In seiner Reise um die Welt, 8. 3r Bd. S. 414.



reichen läßt, und ihn zur Vermehrung des Geschlechts nur bis ins funfzehnte Jahr gebraucht. Die Eselin trägt gewöhnlich 260 Tage und bringe in der Regel ein Junges zur Welt. Sieben Tage hernach ist sie schon wieder zur Begattung aufgelegt. Die Jungen saugen fünf Monate lang und bedürfen bei weitem der mühsamen Erziehung und Wartung nicht, als die Pferdesohlen, weil sie weniger zärtlich sind und ohne besondere Hülfe aufkommen. Dieser Umstand würde den Eseln einen großen Vorzug vor den Pferden geben, wenn nur nicht jene in den meisten übrigen Eigenschaften diesen nachständen. — Die Esel werden bis über 30 Jahre alt: in den erstern Jahren kann man ihr Alter eben so an dem Zahnwechsel erkennen, wie bei den Pferden.

Die Esel begatten sich auch mit den Pferden, aus welcher Begattung Bastarde entstehen, die mit den Pferden und Eseln eine Aehnlichkeit haben und gleichsam zwischen beiden Arten inne stehen. Wenn ein Esel mit einer Stute ein Junges zeugt, so nennen wir es Maulthier (*Asinus mulus*); das Junge aber von einem Hengste und einer Eselin heißt Maulesel (*Asinus hinnus*)\*. Zur bessern Unterscheidung habe ich beide abbilden lassen:

das Maulthier, *mulus*, Tab. XV. Fig. 1.

den Maulesel, *hinnus*, Tab. XV. Fig. 2.

Die Maulthiere sind in der Gestalt mehr den Pferden, als den Eseln ähnlich, haben aber von den letztern

\*) Manche, z. B. Leske in seinen Anfangsgründen der Naturgeschichte, nennen den *Mulus* — Maulesel, und den *Hinnus* — Maulthier. Man muß sich, um eine Verwechslung zu verhindern, mehr nach der lateinischen Benennung richten.

tern den Kopf, die Ohren, das Kreuz, den Schwanz, die Stimme und die Gedult und Dauerhaftigkeit. Sie sehen besser aus und sind größer als die Esel und leisten eben den Nutzen, daher man sich in vielen Gegenden drauf legt, viele und gute Maulthiere zu ziehen \*). Gewöhnlich werden die Maulthierhengste verschnitten, weil sie unbändiger sind, als Pferde. Wer es haben kann, läßt sich einen italienischen Eselhengst bringen, um gute Maulthiere zu erziehen: ein solcher soll mit dem Transporte 5 bis 600 Thaler kosten \*\*). Man paart ihn mit einer Pferdefüte, welche sich noch nie mit einem Pferdehengste begatter hat.

Die Maulesel sind wenig anders, als die Esel selbst, sowohl im Aeußerlichen als in ihren Eigenschaften und man hat keinen besondern Gewinn davon, auf ihre Zucht bedacht zu seyn.

Nahrung des Esels. Er frist zwar das Nämliche, was das Pferd frist, doch hat er die gute Eigenschaft, daß er mit schlechterer Kost zufrieden ist, ohne dabei von Kräften zu kommen. Er bekommt daher auch fast weiter Nichts, als Gras und Heu, welches die Pferde nicht fressen mögen, Dornen und Disteln und etwas Kleien. Auf diese Art ist er leicht zu erhalten; indessen wäre doch nicht zu rathen, vorsätzlich für ihn immer das Schlechteste auszuwählen, weil er bei schlechtem Futter zwar lange dauert,

\*) S. Hartmanns Anleitung zur Verbesserung der Pferdezucht, nebst einem Anhang von der Maulthierzucht. Tübingen 2te Aufl. 1786.

\*\*) S. Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirtschaft, 4te Aufl. S. 446. — wo ebenfalls Maulesel für Maulthier steht, oder vielmehr beide Bastarde unter diesem einen Namen begriffen sind.



dauert, aber bei etwas freigebiger Kost gewiß noch länger dauern und besser dienen würde. — Unreines Wasser läßt er nicht. — Man kann die Esel auch mit dem andern Viehe auf die Weide treiben.

**Stallung.** Man nimmt für den Esel gemeynlich den ersten besten Stall und er braucht auch in der That nicht so viele Pflege; aber er sey so unempfindlich als er wolle, so macht doch frische, gesunde Luft auch bei ihm einen Unterschied, welche man also in seinem Stalle muß zu erhalten suchen. Trockne Streu ist ihm sehr nützlich.

**Feinde und Krankheiten.** Wo große Raubthiere sind, ist der Esel ihnen auch ausgesetzt: außerdem lebt fast kein Thier so ruhig, wie dieses und es ist zweifelhaft, ob ein einziges Insekt sich an dasselbe wage. Krankheiten erfährt er selten und übersteht sie gewöhnlich ohne Gefahr. Bisweilen wird er von den Pferden mit dem Rothe angesteckt. — Welchen Vorzug würde der Esel durch seine dauerhafte Gesundheit vor den Pferden erhalten, wenn er nicht ein Esel wäre.

Die Esel thun keinen Schaden, sie beißen und schlagen nicht, das Erstere thun jedoch die Maulthiere. Der tolle Hundebiß bringt bei ihnen ebenfalls die Wuth hervor. — Groß aber ist der

**Nutzen des Esels.** Er wird überall, wo man ihn hält, als Lastthier benutzt und ist zu dieser Bestimmung ganz besonders bequem eingerichtet, erstlich weil er wegen seines starken Kreuzes viel tragen kann, zweitens weil er klein ist und leicht bepackt werden kann, drittens weil er unter seiner Last sehr sicher geht. In Deutschland benutzt man ihn weniger, als in andern Ländern, man trift ihn gewöhn-

gewöhnlich nur in einigen Mühlen an, wo er zum Transport der Getreide- und Mehlsäcke gebraucht wird. In Italien, Spanien, der Türkei und Asien dient er zum Reiten, besonders in bergigten Gegenden, wo man mit Pferden gar nicht fortkommen würde. Auf manchen italienischen Reiserouten muß man daher anstatt der Extrapost einen Esel mietzen, welcher den Reisenden über die Berge bringt. Die Maulthiere lassen sich noch besser reiten, sie haben eben den sichern Gang und einen sehr leichten Tritt. — Im lockern Erdreiche kann der Esel auch vor den Pflug gespannt werden. In Sardinien muß er Mühlen treten. Maulthiere werden als Kutschpferde gebraucht und müssen Senften tragen.

Das Fleisch der Esel wird selten genossen. Die Römer aßen die jungen Züllen, zu der Zeit als sie aus Leckerei nicht mehr wußten, was sie essen sollten und diese Gewohnheit mag sich hier und da in Italien erhalten haben. Das Fleisch der Keulen soll in die Cervelatwürste geschnitten werden.

Wichtiger ist der Gebrauch der Eselsmilch, welche zur Erhaltung schwächlicher und hektischer Personen deswegen viel beiträgt, weil sie leicht verdaulich ist, ihre nahrhaften Theile also leicht aufgelöst werden können. Kuhmilch ist nahrhafter, enthält aber so viele fette und käsigte Theile, daß sie nur dem Gesunden gesund seyn kann. Um die Milch für Kranke von der Eselin zu erhalten, muß man ihr das säugende Zöhlen nehmen. Um die Kraft der Milch zu verstärken, füttert man die Eselin mit gesunden Kräutern, mit gutem Heu und Getreide: doch glaube ich, daß zu nahrhaftes Futter mehr schaden, als nützen würde, weil die Milch dadurch auch zu fett werden könnte: eben  
die



Die härstgigere Kost der Esel ist der Grund von ihrer verdau-  
lichern Milch. Die Eselmilch darf aber vor dem Ge-  
brauche nicht erkalten, auch nicht einmal an der Luft ste-  
hen, weil sie sonst leicht verderben würde \*).

Die Haut des Esels giebt ein gutes Leder zu meh-  
reren Zwecken, welches schon früher bei den verschiedenen  
Arten der Lederbereitung angeführt worden ist. Asiatische  
Völker tragen Schuhe und Stiefeln davon. Im Mor-  
genlande bereitet man sie zu Chagrin, in Europa zu  
Pergament.

Der Mist ist von gleicher Beschaffenheit mit dem  
Pferdemiste und so, wie dieser zu gebrauchen. Die Haare  
nimmt man zum Ausstopfen der Kissen. —

Unter den übrigen Thieren aus der Pferdefamilie er-  
wähne ich blos noch

### c. Das Zebra, *Equus Zebra*,

von der Größe eines Maulthiers, von angenehmer Farbe,  
weißlich mit braunen Streifen. Es lebt wild in Afrika  
und ist unbändig, daher es zu dem Dienste des Esels  
äußerst schwer abzurichten seyn möchte. Sein Fell dient  
zu guten Decken.

Wir gehen nun fort zur zweiten, ebenfalls sehr nuß-  
baren Familie der fünften Ordnung:

## 2. Das Schwein. *Sus*.

Die Schweinearten sind kenntlich an vier Vorderzäh-  
nen in der obern — und sechs in der untern Kinnlade,  
zween

\*) S. Germershausens ökonomisches Reallexicon, 2v  
Th. S. 461.

zween Eckzähnen in beiden Kinnladen, von denen die untern länger und hervorstehend sind, an den gespaltenen Hufen und an dem verlängerten Maule, (Rüssel). Sie nähren sich mehrentheils von Wurzeln, manche sind in ihrer Lebensart den Raubthieren ähnlich. Die nützlichste Art ist:

a. Das gemeine Schwein, *Sus scrofa*.

Es zeichnet sich durch die steifen Borsten längst dem Rücken und durch einen kurzen, haarigen Schwanz hinlänglich aus. Wir besitzen dieses Thier sowohl im wilden als zahmen Zustande, und da die Natur und auch der Gebrauch desselben durch diesen verschiedenen Zustand merklich verschieden geworden ist, so wollen wir die wilde und die zahme Rasse besonders kennen lernen.

aa. Das wilde gemeine Schwein, *S. scrofa ferus*.

S. Tab. XVI. Fig. 1.

Gestalt. Das wilde Schwein, welches auch Schwarzwildpret genannt wird, erreicht eine Höhe von 3 Fuß und eine Länge von  $4\frac{1}{2}$  Fuß. Seine beiden krummen und hervorstehenden Eckzähne in der untern Kinnlade werden Hauer genannt. Die Ohren sind kürzer und steifer als bei dem zahmen Schweine, die Füße kürzer und stärker, der Schwanz oder Pürzel kurz und schlaff, die Borsten stärker. Unter den borstenartigen Haaren liegt ein weicheres, welches zum Winterpelze dient. Das Männchen (der Hauer oder Keuler) unterscheidet sich vom Weibchen (der Sau, Bache) durch die längern Hauer und durch den Haarbüschel am Zeugungstheile.

Farbe. Sie ist gewöhnlich schwärzlich oder schwarz, nur selten grau oder weiß. Vielleicht entstehen nur dann andere



andere Farben, wenn sich zahme Eber mit wilden Sauen gepaart haben.

**Eigenheiten.** Das wilde Schwein ist stark und wild. Es vermag nicht nur die Erde zu zermühlen, sondern wehrt sich auch furchtbar gegen Menschen und Thiere. Ungereizt fällt es den Menschen nicht leicht an, aber wenn es angeschossen und nicht tödtlich verwundet ist, so hat der Jäger keine Zeit übrig, sich hinter einen Baum zu retten, wenn er nicht niedergestossen und mit den Hauern und Füßen ums Leben gebracht seyn will. Es packt bisweilen die Jagdhunde mit den Hauern und reißt ihnen den Leib auf, wie dieß alles in Ridingers Abbildung der Saujagd zu sehen ist. — Seine Stimme ist der der zahmen Schweine gleich, doch etwas stärker. Sein Gesicht ist schwach, aber sein Geruch fein und sein Gehör leise.

**Waterland.** Das wilde Schwein ist ein Eigenthum vieler Länder. In den nördlichsten lebt es nicht, wohl aber das zahme Schwein. Asien und Europa ist vorzüglich reich an dieser Thierart. Nach Amerika ist es erst durch die Europäer gekommen, welche dasselbe im zahmen Zustande mitbrachten und hier und da wieder in den wilden übergehen ließen. Es scheint überhaupt der Übergang aus dem wilden Zustande in den zahmen und aus diesem in jenen bei den Schweinen sehr leicht und schnell zu erfolgen, mit der Einschränkung, daß wilde Schweine, welche zahm gemacht werden sollen, noch jung seyn müssen. — Die Schweine auf den Südseeinseln sind mehr zu den zahmen, als zu den wilden zu rechnen.

**Lebensart.** Diese Thiere leben in Wäldern versteckt und kommen nur des Futters wegen zu manchen Zeiten.

Dritt. Theil.

E

ten

ten in die benachbarten Wiesen und Felder. Sie wählen gern sumpfige Dörter zu ihrem Aufenthalte, nicht als ob ihnen der Schmutz unentbehrlich wäre, sondern ebenfalls um ihrer Nahrung willen. Eben deswegen aber ist ihnen der Schmutz von Natur nicht so schädlich, als mancher andern Thierart. Ihr Lager besteht in einem ausgedühlten Loche, welches sie mit Laub und Reisern einstreuen. Gewöhnlich bringen sie in demselben den ganzen Tag zu und gehen nur in der Dämmerung aus, um Futter zu suchen. — Man kann sie zu den gesellschaftlichen Thieren rechnen, denn man findet Haufen von vielen Stücken beisammen, welche neben einander sich nicht nur dulden, sondern auch gemeinschaftlich vertheidigen. Das Brunzen eines Stücks setzt die ganze Heerde in Alarm. Von diesen Heerden halten sich jedoch die ältern Männchen allezeit entfernt, vermuthlich weil sie sich auf ihre eigne Stärke verlassen und unverträglich sind.

**Fortpflanzung.** Zu Ende Novembers und Anfangs Decembers geht die Begattung der milden Schweine vor sich. Die Männchen suchen dann mit einer Art von Wuth die Weibchen auf und wenn zwei Männchen einander in den Weg kommen, so entsteht der hitzigste Kampf, welcher sich oft mit gefährlichen Verwundungen endigt. Der Schaum am Rüssel und ein starker, ekelhafter Geruch kündigt sie zu dieser Zeit schon von weitem an. — Die Weibche oder Sau trägt 18 bis 20 Wochen, versteckt sich zur Zeit der Geburt in dickes Gehölz, macht sich ein Lager unter einem Strauche oder Baume von Aesten, Moos und Laub und wirft 4 bis 6 Junge, welche Anfangs gefleckt und gestreift sind und bis ins Alter von sechs Monaten Frischlinge heißen. Sie bleiben etwa acht Tage im Neste



Nestle und folgen dann der Mutter, welche sie mit der größten Sorgfalt und Wuth vertheidigt, sich nicht weit von ihnen entfernt und bei ihrem Geschrei eilig herbeiläuft. Sie warnt auch die Jungen bei bevorstehenden Gefahren durch ihr Schnauben und Grimzen, welche sich so lange unter Sträucher verstecken, bis die Mutter wieder ruhig ist. — Manchmal wird die Sau in dem nemlichen Jahre zum zweiten Male zur Begattung geneigt.

**Nahrung.** Die gewöhnliche Nahrung der wilden Schweine sind Holzkobst, Wurzeln und Würmer. Im Frühlänge fressen sie Gras, Kräuter, Wurzeln, Würmer und kommen deswegen auf die Wiesen, welche nicht selten von ihnen umgewühlt und verwüstet werden. Im Sommer gehen sie auf die Felder und da sie theils einen großen Theil der Feldfrüchte verzehren, theils zertreten und auswühlen, so wird der Landmann oft durch sie um den ganzen Segen der Erndte gebracht, wenn er in der Nähe der mit Schweinen besetzten Wälder Acker hat. Gute Fürsten sorgen daher dafür, daß die Zahl der wilden Schweine sich nicht zu stark vermehre, ja manche haben ihre gänzliche Vertilgung beschlossen. — Im Herbst reist erst das Futter, welches den wilden Schweinen am liebsten ist, nemlich Eicheln, Bucheckern, Kastanien, Obst, Haselnüsse. Sie fressen auch sehr gern Trüffeln und wissen ihnen geschickt nachzugraben. Schnakenmaden, welche in großer Menge neben und über einander herumziehen, (daher der Name Heerwürm) werden von den Schweinen haufenweise verschlungen. Ihr Wühlen in Sümpfen hat wohl eben die Absicht, die Würmer und Insekten auszusfishen. Sie verschmähen auch Has und Roth nicht als Nahrungsmittel, zumal wenn es im Winter an andern gebricht.

Feinde und Krankheiten. Von diesen weiß das wilde Schwein fast so wenig, wie der Esel, wenigstens hat man so überhandnehmende und gefährliche Krankheiten, wie bei dem Rothwildpret, noch nicht an den wilden Schweinen bemerkt. Die größern Raubthiere fallen sie an: der Wolf muß sich mehr an die Frischlinge halten, weil er nur mit Hülfe Anderer seines Gleichen ein altes Schwein überwinden kann. Einige Arten Eingeweidenürmer findet man in ihnen. Am meisten haben sie zu kämpfen gegen Menschen und Hunde.

Jagd. Die wilden Schweine gehören zur hohen Jagd. Sie geht in der Mitte des Octobers, am Gallustage, an und dauert bis zum Feste der heil. drei Könige. Im November werden die meisten geschossen, weil sie dann am fettsten sind. Wegen ihrer Wildheit und Stärke sind sie schwer zu jagen: sie suchen den Rücken frei zu behalten, indem sie den Hintertheil an einen Baum stemmen, oder in einen Strauch, oder Sumpf versieken und hauen dann mit ihren Zähnen fürchterlich um sich. Wenn sie durch einen Büchschuß verwundet sind, so gehen sie wüthend auf den Ort los, wo der Schuß herkam. — Sie werden entweder geschossen, oder gestochen, oder lebendig im Narne gefangen. Das Schießen geschieht entweder auf dem Anstande des Abends von einem Baume herab, oder nachdem man die Schweine mit dem kleinen Zeuge eingeschlossen (eingelappt) hat. Die gewöhnlichere Art, sie zu erlegen, ist mit dem Schweinespieße oder Hirschfänger. Indem sie eingelappt oder von den Heshunden eingetrieben sind, so stellt sich der Jäger mit dem Spieße vor ihnen hin und fordert sie gleichsam durch den Ausruf: Husu (Huy Sau) heraus. Dadurch wird gemacht, geht das erste best



beste Schwein auf den Jäger blind zu und wird mit dem Spieße aufgefangen. Es gehört Geschicklichkeit und Stärke dazu, um das Thier gerade die Brust zu spalten. — Die Heshunde können nur dann mit den wilden Schweinen fertig werden, wenn sie dieselben von der Seite an den Ohren fassen und den Kopf herunterziehen können.

Schaden und Nutzen. Man ist wirklich nicht ganz einig darüber, ob die wilden Schweine einem Lande mehr Schaden oder mehr Nutzen bringen. Wir haben schon oben gesehen, daß Wiesen und Felder durch sie sehr verwüstet werden und da wir annehmen können, daß von dem Wildpret der Schweine nicht so viele Menschen ernährt werden, als durch das, was die Schweine verzehren oder verderben, da ferner auch die wilden Schweine unsern Holzungen nicht wenig Schaden zufügen, so wäre fast zu raten, daß in angebauten Ländern die wilden Schweine den Menschen Platz lassen möchten und wir uns mit der Zucht der zahmen begnügten. Wenigstens sollte man in den Waldungen, welche mit Wiesen und Aekern umgeben sind, diese Verwüster nicht dulden und jedem Landmann die Freiheit lassen, sich derselben so gut er kann zu erwehren und zu entledigen. Es ist nicht zu leugnen, daß das Vergnügen, welches in der Saujagd gefunden wird, oft mehr in Anschlag gebracht wird, als der Nutzen und Schaden dieser Thiere.

Das Fleisch des Schwarzwildprets ist fetter und schwerer zu verdauen, als das des Rothwildprets \*).

E 3

genießt

\*) Wilde Schweine setzen allerdings eben so gut Speck an, als zahme, nur daß sie nicht so oft und so sehr speckreich werden können, als diese, weil sie nicht vorsätzlich gemästet werden. Ich habe an wilden Schweinen beinahe 3 Finger hohen Speck gesehen.

genießt es in mehrern Zubereitungen, gewöhnlich gebraten. Schwächlichen Personen ist diese Speise nur selten erlaubt. Das Fleisch am Kopfe ist am zartesten und es ist bekannt, daß man den ganzen Kopf angepüßt auf die Tafel zu bringen pflegt.

Das Fell wird mit den Haaren zu Kofferbeschlägen und vor den Thüren als Schmutzdecken gebraucht: enthaart dient es zu Büchereinbänden (jetzt nur selten noch) zu Schläuchen und Pergament. — Rohere Nationen kleiden sich in wilde Schweinshäute.

Die Eckzähne oder Hauer können zum Poliren gebraucht werden: die Haare zu Pinseln und Bürsten.

bb. Das gemeine zahme Schwein, *S. scrofa domesticus*.

Gestalt. Ob es gleich noch sehr viel Aehnlichkeit mit dem wilden Schweine behalten hat, so unterscheidet sich doch mehr oder weniger von demselben, je nachdem das Klima, Futter und die Behandlung Einfluß gehabt haben. Es hat gewöhnlich höhere Füße als das wilde Schwein und ist mehr gestreckt. Der Rücken ist etwas gewölbt und mit steifen Borsten besetzt, der Kopf lang und mager, die Ohren lang, breit, dick und schlaff, die Augen klein, der Schwanz gewöhnlich gedreht und am Ende langhaarig. Es hat 42 bis 44 Zähne, worunter auch die längern Eckzähne in der untern Kinnlade, wie beim wilden Schweine, beim Männchen ebenfalls länger, als bei der Sau. Das Schwein macht dadurch von den zahmen Thieren eine Ausnahme, daß es seine Zähne nicht wechselt, sondern die ersten behält, welches vielleicht nur daher rührt, weil es im zahmen Zustande von seiner natürlichen



türlichen Lebensart weniger abgeführt wird, als andere Thiere.

Farbe. Die meisten Schweine sehen schmutzig-weiß aus, besonders in kalten Ländern. Sonst giebt es auch graue, schwarze und schwarz- und weißgefleckt, in Pohlen und Ungarn gewöhnlich röthlichgelbe. Man zieht die weißen vor, weil sie weißeres und zarteres Fleisch haben.

Eigenheiten. Das zahme Schwein hat in der Nähe der Menschen keine empfehlendere Eigenschaften angenommen, vielmehr ist es fast noch ungeschickter geworden, als das wilde Schwein. Wegen seiner Dummdreistigkeit, seines Troges, seiner Gefräßigkeit und Unreinlichkeit ist es fast das verächtlichste Thier und muß aller menschlichen Unflätzerei und Ungezogenheit zur Vergleichung dienen. Ob es gleich nicht mehr so wild ist, als die Schweine, welche in der Freiheit leben, so darf man doch den alten Ebern und Sauen nicht trauen. Bisweilen scheinen sie auch einander zu Hülfe kommen zu wollen, wenigstens entsteht ein gemeinschaftliches Geschrei, wenn eins aus Angst quickt. Ihr guter Geruch ist ihnen auch in der Gefangenschaft geblieben. Vielleicht hift dieser ihnen, ihren Hof und Stall zu finden, wenn sie von der Wäide nach Hause getrieben werden, wobei sie aus Begierde nach dem Troge immer im Gallop zu laufen pflegen und sich selten durch etwas aufhalten lassen, außer einigen Lustern, welche auch auf dem Wege mitnehmen, was gestressen werden kann.

Waterland. Noch weiter, als das wilde Schwein ist das zahme verbreitet, denn es ist durch alle Länder der Erds und in allen Klimaten der Begleiter der Menschen gewesen.

gewesen. Sonderbar ist, daß dieses Thier in Amerika vor Ankunft der Europäer nicht angetroffen ward, wohl aber in Südindien, wo es fast das einzige Hausthier war. Es giebt hier und da Abänderungen von dem zahmen Schweine, welche durch das verschiedene Klima entstanden seyn mögen. Die warmen Länder haben kleinere, aber besser schmeckende Schweine: z. B. das chinesische Schwein, von welcher Art auch die Schweine auf Tahiti sind, wie Forster \*) erzählt; das guineische und das siamische Schwein. — Da den Juden und Muhamedanern der Genuß des Schweinefleisches verboten ist, so fällt auch unter ihnen die Schweinezucht weg. Deutschland könnte noch weit mehr und bessere Schweine haben, wenn die Schweinezucht nicht in den meisten Wirthschaften zu sehr vernachlässigt würde.

**Stallung.** Wenn man auch zugeben kann, daß auf einen Schweinestall nicht eben so viel Sorgfalt zu wenden ist, als auf den Stall der Pferde ic. so irrt man sich doch, wenn man glaubt, daß ein kothiger Stall den Schweinen unschädlich sey. Wenn sie auch nicht so auffallend dabei leiden, als etwa ein Schaf leiden würde, so wird doch ihre Gesundheit, ihr Wachsthum und ihr Fettwerden dadurch gehindert. Das Schwein wühlt zwar gern im Koth und wälzt sich in demselben; aber das ist ein Ueberrest von einem natürlichen Triebe, welcher im zahmen Zustande seinen Zweck größtentheils verloren hat und dann folgt daraus nicht, daß das Schwein immerfort im Koth liegen könne, welches bei dem wilden Schweine auch nicht der Fall ist. So wie dieses sein Lager mit Laub und

\*) S. dessen Reise um die Welt, Quartausg. 17 Th. S. 238.



und Reisern ausfütterte, so muß man auch den zahmen Schweinen fleißig unterstreuen. Ich habe Schweinställe gefunden, in welche sich Niemand wagen wollte, aus Furcht bis an die Knie zu versinken, und wo es die größte Noth machte, die Schweine aus dem Stalle zu treiben, wenn sie nicht von selbst herausgehen wollten. Diese unverantwortliche Unreinlichkeit ist im Winter und Sommer gleich nachtheilig: abgerechnet, daß die Sumpflust, welche um die Schweine verbreitet wird, natürlicher Weise nicht so gesund seyn kann, als reine Luft, so kältert auch die Nässe in verschlossenen Ställen gar sehr: wenn nun die Schweine im Sommer von der Sonne erwärmt sich in ihren nassen Stall legen müssen, so können sie nicht gesund bleiben. Das Schwein verträgt die Winterkälte ohnedieß ungern, wenn es im Winter noch obendrein in der Nässe liegen soll, so kann es nicht gedeihen.

Um die Keulichkeit in den Schweinställen leichter zu erhalten, so lege man sie etwas schief mit Bohlen aus, damit der Urin ablaufe. Kleine Löcher in dieselben zu bohren, finde ich weniger rathsam, weil sonst der Urin, welcher zum Dünger zu gebrauchen ist, verloren gehen würde, die Löcher sich auch oft verstopfen könnten.

Außer der Keulichkeit ist die gehörige Weite zum Schweinestall ein wichtiges Erforderniß. Kleine Haushaltungen, welche bloß ein Paar Schweine zur Mast halten, begnügen sich gewöhnlich mit einem niedrigen Schweinestoben und wer keinen Platz hat, kann freilich den Stall nicht abmessen. Dann ist es um so mehr nöthig, den Stall fleißig zu lüften und rein zu erhalten, damit die so eng eingeschlossenen Dünste den Thieren nicht tödtliche Krankheiten zuziehen. Wer aber Schweine zur Zucht

halten will, der muß auch einen guten Stall haben können, sonst leidet er mehr Schaden, als Nutzen. Die Größe des Stalles hängt von der Anzahl der zur Zucht bestimmten Schweine ab: ein zu großer würde zu kalt seyn, ein zu kleiner — nicht luftig genug. Zur Höhe sind ohngefähr 8 Fuß erforderlich \*). — Sehr nützlich ist es, mehrere Ställe zu haben, um die Eber, Sauen, Jungen und Maßschweine besonders stallen zu können.

Da der Schweinemist einen unangenehmen und schädlichen Geruch verbreitet, so ist es rathsam, den Stall von dem Wohnhause so weit als möglich zu entfernen. Auch ist es nicht gut, ihn neben dem Pferdestalle zu haben.

**Fortpflanzung und Zucht.** Zu Zuchtschweinen muß man diejenigen auswählen, welche gut gewachsen, langgestreckt sind, langen Rüssel, große Ohren und kurze starke Beine haben. Am besten schlagen gewöhnlich diejenigen ein, welche im Frühjahr geworfen worden sind, weil sie den Sommer hindurch besser wachsen und sich ausbilden konnten, als wenn sie vor dem Winter zur Welt gekommen wären.

Die Stammschweine oder Eber müssen jung und munter seyn. Sie sind zwar schon im ersten Jahre zur Fortpflanzung fähig; aber es ist gut, sie bis zum zweiten Jahre ihre völlige Stärke erlangen zu lassen, ehe man sie zu

\*) D. Gotthard meint, 6 Fuß, welches ich aber zu niedrig finde: vergl. seine nützliche Schrift: das Ganze der Schweinezucht, oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Behandlung, Benützung der Schweine und in der Kenntniß ihrer Krankheiten: Altona 2te Auflage, 1798. S. 7.



zu den Sauen läßt. Wenn sie drei bis vier Jahre zum Belegen gedient haben, so ist es Zeit, sie zu verschneiden und zum Schlachten zu mästen, weil sie sonst zu unbändig, zur Fortpflanzung weniger geschickt — und ihr Fleisch zu fest und ungenießbar werden würde. So lange sie als Beleger gebraucht werden, bedürfen sie einer sorgfältigen Wartung und nahrhaftes Futter. Viele sind so wild, besonders zur Paarungszeit, daß sie wie die wilden Schweine auf die Menschen losgehen und man ihnen die Hauer ausbrechen muß, um Schaden zu verhüten. — Ein einziger Eber ist für eine kleine Heerde hinreichend.

Die Beschaffenheit der jungen Schweine soll mehr von der Güte der Zuchtsauen, als der Eber abhängen. Man ist daher in der Auswahl jener noch sorgfältiger: sie müssen bei ihrer Größe und Stärke doch nicht zu wild seyn, welches das Empfangen und Gebähren erschwert. Man läßt die jungen Sauen ebenfalls gern bis ans zweite Jahr gehen, ehe sie belegt werden, und es ist wohl nicht zu leugnen, daß, wenn sie unterdessen nicht Mangel am Futter leiden, sie größere Jungen bringen, als bei früherer Begattung. — Die Zuchtsau geht 16 Wochen trächtig, selten einige Tage länger oder kürzer. Während der Schwangerschaft darf sie nicht fett gefüttert werden, weil sie sonst vor der Zeit wirft, und schwächliche Junge bringt. Eine fette Sau verliert den Trieb zur Fortpflanzung und empfängt schwer. Gesundes, nahrhaftes, aber nicht zu fettes, nicht zu reichliches Futter, mäßige Bewegung, reine Streu, reines frisches Wasser, gehört zur nöthigen Pflege einer schwangern Sau, wobei sie vor Stößen, Querschungen und dergleichen verwahrt werden muß. Sie kann in zwei Jahren fünfmal Junge bringen, es ist aber  
besser,

besser, sie des Jahrs nur zweimal in den bequemsten Jahreszeiten werfen zu lassen, nemlich gegen den März, wenn sie im November belegt worden ist und im August, wenn man zu Ende des Aprils den Eber zum zweiten Male zu ihr gelassen hat. Andere meinen, daß man sie zum ersten Male im October und zum andern im März belegen lassen solle. Ich glaube aber, daß der Februar bei uns für die jungen Schweine gewöhnlich noch zu kalt sey. Wer gar keine Ordnung hält und den Eber beständig bei der Heerde läßt, der bekommt oft zu einer Jahreszeit junge Schweine, wo die Witterung zu rauh und das Futter knapp ist. — Manche Sauen, welche nicht hüzig sind, müssen einige Tage nach dem Absetzen der Jungen von neuem belegt werden, weil sie dann den Begattungsrieh am stärksten fühlen. — Bis ins sechste, siebente Jahr kann eine Sau mit Vortheil zur Zucht gehalten werden: alsdenn wird sie verschnitten und gemästet. Manche müssen früher abgeschafft werden, wenn sie nur wenige Junge zu bringen pflegen, oder die Unart an sich haben, ihre Jungen zum Theil aufzufressen.

Es ist nöthig den Tag zu merken, wenn eine Sau belegt worden ist, damit man sie einige Tage vor der Geburt zu Hause behalten und ihr die Streu zum Neste machen könne. So wie die Ferkel zum Vorschein kommen, nimmt man sie der Alten weg, damit sie in dem fortgesetzten Geschäfte des Gebährens nicht durch das Geschrei der Jungen gestört werde. Ist es vollendet, so giebt man sie alle zurück. Eine Sau bringt 4 bis 12, 15 Junge und drüber. Hat sie mehr Junge, als Zihen, so muß man der Kleinsten so Viele, als überflüssig sind, wegschaffen. Sie mit Kuhmilch aufzuziehen, ist möglich, aber mühsam.



mühsam. — Nach der Geburt giebt man der Sau einen lauwarmen Trank von Roggenkleie, mit etwas Hafer-  
schroot und Leinöl. Man fährt während der Saugezeit  
mit nahrhaftem Futter fort, vermeidet aber sorgfältig alles  
saure und hiefige Futter, z. B. sauer gewordenes Spüliche,  
Gerstenschroot, Roggenschroot. In der Folge giebt man  
Wurzeln und Kartoffeln. Am Sausen darf es nie fehlen,  
doch muß der Trank nie heiß seyn. Ehe man die Jungen  
entwöhnt, bricht man der Sau nach und nach etwas am  
Futter ab, damit sich die Milch allmählich vermindere.

Ohnerachtet die Sau bisweilen so grausam ist, ihre  
eigenen Jungen aufzufressen, so kann man ihr doch nicht  
alle zärtliche Empfindungen gegen dieselben absprechen.  
Sie begleitet dieselben, erhebt ein Geschrei und läuft zu  
Hülfe, wenn einem Ferkel etwas zustoßt. Gotthard  
erzählt ein Beispiel, daß eine Sau, welche mit aufs Feld  
getrieben war, nach einem Paar Stunden nach Hause  
lief, ihre zurückbehaltenen Jungen säugte und dann zur  
Heerde zurückkehrte \*).

Die Jungen oder Ferkel saugen 4, höchstens 6 Wo-  
chen. Wenn sie 14 Tage alt sind, so fängt man schon an,  
sie von der Mutter zu entwöhnen, indem man sie anfang-  
lich einige Stunden, dann einen halben Tag und in der  
vierten Woche auch wohl den ganzen Tag von derselben  
entfernt. Des Nachts bleiben sie bis zur völligen Ent-  
wöhnung bei der Mutter. Unter der Zeit setzt man den  
Ferkeln einen Trank aus Hafermehl, saurer Milch und  
lauwarmem Wasser vor, damit sie sich ans Sausen gewöh-  
nen. Buttermilch, rohe Milch, Roggen- und Gersten-  
schroot

\*) S. am a. O. S. 22.

schroot sind ihnen schädlich. Damit sie sich die scharfen Eckzähne etwas abbeißen, streut man ihnen harte, gedorrte Körner vor. — Ein Paar Tage vor dem Entwöhnen werden die männlichen Ferkel, welche nicht zur Zucht, sondern zur Mastung dienen sollen, verschnitten, in welcher Zeit diese Operation ihnen wenig Schmerzen zu verursachen scheint. Das Verschnelden der weiblichen Ferkel, welche nicht als Zuchtsauen dienen sollen, verschiebt man drei bis vier Monate, weil es früher mit mehrern Schwierigkeiten verbunden ist.

Sind die Ferkel abgesetzt, so füttert man sie Anfangs täglich fünfmal, nach einigen Wochen viermal und nach einigen Monaten nur dreimal, wie die alten Schweine. Nach 7, 8 Wochen von ihrer Geburt an können sie schon eben das Futter genießen, welches die Alten bekommen. Man muß sich versehen, daß sie weder zu wenig fressen, wobei sie eingeßen, noch zu viel und gutes Futter erhalten, wobei sie zu zeitig Fett ansetzen und sterben. Ubrigens ist es bei ihnen wie bei allem Viehe nöthig, daß die festgesetzten Fütterungsstunden genau beobachtet werden. Sollte eins oder das andere Ferkel von den Ubrigen verdrängt und vom Futter weggebissen werden, so muß man es absondern, und in einem besondern Stalle füttern.

Das Alter der Schweine reicht bis an 20 Jahre.

Fütterung. Weil Schweine schmutzige und gefräßige Thiere sind, so verzeiht man sich gewöhnlich bei der Abwartung keines Thieres die Unreinlichkeit so gern, als bei den Schweinen; aber man thut sich dadurch ebenfalls nicht geringen Schaden. Futter, welches versauert und verfaule ist, verursacht den Schweinen eben so gut Krankheiten,



halten, als dem andern Viehe. Ein sorgfältiger Landwirth wird daher nie den Schweinen Futter geben, bevor er nicht den Trog von den Ueberresten des vorigen Futters und andern Unreinigkeiten befreit hat. Es ist nicht gut, den Trog Jahr aus Jahr ein auf dem Hofe im Freien stehen zu lassen, weil sich erstlich zu viel Schmutz darin sammelt und zweitens die Schweine ohne Rücksicht auf Kälte und üble Bitterung allemal aus dem warmen Stalle gelassen werden müssen. — Bequem ist den Trog im Stalle so anzubringen, daß das eine Ende herausstehe und mit einem Deckel versehen sey, weil man nach aufgehobenem Deckel das Futter einschütten kann, ohne in den Stall zu gehen. Daß das Futter niemals zu warm sey, dafür kann nicht genug gewarnt werden: so wie es auch zur Gesundheit der Schweine unentbehrlich ist, daß sie außer dem lauen Tranke oft frisches, reines Wasser zu saufen erhalten.

Wenn die Schweine im Sommer auf die Weide getrieben werden, wie das in den meisten Gegenden gewöhnlich ist, so werden sie bloß des Morgens und Abends zu Hause gefüttert mit Spüllicht, den Abgängen aus der Küche, mit abgefallenem Obste, mit zerstoßenen Disteln, mit dem ausgefäeten Unkraute, mit Sauermilch, Molken, Branntweinspülch, Kleien und wenn man es haben kann, mit etwas Klee. Die Menge des Futters hängt davon ab, ob sie auf der Weide viel oder wenig Futter gefunden haben.

Die beste Weide für die Schweine ist, wo sie süßes Gras, (denn das saure fressen sie nicht) Wurzeln, Röhren, Eicheln und Würmer finden. Man darf sie des Morgens nicht eher austreiben, als bis Thau und Reif sich verzogen hat. In der Nähe der Weide muß frisches Wasser seyn, besonders zur Zeit der Sommerhitze, weil sie sonst

sonst nicht fressen. In der Mittagshitze sollte man sie allemal an einen schattigen Ort bringen. Die Schweinheerde muß man nicht einem Jungen anvertrauen, weil dieser nicht immer im Stande ist, Schaden zu verhüten und die Schweine zu händigen. Junge Schweine müssen von dem Leinsamen und jungem Flachse auf dem Felde abgehalten werden, von welchem sie oft sterben.

Im Winter, wenn die Weidehütung wegfällt, müssen die Schweine dreimal des Tags, nemlich Morgens, Mittags und Abends gefüttert werden, mit gekochten und zerdrückten Kartoffeln, oder gelben Rüben, oder Spreu oder Kleien und dergl. in lauwarmen Wasser. — Wer das ganze Jahr hindurch seine Schweine im Stalle behält, ohne sie mästen zu wollen, der muß wenigstens Raum genug auf dem Hofe haben, daß die Schweine oft aus dem Stalle gelassen werden und sich bewegen können, weil sie sonst zu zeitig Fett ansetzen und zu Zuchtschweinen verdorben werden.

**Mästung.** Schweine werden unter allen Thieren am fettesten und daher häufig gemästet. Junge Schweine setzen nicht so viel Speck an als Alte; man pflegt daher jene mehr um des Fleisches — und diese um des Speckes willen zu mästen und zu schlachten. Die Mastschweine werden entweder in Eichen- und Buchenwälder getrieben, wo sie von den heruntergefallenen Eicheln und Bucheckern fett werden, oder sie werden zu Hause in Koben eingesperrt und gemästet. Die Eichelmast ist nicht alle Jahre anwendbar, weil die Eicheln nicht immer gerathen: auch erhält das Fleisch und Fett von dieser Mast nicht den besten Geschmack und man thut wohl, wenn man die Schweine vor dem Schlachten noch einige Wochen mit andrem Futter mästet.

Zur



Zur Mastung dient mehrerlei Futter, wenn es nur nahrhaft ist und in gehöriger Menge gegeben wird. Um den Appetit zu erhalten, muß man auf Abwechslung bedacht seyn. Die Ruhe trägt sehr viel dazu bei, daß das Schwein viel Fett ansehe; daher es nicht oft aus den Hof gelassen, sondern in einem zwar reinlichen, aber engen Behältniß gehalten werden muß. So wie das Schwein fetter wird, wird es auch eßler und frist nicht mehr Alles, was es sonst fraß. Man muß daher das schlechtere Futter zu Anfange füttern und das bessere hinterdrein geben. Mastschweine füttert man des Tags viermal und trinkt sie mitunter mit Kleienwasser oder saurerer Milch. Womit man mästen solle, kann nicht bestimmt vorgeschrieben werden, weil nicht in allen Gegenden und in allen Haushaltungen einerlei Futter zu haben ist: man wird aber seinen Zweck auf folgende Art gut erreichen können. Im Anfange füttere man klein gestoßene Runkelrüben, Kohl- oder Erbrüben, Kürbisse, Möhren und Kartoffeln oder die letztern allein, welche gut gekocht, rein abgegossen und wohl zerquerscht seyn müssen. Fangen die Schweine an zuzunehmen, so setzt man zu drei Theilen der genannten Gartengewächse den vierten Theil Körner, als türkischen Waizen oder Gerstenschoot oder aufgequellte Erbsen, denn Kartoffeln mit Gerstenschoot oder türkischen Waizen ist als das vortheilhafteste Mastfutter gefunden worden. Geht die Mastung zu Ende und fangen die Schweine an ziemlich still zu liegen, so gebe man ihnen bloßes Gerstenschoot im Saufen und zur Abwechslung Strüken schwarzes Brodt \*). — In neuern Zeiten hat man Versuche gemacht, die Rosskastanie ebenfalls zur Schweinemast zu benutzen, welche

auch

\*) E. Gotthard a. a. O. S. 29. 30.

Dritt. Theil.

F

auch gelungen sind, wenn man nemlich die Schale von dem Kern abläßt, denselben durchschneider, im Wasser einigemal aufkocht, abgießt, trocknet, zu Schroot mahlen läßt und dieses Schroot mit Spülich einrührt \*). — Delkuchen können nur im Anfange gefüttert werden, weil sie dem Fleische keinen guten Geschmack und dem Fette eine gelbe Farbe mittheilen; eben so die Malztrebern aus den Brauhäusern.

Im Großen wird die Schweinemast von den Brantweinbrennern getrieben, welche den Brantweinspülich nicht besser benutzen können, als daß sie magere Schweine auffaufen und sie mit demselben fett füttern. Dieser Spülich ist hüzig und es ist nöthig, die Schweine erst daran zu gewöhnen, indem derselbe in den ersten Tagen halb mit Wasser vermischt wird. Hernach giebt man das Flüssige des Spülichs unvermischt, späterhin das Flüssige mit den Trebern zugleich und wenn sie das volle Futter nicht mehr bezwingen können, die dicken Trebern allein. Kann man einige Wochen vor dem Schlachten noch geschrotene Gerste füttern, so wird man besseres Fleisch und Fett erhalten. Während der Mast treibe man die Schweine einen Tag um den andern in die Schwemme, damit sie sich bei dem hüzigen Futter abkühlen. Man nimmt an, daß wenn täglich 4 Dresdner Scheffel gebrannt werden, man 50 Schweine dabei mästen könne. Auf jeden Fall darf man nicht zu viel Stücke anschaffen, denn es ist weniger verloren, wenn man vom Spülich etwas übrig behält, als wenn man die Schweine muß hungern lassen. Sobald sie nicht mehr

\*) C. G. H. Piepenbring ökonomische Nützlichkeiten, Göttingen, 1791. 25 Bch. S. 98.



mehr das volle Futter fressen, kann man wieder einige hungrige einstellen, welche das Ubrige fressen.

Die Zubereitung der Stärke giebt ebenfalls ein Mastfutter für die Schweine ab, daher in Stärkfabriken die Schweinemast einträglich ist. Da die Stärke bekanntermaassen von Waizen gemacht wird, so ist es die Waizenkleien nebst dem mehlichten Schlamme, welcher von der Stärke abgeschöpft wird, was zum Futter für die Schweine dient und was man außerdem ungenutzt lassen müßte.

Schweine, welche ihren völligen Wachsbum erreicht haben, kann man durch die Mast dahin bringen, daß sie 250 bis 300 Pfund wiegen. Ja man hat Beispiele von Schweinen, welche über 800 bis 1000 Pfund schwer waren, welches freilich unter die Seltenheiten gehört \*).

Feinde und Krankheiten. Der Wolf geht auf die zahmen Schweine. Die Schweinslaus bewohnt vorzüglich die jungen Thiere, welche mit abgekochtem Tabak davon sollen gereinigt werden können. Eingeweidewürmer fehlen ihnen nicht, dahin gehören die Egeln in der Leber, die großen Blasenwürmer ebendasselbst und im Netze, Finnenwürmer in den Gedärmen, der große Riesenfräßer, Haarnurm, Rundwurm, Fadenwurm. Zu diesen Würmern gehören auch die Finnen, der Finnenwurm, welche man bei uns erst in neuern Zeiten für das hat kennen gelernt, was sie sind \*\*), nemlich eine Art dicht zusammen-

§ 2

gewickelt

\*) Außer den angeführten Schriften ist über die Zucht und Mastung der Schweine nachzulesen, Niems monatliche Encyclopädie.

\*\*) Obgleich der Finnenwurm schon von wenigen Naturforschern gekannt war, so hat ihn doch erst Goetze durch seine

gewickelter Bandwurm, welche im Fleische, besonders unter der Zunge, wie kleine Knoten erscheinen und dem Fleische ein ekelhaftes Ansehen geben, daher man sinnige Schweine nicht gern zu essen pflegte, sie sogar für schädlich hielt. Dieses sind sie aber nicht. Man kann die Finnen vertreiben durch  $\frac{1}{2}$  Loth Spiegglas mit etwas saurer Milch mehreremale gegeben. Am häufigsten findet man sie bei den Massschweinen und man thut wohl, wenn man ihnen gleich Anfangs durch jenes Mittel vorbeugt. — Daß die Schweine von dem Genuß der Maulwurfsgrillen und Molche sterben sollten, ist mir nicht recht wahrscheinlich. — Die vornehmsten Krankheiten der zahmen Schweine sind:

1. Die Bräune, eine Entzündung, welche vorzüglich im Sommer eintritt, von zu starker Erhitzung, Mangel am frischen Wasser, von Vollblütigkeit, vom Saufen auf die Hitze, von der Abwechslung der Witterung und ähnlichen Ursachen hergeleitet wird und sich dadurch äußert, daß das Schwein starke Hitze, Röthe und Geschwulst des Halses und der Zunge, heraustretende, starre Augen, eine heißere, ächzende Stimme bekommt, schwer Athem holt, Neigung zum Erbrechen hat, sich krümmt und mit den Vorderfüßen trampelt. Wenn bei diesem Uebel nicht zeitige Hülfe erfolgt, so stirbt das Thier und sieht nach dem Tode blau oder schwarz aus. Die wirksamsten Mittel dagegen sind diejenigen, welche die Stofung des Geblüts aufheben und die Entzündung verhindern. Deshalb ist ein frühzeitiger Aderlaß unter der Zunge oder am Halse zu empfehlen, alsdann ein Brechmittel

seine Entdeckung unter uns bekannt gemacht: s. dessen, neueste Entdeckung, daß die Finnen im Schweinefleisch wahre Blasenwürmer sind, Halle, 1784. mit 1 R.



mittel aus  $\frac{1}{2}$  Quentchen gepulverter, weißer Nießwurz in Buttermilch, oder mit etwas Mehl und Wasser zu einem Zeige gemacht und eingegeben. Nach dem Brechen giebt man oft saure Milch, worin einige Loth Glaubersalz aufgelöst sind, zu saufen, wie denn überhaupt Laxiermittel und Klistiere von guten Diensten sind. Die äußere Geschwulst kann man mit etwas zertheilendem einreiben, z. B. einem Gemisch von 3 Loth Baumöl und einem Loth flüchtigen Salmiakspiritus. Um der Krankheit vorzubauen, welches allerdings das beste wäre, soll man vom Frühjahr bis zum Herbst auf jedes Schwein eine Hand voll Holz- asche, auf jedes Ferkel eine halbe Handvoll nehmen und wöchentlich einmal unter das Futter gemischt fressen lassen. Im Winter wäre die Präservativkur nur alle drei bis vier Wochen anzuwenden \*).

2. Eben so gefährlich und ansteckend wie die Bräune ist das wilde Feuer, welches ziemlich von eben solchen Ursachen herrühren mag, sich aber mehr am Hintertheile des Schweins äußert. Man kann daher eben die Mittel wie bei der Bräune anwenden, besonders Aderlaß, Klistiere und abführende Mittel. — Daß beide Krankheiten aus dem Mangel an kühlenden Getränken herrühren können, beweiset die Erfahrung eines Landwirths, welcher in den Jahren, in denen seine Nachbarn alle ihre Schweine an diesen Krankheiten einbüßten, nicht eins verlor, weil er darauf hielt, daß sie nasses Futter und oft frisches Wasser

## § 3

\*) D. Gotthards Schweinezucht S. 52. u. f. Dasselbst werden noch mehrere Kuren angeführt, die mir aber auf den Zustand des kranken Schweins nicht so gut berechnet zu seyn scheinen, als die hier angegebene.

fer bekamen \*). So gut ist's, von der Landwirtschaft mehr zu verstehen, als was der Sohn vom Vater abgesehen pflegt.

3. Das Rankhorn nennt man eine Krankheit der Schweine, wobei sie mit den Zähnen knirschen, nicht fressen können und am Gaumen, wo sonst lauter fleischfarbne Kerben sind, eine ganz weiße, geschwollene und verhärtete Haut haben. Wenn zu diesen Zufällen ein starkes Fieber, oder der Brand kommt, so ist das Thier in 24 Stunden todt. Man muß jene Geschwulst am Gaumen mit einem scharfen Scheermesser abschneiden und die Wunde mit Salz und Essig waschen, zu welchem Behufe man dem Schweine einen Knittel in das Maul steckt, damit es dasselbe nicht zumachen könne. Darauf versucht man es mit einer Aderlaß zwischen beiden Ohren und giebt zu wiederholten Malen 2 Loth Salpeter und 3 Loth Schießpulver ein.

4. Die Blattern oder Pocken trifft man bisweilen an den Ferkeln, welchen dabei die Augen zuschwären. Dagegen ist weiter keine Kur nöthig, außer daß man die Ferkel reinlich hält und einige Tage mit frischer Kuhmilch tränkt.

4. Der Schwindel entsteht aus der Verstopfung der Milz und ist an einer geschwollenen Seite zu erkennen. Man läßt dem Schweine zur Aber, indem man unten am Schwanz zwei Quersfinger vom After einen etwas tiefen Einschnitt macht, den man, wenn zu viel Blut fließen sollte, mit einem Lappen wieder verbindet. Ferner mische man

\*) S. F. G. Mund in f. landwirtschaftlichen Magazin: 1r B. 28 St. S. 91.



man 2 Loth Glaubersalz, 1 Quentchen rohen Salpeter,  $\frac{1}{2}$  Quentchen Zalapenpulver mit saurer Milch oder mit Mehl und Wasser und gebe es täglich ein. — Wehrmuthsaft mit etwas Saft vom Polei soll auch gute Dienste thun.

6. Beim Husten, welcher anhaltend gefährlich werden kann, gebe man Molken: im nöthigen Falle auch folgendes Mittel: 1 Loth rohes gepülvertes Spiegglas,  $\frac{1}{2}$  Loth venetianische Seife, in Wasser aufgelöst.

7. Den Durchfall stopft man mit gepülverter Eichenrinde und gerösteten Eicheln mit geschrotenem Hafer vermischt.

8. Beulen an den Schenkeln öffnet man, wenn sie geeitert haben, drückt die Materie aus und verbindet die Wunde mit folgender Salbe:  $\frac{1}{2}$  Pfund Schweineschmalz, eben soviel Honig und 30 Tropfen Terpentinöl, wohl unter einander gemischt.

9. Ohrengeschwüre, in welche sich Maden finden, müssen gereinigt und mit 1 Quentchen sublimirten Quecksilber in reinen Quellwasser aufgelöst bestrichen werden.

10. Wenn Schweine von tollen Hunden gebissen werden, so ist vor allen Dingen nöthig, die Wunde mit Essig rein auszuwaschen. Alsdann gebrant man die gepülverte Wurzel der bella donna, bei einem erwachsenen Schweine zu 60 Gran, des Morgens, einen Tag um den andern, zu einigen Malen gegeben.

### Benutzung der Schweine.

Landwirthe, welche sich sorgfältig auf die Schweinezucht legen, gewinnen oft schon dadurch etwas Ansehnliches, wenn sie eine Anzahl Ferkel, oder noch besser eine

Anzahl herangewachsener junger Schweine, sogenannte Käufer, verkaufen können. Die Nachfrage darnach ist immer stark, weil in vielen Haushaltungen, in welchen jährlich ein Paar Schweine gemästet zu werden pflegen, dieselben nicht auch gezogen werden können, indem zur Zucht eine größere Wirtschaft gehört, als zur Mast. Noch vorthellhafter ist, wenn man leicht und wohlfeil hinlängliches Mastfutter haben kann und die Schweine gemästet verkauft. Seit einigen Jahren ist der Preis der Schweine sehr gestiegen zum Vortheile der Landwirthe.

Lebendig haben die Schweine für uns keinen Nutzen, wie Pferde und Rindvieh, ihren Mist ausgenommen. Geschlachtet sind sie aber desto nutzbarer. Das Schlachten der Schweine geschieht zwar das ganze Jahr hindurch, doch am häufigsten gegen den Winter. Den Fleischern, welche das Fleisch sogleich verkaufen, ist jede Zeit gleich; wenn aber Hauswirthe für ihr Haus Schweine schlachten lassen, so wollen sie theils das frische Fleisch länger aufbewahren, theils dasselbe räuchern können, welches beides im Winter besser geschehen kann.

Das Schweinefleisch ist eine sehr gewöhnliche Speise, fast in der ganzen Welt, aber eben nicht die gesündeste, weil es vermöge seines vielen Fettes unverdaulich wird. In heißen Gegenden, bei etwas unreinlichen Menschen möchte der häufige Genuß des Schweinefleisches allerdings verdorbene Säfte, Hautausschläge und dergl. zur Folge haben, weswegen es auch nicht ganz unschicklich ehemals den Juden und Muhamedanern von ihren Befehlshabern verboten ward. Das Schweinefleisch würde jedoch gesünder seyn, da es von Natur zart ist, wenn man nicht gerade in der Absicht fütterte, es recht fett zu machen. Indem



Indem wir den zu gewinnenden Speck zur Hauptsache machen, so verlieren wir freilich an der Güte des Fleisches. Weit gesünder scheint das Schweinefleisch auf den südindischen Inseln zu seyn und gewiß vorzüglich wegen der Fütterung. Forster sagt in seiner Beschreibung von Tahiti: „es wunderte uns, daß das Schweinefleisch Nichts von dem geilen Geschmacke hatte, den es wohl in Europa zu haben pflegt. Das Fett war mit Mark zu vergleichen und das Magre schmeckte fast so zart, als Kalbfleisch. Dieser Unterschied rührt vermuthlich daher, daß die tahitischen Schweine mit Nichts als mit Früchten gefüttert werden.“ \*) — Eben deswegen ist das Schweinefleisch auf Tahiti nur eine Speise der Vornehmen, da es hingegen bei uns wegen seines ranzigen Fettes von Vornehmen fast gar nicht genossen wird und von den verzärteltesten Mägen auch nicht ohne Schaden genossen werden könnte. Man versuche es also und gebe den Schweinen, die man um ihres Fleisches willen mehr, als um des Speckes willen ziehen will, anstatt Branntweinspülich, Eichel und dergl. lieber Obst, Kraut, Rüben und etwas Körner, welches dem Fleische gewiß einen bessern Geschmack und gesündere Säfte ertheilen wird.

Bei unsern Schweinen kann man nicht mehr als den sechsten Theil des Schweins als Fleisch rechnen, wobei noch die Knochen sind: das Ubrige ist Schmeer und Speck und die erforderlichen Theile zu den Würsten. Aus dem Schmeer und Speck löset der Fleischer gewöhnlich das ganze Kaufgeld für das gemästete Schwein, der Gewinn aus dem Fleische ist Uberschuß.

\*) S. dessen Reise um die Welt, 4. 1r Th. S. 238.

Das Schweinefleisch wird entweder frisch gegessen, oder eingesalzen und geräuchert, oder zu Würsten verbraucht. Dieses Fleisch aus dem Salze genossen, ist meines Erachtens eine der schwersten und schädlichsten Speisen: weniger schädlich fast ist geräuchertes Schweinefleisch, welches gewöhnlich aus den Keulen und Schultern besteht und unter dem Namen der Schinken bekannt genug ist. Die Schinken werden vorher eingesalzen, ehe sie geräuchert werden, indem man sie im Salze so lange liegen läßt, bis dasselbe ganz zerfließen und sich in das Fleisch eingezo-gen hat, welches nach Beschaffenheit der Witterung 10 bis 14 Tage, auch wohl noch länger dauert. Um der Fäulniß vorzubeugen ist es nöthig, die Schinken mit Salpeter einzureiben, ehe man sie ins Salz legt, besonders an dem hervorstehenden Knochen, wo es am zeitigsten von der Fäulniß angegriffen wird. Aus dem Salze werden sie in einen mäßigen Rauch gehangen, bis sie schwarzbraun geräuchert sind. Nach dieser Zubereitung dauert der Schinken in einer lustigen Kammer ein Paar Jahre, doch ist es allemal rathamer, ihn im ersten Jahre zu verbrauchen\*). Man genießt ihn roh und gekocht, im erstern Zustande ist er verdaulicher und gesünder. In Deutschland sind die westphälischen Schinken in gutem Rufe, so wie in dieser Provinz überhaupt gute Schweine gezogen werden.

Den Speck giebt das feste Fett aus den Seiten, manchmal sind die ganzen Seitensücke Speck. Er wird theils frisch verbraucht, theils eben so wie die Schinken geräuchert

\*) Wenn man geräuchertes Schweinefleisch in einem trocknen Behältniß über einander schichtet, und zwischen jeder Schicht reine bückene Asche streut, so soll es sich mehrere Jahre unverzehrt erhalten.



räuchert, nachdem er mit Salz eingerieben und in Salz eingeschichtet mehrere Tage gelegen hat. — Das weichere Fett und der ausgelassene Speck (Schweineschmalz) wird theils an Speisen genossen, theils zum Einsmieren der Maschinen, zur Pomade und zu allerlei Salben für Menschen und Thiere gebraucht.

Sehr mannichfaltig sind die Würste, welche aus Theilen des Schweines verfertigt werden. Die Cervelat- und Bratwürste werden aus einerlei Theilen gemacht und sind bloß dadurch unterschieden, daß man zu den erstern große, glatte Därme, und zu den letztern kleine nimmt. Zu diesen Würsten nimmt man das Fleisch von den Ribben, Keulen und Schultern, hackt es recht klein, läßt die zähen Fleischfasern aus, thut Salz und etwas Pfeffer, bisweilen auch Knoblauch hinein und füllt damit die Därme, so daß kein leerer Raum in denselben bleibe, wo sich Luft sammelt und Schimmel und Maden leicht eindringen. Um die Luft, welche mit dem Füllen eingelassen wird, wieder zu entfernen, muß der Schlächter, während des Füllens, mit einer Gabel in die Därme stechen. Bei Bratwürsten, welche geräuchert werden sollen (Knackwürste), dürfen nicht trocke Schöpstdärme genommen werden, weil diese beim Räuchern nicht mehr eben so eintrocknen, als das eingefüllte Fleisch, daher alsdann leere Zwischenräume entstehen, in welchen sich Schimmel ansetzt. Diese Würste werden nur wenig geräuchert, am besten in der Rauchkammer. — Aus Italien werden viel Cervelatwürste nach Deutschland gebracht, jetzt verfertigt man sie auch bei uns in mehrern Gegenden. Man wird auch oft mit denselben betrogen, indem unter das Schweinefleisch Rindfleisch eingehackt ist.

Wenn

Wenn die zerhackten Lebern mit Fettstückchen vermischt in Därme gefüllt werden, so sind es Leberwürste: bisweilen mischt man kleine Rosinen unter das Gefüllte. Diese werden gewöhnlich frisch verspeist, nachdem sie in einem Kessel gahr gekocht sind: andere werden gebraten, wenigere geräuchert.

Am häufigsten sind die Blutwürste, welche mit der Lunge, den Nieren, der Milz, dem Herzen, der Zunge und einzelnen Fleisch- und Fettstücken nebst beigemischten Blute gefüllt werden. Jene Theile werden vorher in einem Kessel halb gahr gekocht, dann klein gehackt und geschnitten, mit Salz und Majoran (welcher nicht Jedermann behagt) auch, wenn man will, mit etwas Salbei und Nelkenpfeffer vermischt, mit Blut angefeuchtet und durch einander gerührt und in die Därme gefüllt. Wenn diese Würste schmackhaft seyn sollen, so muß man mit dem Blute nicht zu freigebig und mit den übrigen Theilen nicht zu karg seyn, weil die trocknen Blutklumpen ein elendes Gericht geben. — Die Blutwürste werden entweder gegessen, wie sie aus dem Kessel des Schlächters kommen, oder gebraten, oder geräuchert und zwar etwas schärfer, als die Bratwürste. — In manchen Gegenden, z. B. der Niederlausitz macht man Griskwürste, welche fast ganz mit Grise und nur mit wenigen Speck- und Fleischtheilen gefüllt sind. Ob diese gleich nicht zu den wohlgeschmeckendern Würsten gerechnet werden, so gehören sie doch zu den gesündesten und sind wegen ihrer Wohlfeilheit eine gewöhnliche Speise der Aermern. Sehr leicht könnten sie auch durch einigen Zusatz für den Gaumen angenehmer gemacht werden.

Seltner



Seltner werden die Hirnwürste gemacht. Zu diesen nimmt man das Gehirn, bisweilen auch etwas Bratwurstfleisch, und vermischt es mit Semmelkrumen, etwas Salz und Zwiebeln. Sie werden frisch gebraten verspeist; will man sie aber räuchern und aufbewahren, so läßt man die Semmelkrumen weg und nimmt etwas mehr Bratwurstfleisch.

Würste, welche in die Magen gefüllt sind, werden nach dem Kochen gepreßt: man macht aber noch eine besondere Art von gepreßten Würsten, welche Preßköpfe, (Sülzen) heißen. Man läßt nemlich die Köpfe kochen, schneidet das Fleisch davon ab und in Stücken, vermischt es mit etwas fettem Schnitzfleische, welches in die Blutwürste kommt, und Salz und Kümmel, breitet einen reinen Lappen über eine Schüssel, belegt ihn mit Schwarten, füllt jene Materialien ein, deckt wieder Schwarten drüber und bindet den Lappen zu, welcher die ganze Masse zusammenhalten muß. In dieser Gestalt läßt man die Sülze noch einmal aufkochen, bringt sie dann unter die Presse, löset nachher das Tuch ab, umwickelt sie mit einem Bindfaden übers Kreuz und hängt sie in den Rauch. — Diese, so wie die übrigen gahr gekochten Würste muß man bei strenger Kälte des Nachts aus dem Schornsteine in ein Zimmer nehmen und des Morgens, wenn Feuer angemacht ist, wieder hinein hängen.

Eines besondern Gerichts, welches wir von den Schweinen erhalten, muß ich noch gedenken, nemlich der gekochten, oder lieber gebratenen Spanferkel, d. i. der jungen Schweine, welche noch an der Mutter saugen, unzerrheilt zugerichtet und von vielen Menschen gern gegessen werden.

Was

Was die Felle der zahmen Schweine betrifft, so bleiben diese größtentheils ungenutzt, indem man das Schwein beim Schlachten zu enthaaren, das Fell aber am Fleische zu lassen pflegt, welches denn zum Theil mit gegessen wird, zum Theil als Decke über die zu räuchernden Schinken dient. Zur Speise mitgebraucht, schaft es sehr geringen Nutzen und über den Schinken ist es überflüssig, weil diese ohne das Fell besser durchräuchern würden und allenfalls mit einem leinenen Lappen an dessen Stelle umwickelt werden könnten. Sehr rathsam wäre es daher, das Fell auch den zahmen Schweinen abzugeben und, wie es in England zum Theil geschieht, zu Leder zuzubereiten. Man hat auch in Deutschland hier und da glückliche Versuche damit gemacht, aus welchen ich einen ganz neuerlichen aushebe von dem Grafen Burghaus auf Laasan in Schlesien, welcher mit der Haut eines zahmen Ebers sich eine englische Pritsche beschlagen ließ, dieselbe sehr gut fand und daher das Schweinsfell zu allerlei Sattler-, Riemer- und Schusterarbeit empfiehlt, auch den Landwirthen einen ansehnlichen Gewinn von dem Verkaufe der Schweinshäute berechnet \*). Es wäre zu bedauern, wenn dergleichen Versuche nicht mehrere Nachahmer erweckten.

Die Schweinsborsten von dem Rücken des Schweins werden sehr gut benutzt zu Bürsten, Pinseln und  
von

\*) S. Schlesische Provinzialblätter Jahrgang 1795. — Aus Noth haben Seefahrer von Schweinsleder den guten Gebrauch gemacht: „Wir zogen den größten Schweinen die Haut ab und trockneten sie, nachdem sie zuvor 24 Stunden in Salzlake gelegen hatte, um in Ermangelung von anderm Leder den Rand unsrer Segel, wo es nöthig war, damit zu besetzen.“ S. Portlocks und Mortimers Reisen an d. Nordwestküste v. Amerika, übersezt v. G. Jorjser, S. 64.



von den Schuhmachern anstatt der Nadeln. — Mit den Schweinsblasen verbindet man Gläser und Gefäße. — Die Galle soll bei kleinen Wunden heilsam seyn. — Der Mist wird gewöhnlich nur vermischt mit Pferde- und Kuhmist als Dünger gebraucht, weil er an und für sich zu wenig Hitze und Kraft hat. In England gebraucht man ihn mit Menschenurin zur Walke mancher Tücher.

Gegen den hier beschriebenen Nutzen, welchen die Schweine den Menschen gewähren, ist der Schaden nicht beträchtlich zu nennen. Am lästigsten werden sie eben so wie die wilden Schweine dadurch, daß sie uns blutweilen Gärten und Aecker durchwühlen, weßwegen sie eine beständige Aufsicht erfordern. Kinder haben sich vor den zahmen Schweinen wohl in Acht zu nehmen, weil man mehrere Beispiele hat, daß Kinder und selbst Erwachsene von ihnen gerödtet, erstere auch wohl gefressen worden sind. — Man will bemerkt haben, daß die Krebse sterben, wenn sie Schweine riechen; doch weiß ich in der That nicht, wer diese Bemerkung gemacht hat, und ob sie schon hinlänglich bestätigt ist.

Andere Schweinearten, als das Bismaschwein, S. Tassu, das afrikanische, S. africanus, das äthiopische, S. aethiopicus, der Hirscheber, S. Barbyrus, haben für deutsche Landwirthe so wenig, als für Handwerker und Künstler ein Interesse. Wir gehen also zur folgenden Familie der 5ten Ordnung fort.

### 3. Das Flußpferd. Hippopotamus.

Enthält nur eine einzige Art: das eigentliche Flußpferd, Hipp. amphibius. S. Tab. XVI. Fig. 2.

Gestalt. Dieses große, plumpe Thier gleicht an Größe dem Rhinoceros, wird 17 Fuß lang und 7 Fuß hoch.  
Sein

Sein Kopf ist groß, die Ohren sind klein, spizig, an den Rändern mit kurzen Haaren besetzt, die Augen klein, der Rachen weit und fürchterlich. In demselben befinden sich 4 Vorderzähne, lange Eckzähne, welche jedoch nicht aus dem Maule herausstehen und 12 bis 16 Backenzähne in jeder Kinnlade. Die Haut ist sehr dick, die Füße dick und kurz; der Schwanz kurz und kahl. — Vermuthlich ist es das Thier, welches im Hiob Behemoth genannt wird.

Die Farbe der Haut ist schwärzlich, die wenigen Haare sind weiß.

Waterland. Es lebt in Afrika, vorzüglich im südlichen Theile, sonst häufig am Nil, daher es auch den Namen, Nilpferd, führt. In mehreren Gegenden ist es fast ganz ausgerottet: auf dem Cap (der guten Hoffnung) wo es Seekuh genannt wird, lebte es sonst ohnweit der Capstadt, ist aber so vermindert worden, daß es verboten werden mußte, innerhalb einer großen Entfernung von der Stadt dasselbe zu erlegen.

Eigenschaften. Ob es gleich diesem Thiere an Größe und Stärke nicht fehlt, so ist es doch wenig gefährlich, weil es von Natur friedfertig ist. Es fühlt so wenig, wie der Elephant ein Bedürfniß, andere Thiere anzufallen, weil es sich nicht von andern Thieren nährt: in dessen läßt es sich so wenig wie dieser ungerochen reizen und empfangene Wunden setzen dasselbe in Wuth. Es scheut das Feuer, daher man auf den Fahrzeugen dergleichen zu unterhalten pflegt, wenn man die Gegenwart der Flußpferde fürchtet. Es hat einen langsamen, beschwerlichen Gang, ist im Schwimmen behender, taucht auch unter. Die Stimme desselben ist ein starkes, weit ertönendes Wiehern,



Wiehern; um dessen willen man ihm auch den Namen des Pferdes gegeben haben mag, mit welchem es sonst nicht die mindeste Aehnlichkeit hat.

**Lebensart.** Es hält sich an den Ufern der Flüsse und Seen auf, verbirgt sich in das Schilf, wo es des Tags größtentheils liegen bleibt. Ob man nun gleich vermuthen sollte, daß es bei dieser Lebensart seine Nahrung im Wasser finden müßte, so lebt es doch keinesweges von Fischen, sondern von Kräutern \*), wie der Elephant und das Nashorn, welchen es überhaupt sehr ähnlich ist.

**Fortpflanzung.** Es bringt im Schilf ein Junges und säugt dasselbe im Wasser: sonderbar genug, daß ein Thier, welches sich vom Lande nährt, seine erste Nahrung doch im Wasser empfängt und überhaupt den Anfang seines Lebens in diesem Elemente nimmt. Dergleichen Abweichungen von der Regel sind in der Natur häufig anzutreffen, sie machen dieselbe durch Mannichfaltigkeit angenehmer und man muß sich hüten, sie unter die Regel zwingen zu wollen, wie man z. B. dreist behauptete, das Flußpferd lebe von Fischen, weil — der Regel nach — Thiere an den Ufern sich von Fischen nähren. — Von den nähern Bestimmungen in Ansehung der Fortpflanzung dieses Thiers, desgleichen von dessen Feinden und Krankheiten weiß man Nichts. Der gefährlichste Feind ist der Mensch, welcher dasselbe, wie wir gesehen haben, in kurzem ganz würde ausrotten können.

Die Jagd des Flußpferdes ist beschwerlich, weil man es nicht ohne Gefahr angreifen kann. Meistentheils  
wird

\*) Welches unter Mehrern auch Forster bestätigt, in s. Reise, 4. 1r Th. S. 62.

wird es geschossen, oder todt gestochen, nachdem man dasselbe in seinem Lager beschlichen hat, oder in Gruben gefangen. In Aegypten soll man ihm Erbsen und Bohnen hinstreuen, nach deren Genuße der Magen aufschwellte und zerrisse.

Der Schaden, den dieses Thier anrichten kann, besteht in dem Verzehren des Reifses und Zuckerrohrs und in dem abgedrungenen Angriffe der Menschen.

Nutzen. Die Urtheile über das Fleisch des Flusspferdes sind so verschieden, als der Geschmack. In Afrika wird es häufig gegessen, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung als ein Leckerbissen. Sparrmann \*) fand das Fleisch von einem jungen Thiere zwar ekelhaft weichlich, aber das Fleisch der Alten mürbe. Forstern \*\*) hingegen schmeckte es nicht besser, als festes Rindfleisch. Vermuthlich hat Sparrmann ein besseres und besser zubereitetes Stück gegessen. Wenn Fremde, die noch nie Rindfleisch gekostet hätten, bei uns dasselbe genöfßen, so würden sie ebenfalls sehr verschiedene Urtheile über dasselbe fällen, denn wir haben sowohl sehr schmackhaftes als auch sehr ungenießbares Rindfleisch. Einstimmiger wird das Fett des Flusspferdes gelobt und mit Mark verglichen. — Der Theil dieses Thieres, welcher uns Europäer näher angeht, sind die Zähne, die zu uns gebracht und bei uns verarbeitet werden. Sparrman hat dergleichen gesehen, welche 6 Pfund und 9 Unzen wogen und 27 Zoll lang waren,

\*) S. dessen Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. N. d. Schwedischen von Groskurd, mit Anmerk. von G. Forster. Berlin, 1784. S. 562.

\*\*) S. dessen Reise in 4. 1r Th. S. 62.





waren; Andere wollen noch größere gesehen haben. Da die Eckzähne des Flusspferdes nicht aus dem Kachen heraus stehen, so haben sie die gewöhnliche Glasur der Zähne, welche den Eckzähnen des Elephanten fehlt. Diese Eckzähne sowohl als die übrigen des Flusspferdes werden bei uns eben so wie Elfenbein gebraucht, ja zu manchem Behufe, vornehmlich zu den falschen Zähnen für die Menschen, noch vorgezogen, indem sie einen höhern Grad von Härte besitzen und nicht mit der Zeit so gelb werden, wie Elfenbein. Die schönsten sollen am Vorgebirge Mesurado in Guinea eingekauft werden. In Holland kostete sonst das Pfund Zähne 60 Stiver (1 thlr. 16 Gr.). Oft werden die Wallroßzähne (s. 1sten Theil) mit den Zähnen des Flusspferdes im Handel verwechselt und in den Apotheken jene unter dem Namen dieser verbraucht, indem jene leichter zu haben sind \*).

#### 4. Der Tapir. Tapir.

Auch diese Familie hat nur eine Art, den amerikanischen Tapir, *T. americanus*, welcher in der Größe mit einer mittelmäßigen Kuh und in der Gestalt mit einem Schweine zu vergleichen ist, eine starke Haut hat, von den Amerikanern gern gegessen wird, uns aber Nichts nützt noch schadet.

\*) S. Beckmanns Vorbereitung zur Waarenkunde, 1ster Theil, Göttingen 1794. S. 341 — 45.

## Sechste Ordnung.

Säugethiere mit spitzigen Vorderzähnen und mit Krallen an den Zehen, Raubthiere, Ferae.

Durch die spitzigen Vorderzähne und durch krumme, scharfe Eckzähne werden die Thiere dieser Ordnung geschickt, andere lebende Thiere anzufallen und sie zu zerfleischen. Vielen dienen die Füße mit spitzigen Krallen als Waffen zum Angriffe. Manche, welche in dieser Ordnung aufgezählt werden, verdienen kaum den Namen der Raubthiere. Das meiste Pelzwerk erhalten wir von diesen Thieren, bei vielen ist bloß das Fell, weßwegen wir sie kennen lernen müssen. Nicht wenige sind unserm Leben und unsrer Haushaltung gefährlich.

### 1. Die Robbe. Phoca.

Eine Thierfamilie, welche halb Land- und halb See- thier ist und sowohl in ihrem Körperbaue als in ihrer Lebensart mit dem im ersten Theile beschriebenen Walrosse viele Aehnlichkeit hat. Ihr Körper ist eben so fischartig gestreckt, die Füße sind eben so kurz, unter der Haut versteckt und mehr zum Schwimmen, als zum Gehen bestimmt. Die äußern Ohren fehlen entweder ganz, oder sind sehr klein: sie verschließen dieselben unter dem Wasser mit einer Klappe, so wie sie auch die Nasenlöcher zusammenziehen und die Augen etwas einziehen können. Von dem Walrosse sind sie aber am deutlichsten wieder unterschieden durch



durch die spizigen Vorderzähne, deren in der obern Rinne sechs und in der untern vier sind, von verschiedener Größe. Die abgesonderten Eckzähne sind noch einmal so lang als die Vorderzähne, gekrümmt und spizig. Die 5 bis 6 Backenzähne an jeder Seite sind dreizackig. Die Zunge ist gespalten. Eine deutlichere Vorstellung von der Gestalt der Robbenarten werden die beiden Abbildungen Tab. XVII. Fig. 1. und XVIII. 1. geben.

Zu ihrer Lebensart, nach welcher sie bald auf dem Lande, bald im Wasser sich aufhalten, sind sie besonders eingerichtet. Bei den Menschen und den Landthieren schließt sich die Scheidewand im Herzen, vermöge deren das Thier im Mutterleibe ohne Athemholen leben kann, gleich oder bald nach der Geburt und bleibt Zeit Lebens verschlossen; bei den Robben aber bleibt sie immer offen, durch ein eirundes Loch läuft das Blut aus der rechten Höhle des Herzens in die Lufte und beschweden können sie sich des Athemholens enthalten, wenn es nöthig ist. Jedoch können sie nicht lange ohne Athemholen leben und nicht nach Willkühr unter dem Wasser bleiben. Man will auch bei einer Art die Oeffnung im Herzen verschlossen gefunden haben und somit wären wir immer noch nicht ganz darüber einig, wie diese Thiere unter dem Wasser länger als andere Thiere dauern können.

Die Robben leben fast in allen Meeren, oder eigentlich an den Küsten der Meere, vorzüglich an unbewohnten, felsichten Küsten und an wüsten Inseln und Eisbergen. Man findet sie gesellschaftlich in größern und kleinern Haufen. Sie sind wild, beißig und haben ein zähes Leben. Ihr Fell wird bei uns und fast überall gebraucht, und ihr Fett giebt uns Thran.

102 I. Klasse. Sechste Ordnung. Säugthiere mit

reich, daß ich nur die bekanntesten Arten ausführlicher beschreiben kann.

- a. Die gemeine Hundsröbke, der Seehund, *Phoca vitulina*.

S. Tab. XVIII. Fig. 1.

**Gestalt.** Der Seehund, auch Seekalb genannt, wird an sechs bis acht Fuß lang, der Kopf ist ziemlich rund und hat eine Aehnlichkeit mit einem kurzen Hundekopfe. Die äußern Ohren fehlen ganz, die Augen sind groß, die breite Schnauze so wie die Nase und Augen sind mit Bartborsten besetzt, die Zähne stark und scharf, wie Wolfszähne, die Zunge an der Spitze rund ausgehöhlt. Der Leib ist langgestreckt an der Brust am stärksten, mit kurzen starken Haaren besetzt. Die Vorderfüße bestehen aus zwei Häuten, welche fünf Zehen enthalten, von ungleicher Länge, indem der äußerste am längsten ist und die übrigen immer kürzer werden. Die Hinterfüße sind nach dem Schwanz zu gewachsen und haben ebenfalls 5 Zehen, von denen der mittlere der kleinste ist. — Wegen der sonderbaren Gestalt dieser Seethiere, die beim flüchtigen Anblicke noch sonderbarer schien, wurden sie wie das Wallroß die Veranlassung zu den alten Fabeln von Sirenen, Tritonen u. s. w. Man konnte aus ihnen halb Wesen mit Menschenköpfen, Thierkörpern und Fischschwänzen bilden. fand doch noch Buffon die größte Aehnlichkeit zwischen ihrem und der Menschen Kopfe, zwischen ihren Füßen und Menschenhänden \*).

Farbe.

\*) S. dessen Naturgeschichte der vierf. Thiere von Otto, 166 D. S. 79. 80.



**Farbe.** Von dieser läßt sich kaum bestimmt sprechen, weil man Robben von verschiedener Farbe findet, von denen noch nicht ausgemacht ist, ob sie zu einer und derselben Art des gemeinen Seehundes gehören. Gewöhnlich ist die Farbe dunkelbraun mit weiß gesprenkelt, gelb und gelblich mit schwarz gefleckt.

**Waterland.** Der gemeine Seehund ist weit verbreitet. Man findet ihn fast in allen nordischen Meeren an den Küsten der nördlichen europäischen Länder, selbst Deutschlands, und an den nördlichen und nordöstlichen Küsten Asiens. Ferner findet man ihn auch mit andern Robbenarten an den Küsten von Nord- und Süd-Amerika und auf vielen felsichten Inseln in dessen Nähe. In vielen Gegenden sind sie der größte Reichtum der Menschen, wie wir aus dem Folgenden sehen werden.

**Eigenheiten.** Ohne daß sie gemästet werden, sind die Seehunde sehr speckreiche Thiere, denen das Fett drei bis vier Finger dick unter der Haut sitzt. Diese Fettabsonderungen haben zunächst den Zweck, das Thier gegen die Kälte zu schützen und sie für die rauhern Klimate, wo wenig andere Thiere leben, geschickt zu machen. Ihr Gang ist zwar sehr lahm vermöge der sonderbaren Gestalt ihrer Füße, indessen klettern sie doch hoch und behende auf das Eis und schlingen sich auch so hurtig fort, daß sie oft schon verwundet dem Jäger noch entkommen. Im Schwimmen sind sie sehr geschickt, in einem Augenblicke tauchen sie an einer Stelle unter und kommen auch schon weit davon wieder in die Höhe. Sie pflegen bei jedem Geräusche die Nase in die Höhe zu halten und einen langen Hals zu machen, ich glaube mehr aus Furcht, als aus Neugierde. Deswegen machen die Robbenjäger ein

großes Geschrei, wenn sie an den Küsten oder auf den Eisschollen die Seehunde anfallen wollen. Sie mögen auch wohl durch das Geräusch eines Gewitters ruhig gemacht werden, woraus man vielleicht die Behauptung genommen hat, daß sie den Donner und Blitz sehr liebten. Wenn sie bei Gewittern ans Land gehen, so kann dieß eher deswegen geschehen, weil es zur Zeit eines Gewitters gewöhnlich sehr warm ist, als beschweigen, um sich an Donner und Blitz zu belustigen. Auf der Flucht werfen sie mit den Hinterfüßen Sand, Steine und Schlamm hinter sich, daß sie aber Wasser ausspeieten, um sich den Weg schlüpfrig zu machen, ist mir nicht glaublich. Die Männchen lassen sich nicht allemal in die Flucht jagen, sondern stellen sich zur Wehre und beißen um sich: in der Begattungszeit sind sie so wild, daß man sich nicht aufs Eis in ihre Nähe wagen darf. Andere sollen auf der Flucht einen stinkenden gelben Unflath gegen die Jäger ausspritzen. Sie haben ein sehr zähes Leben und beißen auch bei den schwersten Verwundungen noch um sich: manche lebten nach 30 Stichen und Schlägen, die sie erhalten hatten, noch einige Tage. Sie schreien wie heisere Hunde und die Jungen mauern wie die Katzen. Ob sie gleich zur Gesellschaft der Menschen gar nicht geeignet zu seyn scheinen, so ist es doch dann und wann gelungen, einen Seehund zahm zu machen, ihn sogar zu allerlei Bewegungen und Sprüngen abzurichten. Bisweilen wird ein Seehund in einem Fasse mit Wasser zur Schau herumgeführt.

**Lebensart.** Sie halten sich allemal in den Meeresgegenden auf, wo sie die Küste des Landes, oder hervorragende Felsen, oder Eisberge in der Nähe haben, indem sie als Landthiere leben und die See nur um der Nahrung



rung willen besuchen. Sie kommen auch in die Mündungen der Flüsse, sehr selten aber tief in den Fluß, am wenigsten in bevölkerten Gegenden. Der, welcher einmal bei Röschenbroda zwei Stunden unter Dresden in der Elbe gefangen worden und im Naturalienkabinet zu Dresden aufgestellt ist, hatte sich vermuthlich nur zufälliger Weise so weit verirrt. — Im Sommer bleiben sie länger auf dem Lande als im Winter: gesellschaftlich und schaarenweis zu Hunderten liegen sie bei einander und schlafen, oder wärmen sich an der Sonne. Im Winter machen sie sich Löcher durch das Eis, theils um unter dem Wasser Luft zu haben, theils um hinunter und hervor gehen zu können. Diese Löcher machen sie von unten, von der Wasserseite herauf und man hat allerlei gemuthmaßt, durch welche Mittel wohl sie diese Löcher zu Stande bringen. Ich finde es am natürlichsten, daß sie dazu die Zähne und die Krallen brauchen, denn das Eis mit dem Athem wegzuschmelzen, wie man vermuthet hat, scheint mir bei der Dicke des Eises in den nördlichen Meeren zu beschwerlich und fast unmöglich. — Sehr gern halten sie sich in den Hölen der Eisberge auf und lassen sich von denselben auf dem Meere forttragen.

**Nahrung.** Sie fressen Würmer, von denen sie so fett werden und kleine Fische, vielleicht auch Seeegewächse; haben also einerlei Futter mit den Wallfischen, daher diese beiden Thiergattungen nicht leicht neben einander leben.

**Fortpflanzung.** Ueber diese haben wir noch nicht ganz gewisse Nachrichten. Gewöhnlich soll die Paarung im April und das Werfen der Jungen im Februar erfolgen, beides auf dem Lande oder Eise. Andere haben

die Paarung im November beobachtet. Das Junge wird etwa 14 Tage gesäugt und beschützt. Es hat lange weiße, oder gelbliche Haare, welche nach vier Wochen mit den gewöhnlichen Seehundshaaren vertauscht werden, zuerst am Kopfe und an den Hinterbeinen. Die Jungen bleiben immer auf dem Rande des Eises liegen, wohin sie die Mutter gesetzt hat, scheinen also gar nicht schwimmen zu können. Wenn ein Jäger kommt, so nimmt die Mutter das Junge in die Schnauze, und trägt es auf eine sichere Eisscholle, aber nicht ins Meer.

Jagd der Seehunde. In manchen Gegenden, z. B. am caspischen See werden die Seehunde von Schakallen und Wölfen gefressen: außerdem macht fast nur der Mensch Jagd auf sie. Das Schießen ist bei ihnen nur selten anwendbar, weil sie nach empfangenem Schusse in das Meer springen und entkommen würden, da sie von einer Kugel nicht gleich getödtet werden. Gewöhnlicher ist, sie zu erschlagen. Die Robbenschläger oder Robbenjäger, deren eine große Anzahl in den Monaten April und Mai an die nördlichen Küsten und Inseln ausschiffen, suchen die Robbenheerden, wenn sie auf dem Eise liegen und schlafen, zu umringen, sie durch ein Geschrei zu erschrecken und wenn sie die Köpfe in die Höhe heben und bellen, ihnen mit einem Prügel einen Schlag auf die Nase zu geben, wovon sie betäubt werden. Da sie sich jedoch gemeinlich von dieser Betäubung bald wieder erholen, so muß man ihnen durch einen zweiten Schlag das Ende geben. Europäische Schiffe, welche auf den Wallfischfang ausgehen und in diesem Fange nicht glücklich gewesen sind, halten sich an die Robben.

Die



Die Grönländer sind eine der fleißigsten Nationen im Seehundsfange. Sie bedienen sich dazu eines kleinen Harpunen (s. 1sten Th. S. 54) den sie an einem Stricke befestigen und auf den Seehund werfen. Sie begeben sich auf das mit Eis bedeckte Meer, suchen die Löcher auf, welche der Seehund gemacht hat, um Luft zu schöpfen, lauern so lange, bis er seinen Kopf herausstreckt und stechen mit dem Harpun nach ihm. Ist derselbe fest stecken geblieben, so machen sie das Luftloch größer und ziehen das Thier mittelst des Strickes hervor. Oder sie machen neben dem Loche, durch welches der Seehund aufs Eis zu kommen pflegt, ein kleineres Loch, stecken eine Stange mit dem Harpun durch und stoßen auf das Thier, wenn es unter dem Loche weggeht. Oder sie verkleiden sich in Seehundspelz, nehmen die Stimme der Seehunde an und kriechen an dieselbe heran, bis sie sie mit der Stange erreichen und harpuniren können.

Die Kamtschadalen bedienen sich ähnlicher Mittel, besonders aber des Spießes, um die Seehunde zu erlegen, oder sie verwehren den Thieren den Rückzug, wenn sie in die Flüsse gegangen sind, mit Netzen und tödten sie mit Keulen und Spießen in großer Menge. Sie haben eine große Fertigkeit, mit Flinten dem Seehunde gerade auf den Kopf zu schießen, wo die Kugel noch am ersten tödtet, denn auf den Leib kann er wohl 20 Kugeln vertragen, ohne zu sterben. — Man gräbt ihm auch Gruben an Vertern, wo er aus dem Wasser zu gehen und sich hinzulegen pflegt, bedeckt dieselben mit schwachen Latten und Rasen, durch welche er durchbrechen muß. — Die Isländer sollen in einem Tage 60 bis 100 Seehunde in Netzen fangen können.

Scha

**Schaden.** Weil sie viel kleine Fische, besonders Heringe verzehren, so hat man sie unter die schädlichen Thiere gerechnet und in Schweden, wo der Heringfang sehr wichtig ist, machte man den Vorschlag, die Seehunde ganz auszurotten. Sollte dieser Vorschlag auch für ein Land zu entschuldigen seyn, welches durch die Seehunde mehr verliert als gewinnt, so sind doch die Seehunde nicht blos für mehrere entlegene Länder der größte Reichtum, sondern auch für uns Europäer fast unentbehrlich geworden und da die Menschen immer mehr Bedürfnisse erhalten, so muß man die Produkte der Natur nicht ohne schüchterne Bedenklichkeit einschränken wollen.

**Nutzen.** Es ist fast kein Theil am Seehunde, welcher nicht von den Menschen gebraucht würde: er ist für die Küstenbewohner der nördlichen Gegenden eben so unschätzbar, wie für uns das Rindvieh. Die Grönländer, Eskimos, Isländer, Färöer, Gothländer, Kamtschadalen, so auch die Pescherähs auf dem Feuerlande und mehrere Insulaner beim südlichen Amerika essen das Fleisch der Seehunde, manche dieser Völker haben fast kein anderes Fleisch. Ob es nun gleich sehr thranicht schmeckt, auch für vergärtelte Mägen höchst ungesund seyn würde, so sind doch jene Menschen so sehr daran gewöhnt, daß sie ohne dasselbe nicht leben zu können denken. Das Fleisch der Alten ist schwarz und fest, besser das der Jungen. In England und Norwegen, wo man es sonst ebenfalls aß, verachtet es jetzt der feinere Gaumen. — Noch beliebter ist der Speck des Seehundes, welcher theils roh von jenen genannten Völkern gegessen, theils an den Speisen verbraucht, theils zu Del und Thran gesotten wird. Eben um des letztern willen schicken die Holländer und Hamburger



burger jährlich eine Anzahl Schiffe auf den Seehundfang aus, welche 70 bis 100 Lasten \*) groß sind, sechs große Schaluppen und 30 bis 40 Mann haben, in der Mitte des März aussegeln und im Julius oder August zurückkommen. Wie der Thran zubereitet werde, ist schon im ersten Theile bei der Beschreibung des Walrosses erzählt worden. Der ausgepreßte Thran von jungen Seehunden soll recht wohl anstatt Baumöl gebraucht werden können. Gewöhnlich aber siedet man aus dem Robbenspecke einen gelbbraunen Thran, der vorzüglich zum Brennen in den Lampen dient. Ein einziger Seehund, wenn er recht fett ist, giebe 50 bis 60 Pfund Speck, im Winter aber nur die Hälfte. In Island salzt man ihn mit der Asche des Meergrases ein und verspeißt ihn zu trocknen Fischen. In Astrachan macht man aus dem Seehundsthran mit Pottasche eine graue Seife, welche zum Walken vortreflich seyn soll und unter dem Namen astrachanischer oder tatarischer Seife in kleinen platten und weichen Kuchen verkauft wird. Die Eskimos wissen aus dem Fette einen Leim zu machen, mit dem sie die Fugen ihrer Kähne verkitten.

Die Milch der Seehunde ist sehr dick und fett, manche Völker nehmen sie als Arznei. Das Blut wird in Würsten und Suppen genossen. Die zusammengesehten Därme geben den Grönländern Segel, Fenster, Vorhänge vor den Zelten, Hemden, anstatt der Leinwand, und Beinkleider, der Sehnern bedienen sie sich zum Netzen, der Magen zu Schläuchen, der Knochen zu allerlei Werkzeugen.

Die

\*) Eine Schiffslast beträgt 2000 Pfund. Nach den Lasten, oder nach dem, was ein Schiff tragen kann, wird die Breite und Größe eines Schiffs bestimmt.

Die Seehunds felle werden von uns sowohl als von ausländischen Völkern gebraucht. Wir benutzen sie gewöhnlich mit den Haaren zugerichtet zum Überziehen der Koffer, da sie kein Wasser durchlassen, zu Decken, zu Tabaksbeuteln, Tornistern etc. Ihr Preis richtet sich nach der Größe. Wir erhalten sie aus Holland, Hamburg, Preußen und Rußland. — Die Grönländer kleiden sich von oben bis unten in Seehunds felle, und bedecken ihre Hütten und Fahrzeuge mit denselben. So auch die Eskimos und zum Theil die Isländer, welche schon reicher sind, als jene und ihre Bedürfnisse nicht blos mit dem Seehunde zu befriedigen nöthig haben. Die Pescherähs hängen die Seehunds felle ohne alle Zubereitung um, wodurch ihr jämmerliches und häßliches Ansehen noch vermehrt wird, welches uns die Reisenden nicht elend genug beschreiben können. Die Lappländer machen Schuhsohlen daraus, die Koräken nehen mehrere Häute an einander und bilden leichte und geräumige Kähne. Die Kamtschadalen verfertigen aus den Fellen allerlei Lederwerk, auch rothen Saffian, noch besser die Tungusen. Die Chineser kaufen Seehunds felle von den Russen ein und brauchen sie zu Verbrämungen, besonders die Felle der Jungen, welche sie färben \*).

b. Der glatte Seelöwe, *Phoca leonina*.

S. Tab. XVII. Fig. 1.

Gestalt. Der Name läßt eine Aehnlichkeit mit dem Löwen vermuthen, welche aber vielleicht mehr von der Stimme

\*) Die Nachrichten über den Seehund muß man zusammen lesen aus Stellers Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, 1774. — Olassens Reise durch Island, a. d. Dän. 1774. 2 Theile. — Egede Beschreibung von Grönland, übers. von Kränitz, 1763. — Aus Gmelins und Pallas u. a. Reisen



Stimme und Farbe, als von der Gestalt hergenommen ist. Ein Seefahrer gab diesem Thiere diesen Namen, in Ermangelung eines bessern; man fand aber nachher eine Robbenart, welche mit dem Löwen mehr Aehnlichkeit hat, weil sie gemähnt ist, wie dieser, nannte sie folglich auch den Seelöwen. Da nun die Mähne den vornehmsten Unterschied ausmacht, so bekam der erstere den Namen des glatten — und dieser — des zottigen Seelöwen, von welchem letztern hernach die Rede seyn wird.

Der glatte Seelöwe ist eine der größten Robbenart, wird 12 bis 18 Fuß lang und hat einen Umfang von 7 bis 8 Fuß. Der Körper ist mit kurzen Haaren besetzt. Das Männchen hat ein auffallendes Unterscheidungszeichen, nemlich eine runzliche Haut über dem Maule, welche aufgeblasen einen Kamm bildet, wie es auch auf unsrer Rupfertafel vorgestellt ist. Dieses Aufblasen soll im Zorne geschehen \*). — Die äußern Ohren fehlen.

Die Farbe ist hellbraun, an den Füßen schwärzlich; die Zungen sehen dunkelgrau, ins olivenfarbne spielend, aus.

Waterland. Man findet ihn im Nord- und Südmeere ebenfalls häufig genug, doch scheint er im letztern häufiger zu seyn, so wie der gemeine Seehund mehr im Erstern angetroffen wird.

Eigenheiten. Er ist ohnerachtet seiner Größe nicht so grimmig als manche andere Robbenart, aber so fett,

\*) Ansons Reisen enthalten den Seelöwen mit dem Kamm; Forster hat aber diese Haut nicht aufgeblasen gesehen. Vielleicht könnte man dieses Thier den Seelöwen mit dem Kamm, und den gemähnten — den Seelöwen mit der Mähne nennen.

fett, daß man einen Fuß tief stechen muß, ehe man aufs Fleisch kommt, und von einem einzigen Thiere an fünf- hundert Pariser Kannen Thran erhält. Er ist auch sehr blutreich. Seine Stimme ist bald brummend, bald heulend.

Lebensart. Er lebt im Ganzen genommen eben so, wie die vorige Art, hält sich im Sommer auf Inseln und Küsten auf, wo die Weibchen ihre Jungen absetzen und erziehen.

Man benutzt dieses Thier eben so wie den gemei- nen Seehund, es wird aber von den Europäern seltner ge- fangen. Wenn die Robbenjagd im nördlichen Meere nicht mehr einträglich genug seyn wird, dann werden die Seelöwen im südlichen Meere wohl häufiger aufgesucht werden. Daß sie den meisten Thran geben, ist schon ge- sagt. Ihr Fell ist dicker, als das der Seehunde und kann fast nur zu Kofferbeschlagen und starkem Lederwerke ge- braucht werden.

c. Der zottige Seelöwe, *Phoca jubata*.

Gestalt. Er ist ebenfalls groß, 10 bis 12 Fuß lang auch noch länger, nicht so schlank als der vorige, fast gleich dick, doch sind die Weibchen schlanker und kleiner, hat äußere kurze Ohren und über die Stien, den Hals und die Brust ein dichtes, wellenförmiges Haar, welches eine Mähne bildet und im Zorne sich in die Höhe sträubt, wo- durch das Thier ein fürchterliches Ansehen erhält. Der übrige Körper hat ein kurzes glattes Haar. Dem Weib- chen fehlt die Mähne. Der Kopf ist klein mit einer etwas erhabnen Schnauze, die Augen sind groß, die Lippen mit starken Borsten besetzt. Die Füße sind floßenähnlich, die  
Zehen



Zehen mit einer Haut umwachsen. Das ganze ausgewachsene Thier vom männlichen Geschlechte wiegt an 1600 Pfund.

Farbe. Die männlichen Seelöwen haben eine gelbbraunliche oder röthliche Farbe, die Weibchen eine Ockerfarbe. Die Jungen sehen dunkler aus und die Alten sollen mit der Zeit grau werden.

Waterland. Dasselbe hat der gottige Seelöwe mit dem glatten Seelöwen gemein, denn Reisende haben ihn sowohl im Nordmeere bei Kamtschatka und den kurilischen Inseln, als auch auf der südlichen Halbfugel in der Magellansstraße und mehrern benachbarten Inseln angetroffen. In Norden beobachtete ihn Steller und in Süden Forster. Da nun beide in ihren Beschreibungen gleich sorgfältig gewesen sind und beide fast in allen Punkten übereinstimmen, so können wir mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß folgende, zum Theil sonderbare, Nachrichten nicht zu den Märchen gehören.

Eigenheiten. Obgleich die gemähnten Seelöwen große und starke Thiere sind, so sind sie doch keinesweges so wild und gefährlich als sie aussehen. Die Erscheinung oder auch die Stimme des Menschen bringt sie zur Flucht, mit großer Eilfertigkeit stürzen sie haufenweis ins Meer. Bisweilen bleiben sie auch mit einer dummen Gleichgültigkeit liegen und lassen den Menschen nahe kommen, welches, wie mir scheint, dann der Fall seyn wird, wenn sie noch niemals von Menschen angefallen und scheu gemacht worden sind. In diesem Falle gewöhnen sie sich an den Anblick des Menschen so, daß sie ganz ruhig den Verrichtungen des Menschen zusehen. Sie vertheidigen

sich

Dritt. Theil.

sich selbst dann nicht, wenn man sie blos mit einem Stocke anfällt, sondern nehmen ächzend die Flucht: viel weniger sind sie selbst jemals der angreifende Theil. Wenn sie im Schläfe überrumpelt und aufgeweckt werden, so heben sie den Kopf in die Höhe, schnieben und zeigen die Zähne, als wollten sie Alles zerreißen; so wie man sich ihnen aber nähert, fliehen sie davon. Nur dann, wenn sie verwundet oder aufs äußerste in die Enge getrieben sind, werden sie wüthend und suchen sich zu rächen, weßwegen sie auch gern die Fahrzeuge umwerfen, wenn man sie von denselben aus verwundet hat.

Ihre Stimme ist nach dem Alter und Geschlechte verschieden und man kann von weitem das Geschrei der Männchen, der Weibchen und der Jungen unterscheiden. Die Männchen brüllen fast wie Ochsen, ihren Zorn geben sie durch ein starkes Schnarchen zu erkennen; die Weibchen brüllen schwächer und ihre Stimme ist mehr dem Blöken eines Kalbes ähnlich; die Jungen schreien wie Lämmer, so daß man in der Entfernung glauben sollte, man höre Rindvieh- und Schafsheerden.

Sie haben einen schwerfälligen und ungeschickten Gang, indem sie sich mit Hülfe der Vorderfüße auf der Erde fortschleppen. Manche sind so unbehülflich, vermuthlich vor Alter, daß sie den ganzen Tag auf einem Flecke mit Schlafen und Schnarchen zubringen. Sie pflegen überhaupt viel und fest zu schlafen. Im Schwimmen sind sie desto behender, auch können sie lange unter dem Wasser bleiben, ohne Athem zu holen. Sie hauchen einen starken Geruch von sich. Das Fleisch der Alten ist fast schwarz.

Lebens-



Lebensart. Sie wählen sich immer wüste Inseln und felsichte Ufer zu ihrem Aufenthalte, ich möchte sagen, zu ihrem Sommeraufenthalte, während dessen sie ihre Jungen werfen und erziehen. Sie sind gesellig und leben in größern Haufen beisammen, auch neben den Gesellschaften anderer Robbenarten, mit denen sie jedoch keine weitere Gemeinschaft halten. Zwischen den Gliedern einer Familie herrscht eine gewisse Zärtlichkeit; aber die Männchen der verschiedenen Familien halten oft so fürchterliche Kämpfe mit einander, daß man Einige mit Wunden und Narben bedeckt sieht. Wenn Eins dem Andern das Weibchen abspenstig machen oder Eins das Andere von seinem Lagersteine verdrängen will, so wird das Recht nur durch die Flucht oder den Tod des Einen entschieden. Bisweilen kommen einige oder mehrere Männchen den Streitenden zu Hülfe, dann wird der Kampf und das Blutvergießen allgemein. Die Weibchen nehmen an diesen Kämpfen keinen Theil und sind auch unter sich selbst verträglicher; sie sind aber Zuschauer der Kämpfe und wenn ihre Männchen unterliegen, so schlagen sie sich zu den Siegern, mit samt ihren Jungen, von welchen sie begleitet werden. Auf diese Weise kann es geschehen, daß ein Seelöwe das Oberhaupt von mehrern Familien wird, denn man hat gefunden, daß ein Männchen mit zehn und zwölf Weibchen zusammenlebte. Manche Männchen, welche man für alte und schwächere hält, halten sich abgesondert, nehmen an den Kämpfen keinen Theil und leiden weder Männchen noch Weibchen um sich. Gefühlloser sitzen sie immerfort auf ihrem zum Lager gewählten Steine und brummen, ein auffallendes Bild des ungeselligen Alters.

Fortpflanzung. Die gemähnten Seelöwen scheinen sich allemal zu Ende des Sommers zu begatten

und in der Mitte des folgenden Sommers die Jungen zur Welt zu bringen. Da nun aber der Sommer auf der südlichen Halbkugel in andere Monate fällt, als in der nördlichen, so fällt die Paarungszeit an den magellanischen Küsten in den Dezember und Januar, wenn sie auf den Küsten von Kamtschatka in den August und September fällt, so wie es auch von den Reisenden beobachtet worden ist. Daß sich einem Männchen oft mehrere Weibchen zugesellen, habe ich schon erwähnt, ohne daß ich glaube, die Zahl der Weibchen sey so bestimmt anzugeben, als Manche wollen, weil hierin vielleicht viel auf den Zufall zu rechnen ist. — Zur Paarung thut wider die gewöhnliche Ordnung das Weibchen der Seelöwen den ersten Schritt, indem sie sich dem Männchen mit Liebessingen nähert. Dieses scheint Anfangs unzufrieden und gleichgültig: dann stürzen beide Theile ins Meer, machen einige Wendungen, schwimmen eine Zeitlang eben fort und kommen wieder ans Ufer, wo die Begattung erfolgt. Während der Paarungszeit sollen sie keine Nahrung zu sich nehmen und also dabei sehr abfallen. Bei einigen hat man zu der Zeit im Magen Kieselsteine gefunden.

Das Weibchen geht etwa 11 Monate trächtig und bringt 1 bis 2 Junge zur Welt. Man rühmt an den Müttern eben keine große Sorgfalt für die Jungen, indem sie sich dieselben ungeahndet rauben lassen. Doch sollen sie auch zuweilen ihre Jungen im Maule fortragen, wenn sie Gefahr merken. — Die Jungen sind eben nicht lebhaft, man findet sie oft an den Ufern eingeschlafen; aber ihr Schlaf ist so leicht, daß sie bei dem geringsten Geräusche aufwachen und nach der Seeseite fliehen. Sind sie im Schwimmen ermüdet, so legen sie sich ihrer Mutter auf



auf den Rücken, wo sie aber der Water nicht lange liegen läßt, gleichsam als wenn er sie nöthigen wollte, sich im Schwimmen zu üben.

Jagd. Man kann sie ebenfalls mit Flintenschüssen erlegen, wenn man sie am Kopfe oder an der Brust trifft. Von Schlägen auf der Nase mit starken Keulen werden sie wenigstens betäubt, daß sie vollends getödtet werden können. Die Kamtschadalen sind in der Jagd der Seelöwen sehr eifrig, weil sie es für eine besondere Ehre halten, viele solcher starker Thiere erlegt zu haben. Sie irren oft mehrere Tage auf dem Meere herum, um dieselben aufzufuchen und schießen sie mit Pfeilen, welche zum Theil vergiftet sind und an deren Wunden das Thier in 24 Stunden sterben muß, oder werfen ihnen an lange Riemen gebundene Harpunen in die Brust und warten es ab, bis die Thiere sich ermattet haben und mit Pfeilen oder mit Keulen getödtet werden können. Ihre Beute zurück zu lassen, halten sie für eine so große Schande, daß sie ihre Boote oft bis zum Untersinken überladen.

Nutzen. Sie nützen den Menschen auf eben die Art, wie die vorherbeschriebenen Robben. Das Fleisch der Jungen ist genießbar, ihr Fett nicht so thranig und ihr Fell zu Schuhen, Stiefeln und Riemen brauchbar.

d. Der Seebär, Robbenbär, *Phoca ursina*.

Gestalt. Der Seebär ist kleiner, als die beiden Seelöwenarten, nicht über 8 bis 9 Fuß lang, das Weibchen noch kleiner. Ueber den ganzen Körper ist ein rauhes, dickes und langes Haar, unter welchem ein kürzeres und weicherer liegt, wie bei vielen Landthieren. Er hat äußere Ohren, welche kurz, kegelförmig und mit feinen Härchen besetzt

befest sind. Die Augen sind groß und hervorstehend, die Schnauze ist stumpf und aufgeworfen, mit Bartborsten besetzt, die Zunge, wie bei allen Robben, an der Spitze etwas gespalten. Die Füße sind wie bei den übrigen beschaffen.

**Farbe.** Das Haar am Körper sieht schwarz aus, auf den Füßen und an den Seiten gelblich, im Alter werden die Spitzen grau oder weiß. Die Haare der Weibchen sind bald mit Aschgrau, bald mit einer gelbröthlichen Farbe vermischt. Die Jungen haben im Mutterleibe und in den ersten Tagen nach ihrer Geburt eine glänzenschwarze Farbe, weshwegen ihr Fell als Pelzwerk gesucht wird.

**Waterland.** Man findet den Seebär ziemlich in den nemlichen Gegenden, wie den Seelöwen, nemlich im nördlichen Meere an den Küsten von Kamtschatka und den Inseln zwischen Asien und Amerika, und im südlichen Meere an der Ostseite von Amerika. Er verändert seinen Aufenthalt nach der Jahreszeit, geht im Sommer in die kältern Gegenden und kehrt im Herbst zurück. Wegen dieser Wanderungen wird er fast in allen Weltmeeren gesehen, selbst in den wärmsten Gegenden, wo sonst keine Robben zu leben pflegen.

**Eigenheiten.** Die Seebäre haben zwar ebenfalls einen watschelnden Gang, können aber doch so gut laufen, daß man sie schwer einholen kann. Geschwinder noch sind sie im Schwimmen. Wenn man die von ihnen vorhandenen Nachrichten vergleicht, so ergiebt sich meines Erachtens, daß die Seebären im Ganzen genommen munterer und heißiger sind, als die Seelöwen, daß sie weniger den Menschen fürchten, denn man hat gefunden, daß selbst junge Seebären schon den Menschen nachliefen, um sie zu beißen,



beißen, und ältere mit aufgesperrtem Rachen auf sie losgingen. Die Weibchen sind schwächer und furchtsamer. — Sehr sonderbare Dinge werden uns erzählt von der Zärtlichkeit, welche unter den Familien dieser Thiere herrschen soll: sie sollen Thränen vergießen, wenn eins das andere beleidigt hat und das andere durch Liebkosungen gleichsam um Versöhnung bittet, dergleichen wenn ein Stück aus der Familie geraubt worden ist. Bis jetzt wollen wir solche Behauptungen als übereilte Schlüsse aus flüchtig beobachteten Erscheinungen ansehen, bis uns Jemand bewiesen haben wird, daß ein vernunftloses Thier vor Traurigkeit weinen könne. — Ihre Stimme ist nach ihrem Zustande verschieden, gewöhnlich schreien sie wie Rüche, im Streite wie Bären und nach erhaltenem Siege nehmen sie einen feinern quiekenden Ton an.

**Lebensart.** Sie halten sich in einzelnen Gesellschaften beisammen, welche aus einem Männchen, einem oder einem Paar Duzend Weibchen nebst den Jungen, welche noch unter einem Jahre sind, bestehen. Die Männchen sind die Herren und Beschützer der Familie und lassen sich sehr angelegen seyn, ihre Weibchen zu behalten, daher eben so wüthende Kämpfe, wie unter den Seelöwen entstehen. — Sie sind geschworne Feinde von den Meerottern, und wie sie von diesen gefürchtet werden, so fürchten sie sich selbst vor den größern Seelöwen, denen sie überall das Vorrecht lassen und ausweichen. — Die Alten sondern sich eben so einsam ab, wie die alten Seelöwen, und sind unverträglich und wilder. — Wenn sie am Ufer spielen, so machen sie allerlei Bewegungen im Wasser, bald schwimmen sie auf dem Bauche, bald auf dem Rücken, sie wälzen sich, tauchen unter, springen bisweilen

einige Fuß hoch aus dem Wasser: in der hohen See liegen sie fast immer auf dem Rücken, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Hinterfüße über dem Wasser erheben.

Ihre Nahrung ist die bei allen Robben gewöhnliche. Im Mangel an Fischen fangen sie am Grunde des Meeres Krabben, Muscheln und Schnecken.

**Fortpflanzung.** Die Paarungszeit ist bei den Seebären ohnstreitig die nemliche, wie bei dem Seelöwen, die Beizattung erfolgt auf eben die Art. In der nördlichen Halbkugel werden die Jungen im Junius geworfen, von jedem Weibchen gewöhnlich eins, selten zwei. Die männlichen Jungen sind gleich in der Geburt größer und schwärzer. Alle kommen sie mit offenen Augen zur Welt und werden einige Monate gesäugt, nach welcher Zeit sie schon stark sind, mit einander spielen und kämpfen. Wieder eine Bemerkung, welche etwas auffallend klingt, daß nämlich dem Sieger unter den jungen Streitenden vom Vater geschmeichelt und der Besiegte von der Mutter beschützt wird. — Das junge Männchen lebt so lange in der Aeltern Gesellschaft, bis es erwachsen und stark genug ist, sich an die Spitze einiger Weibchen zu stellen, die ihm nachfolgen müssen, und mit welchen es bald eine zahlreiche Familie bildet.

Der Fang der Seebäre geschieht vermittelst eben der Werkzeuge, wie der Fang der Seelöwen, besonders mit Harpunen.

**Nutzen.** Das Fleisch der Alten ist ungenießbar, leidlicher das der Jungen und der Weibchen. Der Speck giebt Thran. Das haarige, starke Fell wird zu Kofferbeschlägen und ähnlichen Dingen gebraucht. Das Fell der  
aus



aus Mutterleibe geschnittenen Zungen steht bei den Russen und Chinesern als ein gutes Pelzwerk in hohem Preise \*).

Außer den beschriebenen Robbenarten giebt es noch mehrere, die mit jenen mehr oder weniger Aehnlichkeit haben, z. B. die Mönchsrobbe, Ph. monachus, die kleine Robbe, Ph. pusilla, die Wolfsrobbe, Ph. lupina, die Schweinsrobbe, Ph. porcina. Von mehrern ist man noch nicht gewiß, ob man sie als besondere Arten oder nur als Abänderungen einer Art halten soll.

Wir kommen nun zu einer bekanntern Familie der sechsten Ordnung:

## 2. Der Hund. Canis.

Die Thiere dieser Familie haben sechs ungleiche Vorderzähne in jeder Kinnlade, abgesonderte spitze und gekrümmte Eckzähne oder Hundszähne und oben sechs und unten 7 Backenzähne auf jeder Seite, von denen die vordern mit einer und die hintern mit mehrern Spitzen versehen sind. Die Vorderfüße haben 5 — und die hintern 4 Zehen, welche mit einer kurzen Haut unter einander verbunden sind. An den Zehen sind krumme, unbewegliche Klauen. Diese Thiere leben alle auf dem Lande, können schnell laufen, aber nicht klettern und sind gefährliche Raubthiere, welche lebendige Thiere, manche auch den Menschen anfallen.

H 5

a. Der

\*) Über diese und die beiden vorigen Robbenarten vergleiche Stellers Beschreibung von sonderbaren Meerthieren, Halle 1753. und Forsters Reise um die Welt, 8. 3r Th. S. 340 — 44. 347. 357. 361.

a. Der eigentliche Hund, *Canis familiaris*.

Das Allgemeine im Körperbau. Der Hund ist am Vordertheile, so weit die Brust geht, dicker als hinten. Ueber den ganzen Körper ist er mit Haaren bedeckt, welche fast überall von gleicher Länge sind und sehr dicht stehen: an mehrern Stellen stoßen die Haare gegen einander, so daß sie Nähte bilden, deren man 15 zählt und die an kurzhaarigen Hunden am deutlichsten zu unterscheiden sind. Der Kopf ist bei den Hunden fast wagerecht, von den Augen an wird er schmaler, die Nase ist hervorragend, chagrinartig und stets feucht, Ursachen ihres feinen Geruchs: Am Maule stehen Warzen in 5 bis 6 Reihen, welche mit Barthaaren bewachsen sind. Sie haben gewöhnlich 42 Zähne, manche weniger, weil ihnen einige Backenzähne abgehen. Die Zunge ist glatt, vorn abgerundet, ziemlich flach, in der Mitte mit einer Furche gezeichnet. Unter der Zunge befindet sich eine wurmförmige Sehne, welche man mit Unrecht den Tollwurm genannt hat, wie wir bei Beschreibung der Tollkrankheit weiter sehen werden. Die Ohren sind länglich, unten am obern Rande zurückgeschlagen. Der Hals ist rund, der Schwanz gewunden, gewöhnlich nach der linken Seite in die Höhe geschlagen. Das Weibchen (die Hündin, Bege) hat gewöhnlich 10 Zitzen oder Saugwarzen, vier auf der Brust und 6 am Unterleibe, bisweilen auch nur überhaupt 8; das Männchen (die Rätte) hat dergleichen bloß am Unterleibe.

Verschiedenheiten in der Gestalt. Keine Thierart hat sich so verschiedentlich verändert, und verändert sich noch bis auf den heutigen Tag so sehr, als der Hund. Haushiere verlieren zwar alle mehr oder weniger  
von



von ihrer Beschaffenheit im wilden Zustande: das Pferd artete in mehrere Rassen aus und zeugte mit dem Esel Bastarde, welche sich auffallend von ihm unterschieden; aber was sind diese Veränderungen gegen die unübersehblichen Hunderassen, welche sich bei uns vorfinden? Es ist schlechterdings unmöglich, sie nur mit Bestimmtheit zu unterscheiden, geschweige denn die zuerst entstandenen Rassen anzugeben und von ihnen die spätern abzuleiten.

Zwo Ursachen mögen es besonders seyn, warum der Hund so sehr ausgeartet ist: erstlich die Einwirkung des verschiedenen Klima und der verschiedenen Lebensart, indem der Hund in alle Gegenden der Erde den Menschen begleitet hat und auf sehr verschiedene Weise gehalten wird: zweitens seine Vermischung mit mehrern andern ihm verwandten Thierarten, als dem Wolfe, Fuchse und Schakal. Daß diese Vermischung Statt findet, ist durch die Erfahrung hinlänglich bestätigt und daß die erzeugten Thiere verschieden seyn werden, je nachdem der Hund mit dem Schakal oder Wolfe sich gepaart hat, leidet keine Frage. Vielleicht hat auch die stärkere Einbildungskraft des Hundes Einfluß auf seine Fortpflanzung. Merkwürdig ist die wahrscheinliche Entstehungsart einer neuen Hunderasse, nemlich des Neufundländischen Hundes. Als die Engländer sich im vorigen Jahrhundert zum ersten Male in Neufundland niederließen, wollen sie keine Hunde, wohl aber Wölfe daselbst gefunden haben. Ein Capitän bemerkte, daß sein eigner Bullenbeißer sich mehrmals unter die dortigen Wölfe mischte, mit ihnen zu Holze gieng und 9 bis 10 Tage bei ihnen blieb. Da man nun nachher eine Hunderasse in diesem Lande angetroffen hat, ist's nicht fast wahrscheinlich, daß die Vermischung eines europäischen Hundes

Hundes mit den Wölfsinnen die Veranlassung zu ihrer Entstehung ward? \*) Eben so könnte es in vielen Ländern gegangen seyn.

Wenn wir uns aber auch leicht erklären könnten, wie die verschiedenen Rassen unter den Hunden nach und nach entstanden sind und wie immer noch neue entstehen können, wenn gerade diese Rasse mit dieser andern Thierart sich vermischt und gerade in diesem Lande und von dieser Nahrung lebt, so bleibt doch noch eine andere Frage übrig: wo ist die erste Hunderasse hergekommen, da wir in Europa keinen wilden Hund kennen? Entweder es hat sonst wilde Hunde gegeben und von diesen sind die mancherlei zahmen Hunde entstanden, oder es hat niemals dergleichen gegeben, so wenig wie wilde Maulesel, sondern der Hund ist von einer andern Thierart durch Ausartung entstanden und ist ehemals selbst keine besondere Thierart gewesen. An dem erstern zweifeln wir billig, indem uns Nachrichten vom wilden Hunde fehlen und die wilden Hunde in manchen weniger bevölkerten Ländern außer Europa eher für verwilderte Rassen zu halten sind; und das andere wird uns wahrscheinlich, weil wir mehrere Beispiele von Ausartungen der Thiere kennen und weil es Thierarten giebt, mit denen der zahme Hund immer noch Aehnlichkeit genug hat, z. B. der Wolf, Fuchs, und besonders der Schakal. Einige Naturforscher halten daher diesen letztern vorzüglich für den Stammvater des zahmen Hundes, so nemlich, daß sie annehmen, der Schakal habe sich mit dem Wolfe, dem Fuchse, vielleicht auch der Hyäne gepaart, daraus wären Bastarde entsprungen, welche sich wieder verschiedentlich theils unter einander, theils mit eben genannten Thieren gepaart hätten und auf diese

\*) Blumenbachs Abbildungen naturhistorischer Gegensehände, 16. Heft 1796. Tab. 6.



diese Weise wären Hunde von so verschiedener Größe und von so mannichfaltigen Abänderungen im Körperbaue entstanden. Ich glaube, man hat vor alten Zeiten Füchse und Schakals zahm gemacht und sie als Haushier gehalten: durch den zahmen Zustand wurden sie verändert, noch mehr durch das verschiedene Klima und Futter, ferner noch mehr durch zufällige Vermischungen \*).

Ich will nur von den vornehmsten Rassen eine Übersicht geben.

A. Diensthunde, *Canes servuli*.

- 1) Der Schäferhund, *Canis fam. Phylax*, mit kurzen, aufgerichteten Ohren und zottigem Haare, von der Größe eines Fuchses, und gewöhnlich von schwarzer oder brauner Farbe; ist bekannt genug. Manche betrachten ihn als den Stammvater der Hunde.
- 2) Der Bauerhund, Hofhund, *C. f. domesticus*, etwas größer als der vorige, von verschiedener Farbe, mit langem Kopfe, kleinen Ohren, sehr gekrümmten Schwanze. Die Haare sind am Bauche, an der Kehle, den Schenkeln und am Schwanze länger, als am übrigen Körper. Er bewacht den Hof und das Haus. — Gewöhnlich heißt diese Rasse

\*) Woher kommt es aber, daß auf der Insel Huahine im stillen Meere, wo keine Wölfe, Füchse u. sind, doch Hunde von allen Größen vom kleinsten Wops bis zum größten Pudel angetroffen werden? Aus welchen Ursachen hier solche Abänderungen? — S. Forsters Reise 4. 11 Th. S. 286. — Sollte dadurch nicht glaublich werden, daß der Hund auch ohne Vazarde in viele Rassen ausarten könne?

Rasse der Spitz, oder Pommer, wegen seiner spitzigen Schnauze und weil er aus Pommern herkommen soll. Kleine Spitze, welche aus der Vermischung mit einer kleinen Rasse entstanden sind, werden auch gern als Stubenhunde gehalten, weil sie zu den klügsten Hunden gehören.

3) Der Wolfshund, C. f. lupinus, hat mit dem Schäferhunde die meiste Aehnlichkeit und heißt so wegen seiner Ohren und Haare. Erstere sind steif und spitzig, die letztern lang, jedoch auf dem Kopfe, an den Ohren und Füßen kurz. Die Schnauze ist lang und spitzig, der Schwanz hoch vorwärts gekrümmt. Es giebt weiße, graue, salbe und schwarze. Sie werden von den Fuhrleuten häufig gehalten.

4) Der sibirische Hund, C. f. sibiricus, hat viel Aehnlichkeit mit dem Bauerhunde, sieht weiß, schwarz, grau, oder weiß und schwarz getiegt aus, ist schnell und dauerhaft und wird von den Kamtschadalen vor den Schlitzen gespannt.

5) Der große Budel, Wasserhund, C. f. aquaticus, hat einen dicken, runden Kopf, kurze Schnauze, breite, hängende Ohren, einen dicken Leib, fast geraden Schwanz, ein langes, krauses Haar und schwarze, oder braune, oder weiße, oder gelblichweiße Färbung. Er ist der gelehrigste und treueste Hund, geht gern ins Wasser und wird daher zur Wasserjagd gebraucht. Auch lernt er Trüffeln suchen.

6) Der Bullenbeißer, Bärenbeißer, C. f. Molossus, ist an seiner Größe und seinen starken Muskeln



Muskeln, besonders aber an der dicken, kurzen Schnauze, stumpfen Nase und den dicken, hängenden Lippen kenntlich. Ubrigens hat er einen dicken und breiten Kopf, kleine, am Ende herabhängende Ohren, einen dicken, langen Hals, einen in die Höhe stehenden und am Ende vorwärts gekrümmten Schwanz, und über den ganzen Körper ein kurzes Haar, welches gewöhnlich bläulich oder erbsenfarben aussieht. Er ist von außerordentlicher Stärke, nicht furchtbar, wenn er frei herumläuft, wohl aber an der Kette oder wenn er angeheßt wird, da er nicht leicht losläßt, ohne den Menschen oder das Thier niederzureißen. Man kann ihn als Wächter gut brauchen, dient zur Bärenjagd und wird auf wilde Schweine, Wölfe und Stiere geheßt. — Wenig von ihm verschieden sind folgende zwei Rassen:

- 7) Die englische Dogge, C. f. anglicus, ist größer als der Bullenbeißer, hat eine etwas längere Schnauze und abwechselndere Farbe. Sie lernt das Wild bei den Ohren fest halten, ohne demselben Schaden zu thun.
- 8) Der Fleischerhund, C. f. lanarius, ist kleiner und hinlänglich bekannt. Gewöhnlich haut man ihm den fast geraden Schwanz ab, doch sollen auch Einige mit Stufschwänzen gebohren werden.
- 9) Der Jagdhund, C. f. sagax, hat einen starken, runden Kopf, lange Schnauze, breite, herabhängende Ohren, lange, fleischige Schenkel, einen gestreckten Körper und einen in die Höhe gerichteten, etwas vorwärts gebogenen Schwanz. Das Haar  
ist

ist gewöhnlich kurz und von verschiedener Farbe. Die englischen und französischen sind geziegert, nemlich weiß mit schwarzen, oder braunen, oder gelben, oder rothen Flecken. Die Jagdhunde werden zu verschiedenen Zwecken ausgewählt und abgerichtet und erhalten dann wieder besondere Namen, nemlich: a. der Leitchund, Spürhund, C. f. venaticus, welcher bei der Jagd an einem langen Riemen (Hängeseil) geleitet wird, damit er den Aufenthalt des Wildprets ausspüre und gleichsam den Jäger zum Wilbe leite. b. der Schweifhund, C. f. scoticus, hat bei der Jagd die verwundenen und angeschossenen Thiere zu verfolgen und dem Blute (Schweiß) nachzugehen. c. Der Parforcehund, Laufhund, C. f. gallicus wird gebraucht, das Wildpret so lange auf der Fährte zu verfolgen, bis es vor Ermüdung niederstürzt. d. Der Hühnerhund, C. f. avicularius, wird abgerichtet, das Federwildpret aufzusuchen, vor demselben zu stehen, oder es aufzujagen, wenn er dazu aufgefordert wird, und das geschossene unverfehrt zu bringen. Wenn er auf Wassergeflügel jagt, so heißt er Wasserhund, C. f. aquatilis: man nimmt zur letztern Bestimmung gern die rauchhaarigen, welche besser schwimmen. — Von der Abrichtung der Jagdhunde wird weiterhin die Rede seyn.

- 10) Der Windhund, C. f. Grajus, ist sehr schlank mit spitziger Schnauze, kleinem, langem Kopfe, schmalen und dünnen Ohren, langem Hals, mageren Schenkeln, gebogenem Rücken, langem, glattem Schwanze.



Schwanze und sehr kurzem Haar. Sie sind sehr schnell. Die größern werden zur Jagd gebraucht; so wie der Curs Hund, C. f. *curforius*, welcher mit dem Windhunde Aehnlichkeit hat.

- 11) Der Dachshund, C. f. *vertagus*, ist klein, hat einen dicken Kopf, eine lange, starke Schnauze, hängende Ohren, kurze Beine und sieht gewöhnlich schwarz oder braun aus mit rothen Flecken auf der Brust und an den Füßen. Man findet ihn mit krummen und auch mit geraden Beinen. Die Meisten haben glattes Haar. Die krummbeinichten braucht man, um sie in die Kaninchen- Dachs- und Biberhölen zu schicken.

B. Stubenhunde, *Canes blanduli*.

- 1) Das kleine Windspiel, C. f. *italicus*, hat einen kleinen, langen Kopf, schlanken Hals und Körper und kurze Haare. Sein schlanker Körper empfiehlt diesen Hund, doch ist er mehr der Liebling der Mannspersonen.
- 2) Der Zwergbudel, C. f. *aquaticus minor*, unterscheidet sich vom großen Budel bloß durch die mindere Größe und durch langes gerade herunterhängendes Haar an den Ohren.
- 3) Der langhaarige Bologneserhund, spanischer Wachtelhund, C. f. *extrarius*, mit sehr langen, weichen, etwas gerollten Haaren, gemeinlich weiß von Farbe, mit braun oder schwarzgefleckten Ohren.

Dritt. Theil.

3

4) Der

- 4) Der kurzhaarige Bologneser, C. f. brevipilis, hat einen kleinen, runden Kopf, kurze Schnauze, lange Ohren, aufwärts gekrümmten Schwanz, wellenförmiges, kurzes Haar, welches schwarz, weiß, oder gefleckt ist. Ein schwarzer mit feuerfarbnen Flecken heisst die Pyrame.
- 5) Der angorische Hund, Bologneserhündchen, C. f. Melitaeus, ist sehr klein, hat einen runden Kopf und stumpfe Schnauze und ein langes glattes Haar, womit der Körper und besonders das Gesicht besetzt ist, und welches man am Hinterleibe abzuschneiden pflegt, um ihm die Gestalt eines Löwenhündchens zu geben. Man wäscht ihn in der Jugend mit Branntwein und füttert ihn spärlich, um ihn recht klein zu erhalten.
- 6) Das Löwenhündchen, C. f. leoninus, hat mit den drei vorhergehenden Aehnlichkeit und zeichnet sich bloß dadurch aus, daß es am Hinterleibe kurzhaarig, am Halse, Kopfe und Brust aber mit langen Haaren bewachsen ist, auch eine langhaarige Schwanzspitze hat, weshalb es dem Löwen ähnlich sieht. — Die letzten vier Rassen sind wegen ihrer kleinen, niedlichen Figur und ihres schmeichelnden Wesens die Lieblinge des Frauenzimmers und die eigentlichen Schooßhunde, welche fast ganz ihre Natur ausgezogen haben und bloß zur Unterhaltung in Stuben dienen. Man sucht sie dadurch recht klein zu erhalten, daß man sie jung mit Branntwein wäscht, Branntwein unter das Getränk mischt und ihnen wenig Futter giebt, wodurch aber auch die Gesundheit



undheit des Hundes nicht wenig untergraben wird. — Ob nun gleich der Mensch eine bessere Unterhaltung haben kann, so will ich es doch nicht gerade eine Thorheit nennen, ein Schoßhündchen zu halten: es artet aber nicht selten in Thorheit aus, wenn man sich einfallen läßt, das schmeichelnde Hündchen höher zu schätzen, als den menschlichen Freund, an seinen Sprüngen sich kindisch zu ergötzen und auf seine Pflege eine Sorgfalt zu wenden, welche ein Hund weder bedarf noch verdient, und die bei dürftigen Menschen besser angewendet wäre.

- 7) Der türkische, nackte Hund, C. f. aegyptius, hat Aehnlichkeit mit dem No. 1. genannten kleinen Windspiel und hat außer den Bartborsten keine Haare. Die Haut ist aschgrau, oder schwärzlich, oder fleischfarben.
- 8) Der Mops, C. f. Frigator, war sonst ein beliebter Stubenhund, mehr wegen seines sonderbaren, als wegen seines angenehmen Gesichts. Der Kopf ist der Kopf des Bullenbeißers im kleinen, die Schnauze ist stumpf, kurz und aufgeworfen, gewöhnlich schwarz von Farbe, das Haar ist glatt, gewöhnlich gelblich oder schwarz. Die herunterhängenden Ohren werden ihm gewöhnlich abgeschnitten.
- 9) Der kleine dänische Hund, der Harlekin, C. f. variegatus, mit großem runden Kopfe, kleiner spitziger Schnauze, hinten eingezogenem Leibe, langen, dünnen Füßen, und geflecktem Körper.
- 10) Der Bastardmops, Roquet, ist dem vorigen gleich, hat aber die Schnauze vom Mops.

C. Zuchthunde, *Canes edules*, womit ich die Hunde meine, welche nicht zu den Zwecken, wie die vorigen Rassen, sondern zur Nahrung für Menschen gezogen, und gleich den Schweinen gefüttert und geschlachtet werden. Da wir aber von diesen noch nicht bestimmte Beschreibungen haben, so getraue ich mir nur eine Rasse aufzustellen:

- 1) Der südindische Hund, *C. f. australis*, hat Aehnlichkeit mit unserm Schäferhunde, ist langhaarig, mit dickem Kopfe, spitziger Schnauze, spitzigen, aufrechtstehenden Ohren und von verschiedener Farbe, besonders weiß, braun, schwarz. Er wird mit Fischen und Hundefleische, oder mit Früchten und Kräutern gefüttert, ist menschenscheu und dumm und giebt wohlschmeckendes Fleisch \*).

So mannichfaltig die hier angeführten Hunderassen sind, zu denen noch eine große Zahl hinzugefügt werden kann, so sind es doch immer nur Abänderungen einer und derselben Art und es paßt auf Alle, was wir jetzt von dem Hunde überhaupt erzählen werden.

**Eigenheiten des Hundes.** Der Hund, von Natur zum Raubthiere bestimmt, besitz eine Kraft in seinen

\*) Da die Hunderassen so unter einander gemischt sind, daß sie sich ihrer Gestalt und Beschaffenheit nach schwerlich in gewisse Familien scheiden lassen, so habe ich sie nach ihrer Bestimmung abgetheilt, um doch die Uebersicht einigermaßen zu erleichtern. — Gute Abbildungen von vielen Hunderassen hat Rüdinger gegeben. Weitläufigere Unterhaltung findet der Liebhaber in Buffons und Schrevers Werken.



nen Muskeln, welche fast mit der Größe seines Körpers in feinem Verhältnisse zu stehen scheint. Er packt und hält so fest, daß ein drei- und mehrmal so großes Thier sich von ihm nicht losreißen kann. Und da er so viele andere glückliche Eigenschaften besitzt, welche ihn in den Stand setzen, seine Kraft auf eine geschickte Art anzuwenden, so könnte man wohl sagen, daß die Natur im Hunde alle thierische Vollkommenheiten vereinigt habe.

Seine Zungen sind fest und groß, daher läuft er nicht nur mit ungemeiner Schnelligkeit, sondern auch so anhaltend, daß die schnellsten Thiere von ihm zu Tode gejagt werden, z. B. der Hirsch, wobei er fast gar nicht schwitzt. In Grönland läuft er vor dem Schlitten gespannt in einem Tage manchmal 15 deutsche Meilen. Seine Bewegung geschieht selten im Schritt, mehr im Trab oder Gallop. Wenn er ruhet, so sitzt er auf den zusammengeschlagenen Hinterbeinen und stemmt den Vorderleib auf die Vorderfüße. Wenn er schlafen will, so liegt er auf der Seite, zusammengekrümmt, so daß der Kopf nach den Hinterfüßen zu liegt, oder auch mit ausgestreckten Füßen. Wenn er auf etwas lauert, so streckt er die Hinterfüße hinter und die Vorderfüße vor sich und legt den Kopf zwischen den letztern. Er schnarcht im Schlafe, träumt bisweilen und pflegt beim Erwachen zu gähnen. Sein Lager hat er gern trocken und reinlich, so wie er auch seinen Körper reinlich hält.

Der Hund besitzt fast jeden Sinn im vollkommensten Grade. Sein Gesicht ist scharf, aber weil er eigentlich mehr zum Nachtthiere geschaffen ist, so kann er das helle Licht nicht gut vertragen, daher er auch den Mond anzubellen pflegt. Sein Gehör ist so leise, daß er das geringste

ringste Geräusch, welches kein Mensch im Hause bemerkt, durch sein Vellen anzeigt, daher man manchmal nicht weiß, was er will, wenn er gleich es weiß. Seine Gehörnerven sind aber auch so empfindlich, daß ein starker Schall ihm unangenehm seyn muß, denn er heult bei dem Klange der Glocken, bei der Musik ic.; doch wird er nach und nach Alles gewohnt, wenn er es oft hören muß. Am bewundernswürdigsten ist bei ihm der Sinn des Geruchs, durch diesen vermag er die Gegenstände sicher und in der Ferne schon zu unterscheiden. Auch bei unerzogenen Hunden äußert er sich in einem hohen Grade, ohne Abrichtung riecht der Hund von weitem, was für Speisen auf dem Tische stehen, unterscheidet durch den Geruch die Kleider, selbst den Stock seines Herrn von fremden Sachen und wedelt bei jenen mit dem Schwanze. Wenn man sich aber zumal die Mühe giebt, den Sinn des Geruchs bei ihm auszubilden, indem man ihn an gewisse Körper riechen — und hernach sie suchen läßt, so lernt er die Spur einer Sache meilenweit vermittelst des Geruchs verfolgen. Diese Fähigkeit macht ihn vorzüglich bei der Jagd nützlich, denn durch sie entdeckt er den Weg des Hirsches, wenn er ihn weder sieht noch hört. Die Ursache seines feinen Geruchs liegt in dem besondern Baue seiner Nase, welche mit einer großen, gefalteten Nervenhaut bekleidet und immer feucht ist, daher die feinsten Ausdünstungen von ihm aufgefangen werden. Wegen dieses eigenen Baues seiner Nase wird der Hund immer alle Thiere an der Feinheit des Geruchs übertreffen, wenn gleich auch bei andern dieser Sinn durch Übung verfeinert werden kann. Man sieht bei einem Jagdhunde darauf, daß er eine breite Nase habe, weil dann mehr Ausdünstungen in seine Nase treffen.

Die



Die Stimme des Hundes ist nach seinem verschiedenen Zustande verschieden. Das Bellen ist der gewöhnlichste und unterscheidenste Ton, den er gleichsam als eine Kriegserklärung braucht, denn er bellt nicht nur Alles an, was ihm fremd oder zuwider ist, sondern auch den, der sich mit ihm neckt und mit ihm spielt: das Bellen ist das Zeichen des Angriffs im Ernste und im Späße. Im Zorne knurrt er, zieht die Lippen auf, weist die Zähne und sträubt das Haar auf dem Rücken. Eingesperrt winselt und heult er und bei empfangenen Schlägen läßt er ein quikendes Geschrei hören. Obgleich die Nachricht, daß die Hunde in Amerika nicht bellten, ungegründet seyn mag, so kann es doch wohl nicht geleugnet werden, daß sie in manchen Ländern diesen unterscheidenden Ton seltener hören lassen, welches sich aus ihrer Lebensart wohl erklären läßt\*).

Die Hunde haben mehr oder weniger von ihrer raubgierigen Natur behalten und fallen gern Menschen und Thiere an. Es ist daher nicht rathsam, sie zum Zorne zu reizen, vielmehr muß man Hundem, die man nicht genau kennt, aus dem Wege gehen. Manche Hunde scheinen besonders manche Menschen nicht leiden zu können und gewöhnen sich sehr spät an ihren Anblick, da sie mit andern bald bekannt werden. Die Menschenliebe macht es Jedem zur Pflicht, daß er seine Hunde außer Stand setze, den Menschen gefährlich zu werden, indem er sie entweder einsperrt,

§ 4

Forster sagt in s. Reise 4. Th. S. 286: „die Hunde auf Huaheine bellten fast niemals, dagegen heulten sie zu weilen und gegen Fremde waren sie ausnehmend scheu.“ — Eben weil diese Hunde als Zuchthunde gehalten wurden und ihre angesammelte Herzhaftigkeit verloren hatten, so flohen sie vor den Fremden und bellten nicht, weil dieß nur das Zeichen des Angriffs ist.

sperrt, oder anlegt, oder mit einem Maulkorbe versieht, denn der Schaden, welchen ein Hund anrichtet, macht nicht den Hund sondern seinen Herrn strafbar. Auch wenn der Hund nicht beißt und den Menschen nicht beschädigt, so ist doch schon das Anfallen lästig, weil man die Folgen nicht vorhersehen kann und es bleibt eine große Ungerechtigkeit, Andere durch seine Hunde in Furcht und Schrecken zu setzen. Man kann den Hund zurücktreiben, wenn man ihm mit ausgebreiteter Hand die Nägel weist, oder mit der Hand nach der Erde langt, als wolle man einen Stein aufheben.

Von seiner räuberischen Natur macht der Hund jedoch keinen Gebrauch gegen seinen Herrn und gegen die, welche ihn pflegen oder mit ihm umgehen, denn das ist seine erste gute Eigenschaft, daß er sich unter allen Thieren am meisten an den Menschen gewöhnt und mit bewundernswürdiger Treue an ihm hängt. Er folgt seinem Herrn überall hin, er steht an seiner Seite, lauert auf alle Winke und Bewegungen und vertheidigt ihn gegen Andere mit kühnem Muthe. Ob nun gleich das nicht Alle thun, so können sie doch durch eine gute Abrichtung leicht dahin gebracht werden, da bei andern Thieren die aufgewendete Mühe vergebens seyn würde. Man hat Beispiele, daß Hunde ihre Herren gerettet — und wiederum, daß sie dieselben furchtbar gerächt haben. Sie haben den Leichnam ihrer ermordeten Herren bewacht, und den Mörder überall erkannt, überall verfolgt und mit Wuth angefallen und dadurch verrathen. Ein starker, treuer Hund ist daher oft ein kräftigerer Schuß, als ein Mensch \*).  
Soll

\*) Wer sich mit Beispielen von vorzüglich treuen Hundentun verhalten will, der findet dergleichen in Freville Geschichte berühmter Hunde. N. d. J. Leipz. 1797.



Soll seine Treue einen hohen Grad erlangen, so muß er fast ausschließlich bei seinem Herrn sich aufhalten, von ihm allein gefüttert werden und Befehle erhalten. So lernt er seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen richten und scheint ohne ihn nicht leben zu können.

Theils wegen seines leisen Gehörs, theils wegen seiner Treue ist dem Hunde eine besondere Wachsamkeit eigen. Er unterscheidet bald jedentritt im Hause, und horcht und bellt, so wie er etwas ungewöhnliches und fremdes bemerkt. Was noch mehr ist, er schläft so leicht, daß ihn auch im Schlafe das geringste Geräusch erweckt und daß es gewiß Niemandem möglich ist, des Nachts in das Zimmer zu kommen, in welchem der Hund schläft, ohne von demselben bemerkt und angezeigt zu werden. Wie paßt auch hier nicht Alles zusammen! Der Hund, welcher den Menschen bewachen kann, muß gerade eine so helle durchdringende Stimme haben, daß er durch sein Bellen das ganze Haus erwecken kann.

Ohnfreitig hat der Hund die meisten Ansprüche auf thierische Klugheit, und verdunkelt durch seine Gelehrigkeit alle die gerühmten Fähigkeiten des Elephanten, des Affen, des Bibern. Er findet die listigsten Mittel, um zu seinem Zwecke zu gelangen, er lernt seine Bedürfnisse und Wünsche geschickt zu erkennen geben, er versteht am genauesten die Winke und Worte der Menschen, er begreift alle die Verrichtungen, welche ihm seine Natur nur immer erlaubt, wenn man ihn in denselben unterweist, er giebt selbst ohne Anweisung auf die Handlungen der Menschen Acht und lernt ihnen manches ab. Zu wie vielerlei Dingen wird nicht der Hund gebraucht und überall thut er Alles, was man von einem Thiere erwarten kann,

Schon allein seine Dienste auf der Jagd, bei welcher er mehr als der Mensch ausrichtet, müßten den, welcher noch nie einen Hund gesehen hätte, in großes Erstaunen setzen: bei uns sind die Hunde so gemein, daß wir auf ihre Verdienste nicht mehr achten, und uns die geringern Verdienste eines fremden Thieres mehr Bewunderung abnöthigen. — Außer dem Nützlichen, zu welchem der Hund abgerichtet wird, muß er oft auch einige unnütze Künste lernen und wenn dieß gleich ebenfalls die Gelehrigkeit des Hundes ins Licht setzen kann, so finde ich doch ungerecht, um des unnützen Späßes willen dem Thiere viel Gewalt anzuthun.

Die Gelehrigkeit des Hundes wird durch ein gutes Gedächtniß unterstützt: was er einmal aufgefaßt hat, behält er auf lange Zeit. Damit ist aber nicht gesagt, als wenn der Hund ein eben so gutes, oder gar noch besseres Gedächtniß habe, als der Mensch, sondern nur so viel, daß er andere Thiere in Rücksicht auf dieses Vermögen übertreffe. Wenn er einen Weg, den er einmal gemacht hat, bisweilen leichter wieder findet, als der Mensch, kommt theils daher, weil der Hund durch seinen feinen Geruch geleitet wird, theils daher, weil der Mensch mit andern Betrachtungen beschäftigt nicht auf den Weg so Achtung gab, als der Hund, welcher durch sein beständiges Hin- und Herlaufen gewöhnlich jeden Weg zweimal macht. So viel auch der Hund mit seinem Gedächtnisse festhalten kann, so ist es immer nur sehr wenig gegen das, was der Mensch mit diesem Vermögen vermag. — Der Hund kennt seinen Herrn nach vielen Jahren wieder, er kennt den Stock, mit welchem er einmal geschlagen worden ist, er merkt sich den Menschen, welcher ihm einmal etwas zu Leide gethan hat und versöhnt sich Zeitlebens nicht mit ihm, er



er merkt sich die Stelle, wo ihm etwas widriges oder angenehmes begegnet ist. Ich weiß, daß ein Hund, mit dem man auf dem Spaziergange an einem gewissen Plage gespielt und sich herumgejagt hatte, nach länger als einem Jahre, als er wieder auf diesen Platz kam, auch wieder zu spielen und zu schwärmen anfieng.

Daß der Hund auch Einbildungskraft besitze, beweisen seine Träume. Er knurrt im Schläfe, fährt zusammen, und muß sich also etwas als gegenwärtig vorstellen, was nicht gegenwärtig ist, sich etwas einbilden. — Er hat auch eine Vorempfindung des Wetters, er wird bei bevorstehendem Sturm, Ungewitter und Regenwetter unlustig, schläft viel und man hört ein Rollen in seinem Leibe. Wenn er Gras frißt, so thut er es mehr seiner Gesundheit wegen, als daß dadurch die Veränderung des Wetters angezeigt würde, wie man vorzugeben pflegt.

Berüchtigt ist auch der Hund wegen seines Neides, oder des Bestrebens, alles das für sich zu behalten, was er brauchen kann. Gern pflegt er daher mit einem erhaltenen Knochen bei Selte zu gehen, um gewiß zu seyn, daß derselbe ihm nicht entrissen werden könnte und nur schwer lassen sich zween Hunde gewöhnen, mit einander friedlich zu fressen. Die natürliche Fressbegierde ist wohl die Ursache davon, und auch der Umstand, daß unsre zahmen Hunde nur sparsam das erhalten, was sie am liebsten fressen, nemlich Fleischspeisen.

Vom Vaterlande des Hundes habe ich Nichts mehr hinzuzusetzen, da ich schon oben erwähnt habe, daß er in allen Ländern der Erde angetroffen wird. Vielleicht aber hat doch das verschiedene Klima vielen Einfluß auf die Beschaf-

Beschaffenheit der Hunde, mehr aber wohl die Behandlung, welche er erfährt. Wir haben schon oben gesehen, daß der Hund auf den südindischen Inseln ein dummes Thier sey: es ist aber nicht zu erwarten, daß durch das dortige milde Klima die Fähigkeiten des Hundes sollten unterdrückt worden seyn. — Die Hitze in Afrika wirkt vielleicht stärker zum Nachtheile des Hundes: ein Reisender \*) erzählt: „Der Hund ist bei den Beduinen in Afrika nicht das gesellige, schmeichelnde Thier, sondern wie seine Herren grausam und blutdurstig, sein Ansehen ist unedel und unangenehm und er hat gar keine Liebe für seinen Herrn; aber das Betragen der Araber ist auch so beschaffen, daß er nicht wohl anders seyn kann.“ — Also ist auch hier die Behandlung wohl mehr Schuld, als das Klima.

Lebensart der Hunde. Sie ist sehr verschieden nach ihrer verschiedenen Bestimmung und nach den Gesinnungen ihrer Herrn. Die Diensthunde liegen entweder an der Kette und führen ein sehr slavisches Leben, oder sie haben auf dem Hofe eine Hütte, in welcher sie nach Belieben ruhen können, oder sie liegen des Nachts in Ställen, Scheuern, Häusern auf bloßer Erde oder den Dielen und laufen am Tage frei herum. Sie lieben alle die Wärme und legen sich gern in die Sonne, oder unter den eingeheizten Ofen, obgleich die große Hitze ihnen schädlich seyn mag. Die Stubenhunde und besonders die kleinen Schooßhündchen wollen schon zärtlicher behandelt seyn. Sie lieben ein weiches Lager, daher sie sehr gern auf dem Schooße und in Betten liegen, können nicht viel Kälte vertragen und sind überhaupt sehr empfindlich. Da sie mehr von den

\*) Poiret, Reise in die Barbarei, oder Briefe aus Numidien. Aus dem Franz. Straßb. 2 The. 1789.



den Frauenzimmern, als von den Mannspersonen abzu-  
hängen pflegen, so wird ihnen auch gewöhnlich die zärtliche  
Pflege, welche sie verlangen und manche vornehme Frau  
wendet mehr Sorgfalt auf diese, als auf die Pflege ihrer  
Kinder, daher denn auch manche Hündchen so sehr verzär-  
telt werden, daß von ihren natürlichen Eigenschaften fast  
keine Spur zurückbleibt. — Die Hunde sind gesellig. Im  
wilden oder verwilderten Zustande rotten sie sich oft zusam-  
men in große Haufen und gehen gemeinschaftlich auf Beute  
aus. Auch die zahmen Hunde sind gern unter einander,  
wenn sie der Eigennuß nicht entzweit, sie scheinen an ein-  
ander Theil zu nehmen, denn wenn uns ein Hund anfällt,  
so laufen gemeiniglich mehrere aus der Nähe herzu und  
wenn im Dorfe ein Hund bellt, so bellen sie gemeiniglich  
Alle. Das Alleinsichsein ist dem Hunde unangenehm: ist er  
an Menschen gewöhnt, so kann er nicht dauern, wenn er  
nicht bei ihnen ist und freut sich, sobald er wieder in ihre  
Mitte kommt. Er hat gern Beschäftigung nach seiner  
Art und wenn er nicht im Ernste jagen und beißen darf, so  
treibt ers doch gern als Spiel.

**Nahrung.** Die natürliche Speise des Hundes  
als eines Raubthieres ist Fleisch, besonders flebt er halb-  
verfaultes Fleisch, entweder weil es ihm stärker in die Nase  
riecht, oder weil es mürber ist. Bei dieser natürlichen  
Speise kann er aber nur bleiben, so lange er selbst in einem  
natürlichen Zustande lebt und wenn er gleich in der Ge-  
fangenschaft immer noch Fleisch am liebsten frißt, so darf  
er es doch nicht erhalten, weil er bei dessen Genuße faul  
und stinkend wird und triefende Augen bekommt. Dienst-  
hunde, besonders Jagdhunde, welche in einem halbwilden  
Zustande leben, viel Bewegung und freie Lust haben,  
können

können eher die Fleischspeisen vertragen und letztere müssen auf der Jagd Fleisch bekommen, damit sie in der Luft erhalten werden, auf das Wild loszugehen. Von Knochen sind die Hunde große Liebhaber, sie lassen wohl das beste Fleisch liegen, um an einem Knochen nagen zu können und starke Jagdhunde zermalmen den dicksten Kälberknochen und verschlucken ihn bis auf den letzten Bissen. — Sie lernen fast Alles fressen, was man ihnen vorsetzt, aus dem Pflanzenreiche am liebsten die mehlichten Speisen. Bei bloß trockenem Brodte und den Knochen, welche vom Tische kommen, können sie recht gut bestehen; will man das Futter nahrhafter machen, so feuchtet man das Brod mit Fleischbrühe an. — In Neu-Seeland fressen die Hunde auch Hundefleisch, welches die europäischen Hunde nicht thun, dort werden sie aber von Jugend an dazu gewöhnt, weil ihre Herren auch Hunde verspessen \*). Daß unsre Hunde nicht Geflügel fressen, ist nicht im Allgemeinen gegründet, indem ich dagegen vielfache Erfahrung habe. Zwar lassen sie fast Alle die Hühnerknochen und Lerchenknochen liegen; aber Hühnerfleisch und Tauben, auch Taubenknochen habe ich sie nicht verschmähen sehen.

Der Hund frißt mit großer Gierigkeit, zumal wenn ein anderer Hund mitfrißt. Es ist daher oft der Fall, daß er sich überfrißt und krank wird. Gewöhnlich kurirt er sich bald dadurch, daß er die Speisen wieder von sich giebt, welches Erbrechen durch den Genuß des Hundsgrases und der Kriechgräser befördert wird. Wenn er viel spizige Knochen hintergeschluckt hat, so soll er Queckengras fressen, in welches die Knochensplitter sich einwickeln und mit dem unverdaulichem Grase von ihm gehen.

Sein

\*) C. Forsters Reise 4. Th. S. 177.



Sein Getränk besteht in Wasser, welches er mit ausgestreckter, gebogener Zunge leckt. Es ist nöthig, daß man ihm täglich frisches und reines Wasser in hinlänglicher Menge gebe, weil der Mangel daran zu Krankheiten und selbst zur Erzeugung der Hundswuth Veranlassung geben kann. Andere Getränke, als Bier, Wein und Caffee genießt zwar der Hund gern, sind ihm aber schädlich, da er ohnedieß von hitziger Natur ist.

Fortpflanzung. Der Hund ist fast zu allen Zeiten zur Fortpflanzung seines Geschlechts aufgelegt; aber die Hündin gewöhnlich nur zweimal des Jahres, zu Anfang des Winters und des Sommers, ohne sich an bestimmte Zeiten so genau zu binden, wie die wilden Thiere. Es ist für den Hund gefährlich, wenn er den Geschlechtstrieb nicht befriedigen kann. Die Hündin zeigt es durch einigen Blutausfluß an, wenn sie läufig wird. Bei dick gefütterten Hündinnen pflegt der Trieb zur Fortpflanzung ganz erstickt zu werden.

Die Hitze oder das Läufigseyn dauert 10 bis 14 Tagen. In denselben wittern die Hunde eine Hündin von weitem und folgen ihr überall nach. Wenn mehrere zusammentreffen, so entsteht ein hitziger Streit, bis der Stärkere allein den Platz behauptet. In den erstern 6 oder 7 Tagen ist die Hündin spröde und beißt nach allen ihren Liebhobern, ohne daß sie von denselben wieder gebissen wird: nachher paart sie sich mit mehrern Rassen von Hunden \*) und

\*) Wenn ein Hund und eine Hündin mit einander in einem Hause leben, so entsteht eine Monogamie und bisweilen eine zärtliche Ehe, denn der Hund bewacht die Hündin auf allen ihren Zritten und liebt sie mit der größten Eifersucht.

und ist in der Regel 63 Tage trächtig. Die Zahl der jungen Hunde, welche von einer Hündin geboren werden, ist sehr verschieden. Junge Hündinnen bringen nur Wenige zur Welt, manchmal gar nur 1 oder 2, wie ich selbst gesehen habe, gemeinlich 3, 4: manche haben an 12 Junge. Diese bleiben 10 bis 12 Tage, manchmal wenn sie schwächlich sind, auch 13 und 14 Tage blind, werden von der Mutter sehr zärtlich gepflegt, geleckt, beschützt und ernährt, auch bisweilen an einen sichern Ort getragen, indem sie dieselben mit dem Maule an der Halshaut packt. Sie sorgt allein für ihre Kinder, ohne daß der Hund einen Theil daran nimmt, oder nehmen kann, da sie sich nicht mit einem, sondern mit mehreren zu paaren pflegt, ist aber in dieser Sorge so eifrig, daß sie ihre Jungen in den ersten Tagen gar nicht verläßt, auch Niemanden in ihrer Nähe duldet, noch weniger dieselben von fremden Menschen angreifen läßt. Weiterhin entfernt sie sich zwar einige Augenblicke, wird aber bald unruhig und kehrt mit Sehnsucht zu ihnen zurück. Man läßt die Jungen gewöhnlich ein Paar Monate bei der Mutter, nach deren Verflusse sie leicht mit Milch, mit Fleischbrühe und Mehlspeisen groß gezogen werden können. Will man, daß die Jungen stark werden sollen, so läßt man der Mutter nur Wenige und bringt die andern um. — Bisweilen kommen auch Mißgeburten zur Welt.

Die jungen Hunde verlieren im vierten Monate einige ihrer Zähne, welche aber bald wieder ersetzt werden. Sie wachsen bis ins 2te Jahr, doch sind sie schon vor Ablauf des ersten im Stande, sich fortzupflanzen, woran man sie aber hindert, um sie nicht vor der Zeit zu schwächen. Sie erreichen ein Alter von 14, 15 Jahren, selten von 20 Jahren.

Erzie.



Erziehung der Hunde. Da der Hund zu mancherlei Zwecken bei uns gebraucht wird, so muß er in der Jugend so gewöhnt werden, daß er den beabsichtigten Zweck erreiche. Es ist daher ein eignes Geschäft, die Hunde aufzuziehen und abzurichten, mit welchem sich manche Menschen ausschließlich abgeben. Man kann nicht jeden Hund zu jedem Zwecke erziehen, sondern muß sie nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit so auswählen, wie sie zu ihrer Bestimmung passen. Will man gute Diensthunde erziehen, so nimmt man zu jedem Dienste die Jungen von Hunden, welche eben diesen Dienst verrichtet haben, weil sich gewöhnlich die Fähigkeiten der Alten auf die Jungen fortpflanzen; ferner wählt man unter den Jungen die stärksten, muntersten und tauglichsten aus. Die vom ersten Wurfe sind und bleiben schwächlich \*). — Bei Stubenhunden braucht die Auswahl nicht so sorgfältig zu seyn, weil hier bloß das äußerliche Ansehen für den Liebhaber entscheidet.

Die Gewöhnung der Stubenhunde ist einfach und mit keinen Schwierigkeiten verknüpft. Die Wachsamkeit und Treue ist ihnen angeboren und kann jene allenfalls dadurch vermehrt werden, daß man den Hund auf Dinge aufmerksam macht, welche er vorzüglich wahrnehmen soll und diese dadurch, daß man sich oft mit ihm beschäftigt, sich immer von ihm begleiten läßt und es nicht zugiebt, daß er von andern geführt oder gepflegt werde. Zur Reinlichkeit zwingt man

\*) Als ein Mittel, die besten unter den Jungen zu erkennen, giebt man folgendes an. Man nehme die Jungen aus dem Lager von der Mutter weg: dasjenige Junge, welches dieselbe zuerst wiederholt, soll das beste seyn, und so nach der Reihe die folgenden.

man ihn durch Strafen für jede Verletzung derselben und durch das Hindeuten und Hinführen an Derter, wo er sich seines Unraths entledigen kann. Gehorsam ist auch an den Stubenhunden eine nöthige Tugend, weil sie ohne diesen ihren Herren und Fremden oft lästig werden und Verdruß machen. Man muß sie also von klein auf anhalten, jeden Zuruf zu befolgen, bei einem gegebenen Winke zu schweigen und sich zu entfernen und Niemanden anzufallen, außer wenn sie dazu befehligt sind, oder wenn sie in Abwesenheit der Herrschaft, oder des Nachts das Haus zu bewachen haben. Es versteht sich, daß bei Hunden dieser Gehorsam nicht anders als durch Schläge hervorgebracht werden kann, doch werden sie schnellere Fortschritte machen, wenn sie für jedesmal geleisteten Gehorsam Anfangs einen Leckerbissen zur Belohnung erhalten. — Was die kleinen Kunststücke anbetrifft, welche man den Stubenhunden zur Unterhaltung beizubringen pflegt, so sind sie zu unwichtig, als daß ich darin eine Anweisung geben sollte.

Die Gewöhnung der Diensthunde ist beschwerlicher und wichtiger, besonders mühsam die Abrichtung der Jagdhunde. Daß die französischen und englischen Jagdhunde getieget und sowohl wegen ihrer Farbe als Gestalt beliebt sind, habe ich schon oben erwähnt. Unter den deutschen Jagdhunden, welche gewöhnlich röthlich oder braun aussehen, werden die pommerischen vorgezogen. Zu ihrer Güte gehört, daß sie von mittelmäßiger Größe sind, vorn niedriger als hinten, einen guten Kopf und lange Ohren (Behänge), eine gute, breite Nase und eine starke, helle Stimme (Geleut) haben. Um gute Zucht zu erhalten, muß man eine Hündin mit allen diesen Vollkommenheiten haben und sie mit einem eben solchen Hunde zusammen sperren.



sperrern. Wenn die erzeugten Jungen  $\frac{3}{4}$  oder 1 Jahr alt sind, so thut man sie zusammen in einen eingezäunten, beschatteten Rasenplatz neben dem Hundestalle und versorgt sie täglich mit frischem Wasser und folgender Fütterung: man läßt aus Rocken- und Gerstenschoot Brod backen, zerschneidet es in kleine Stücken, brühet es mit Wasser, welches mit Schaffnochen oder Wildbretgedärmen gekocht ist, und gießt es kalt in Tröge. Bei der Fütterung gewöhnt man sie an das Horn. Man bringt sie nemlich, wenn das Futter eingeschüttet werden soll, in den Stall, bläset hernach ins Horn, öffnet die Stallthüre, hält die Hunde noch eine Weile zurück und läßt sie dann während des Blasens an die Tröge heranschießen. Im Winter bringt man sie nach dem Fressen in den Stall, im Sommer aber bleiben sie auf dem veräunten Plage, (Zwinger). Während des Fressens muß der Jäger mit der Peitsche zugegen seyn, um sie zu strafen, wenn sie einander beißen.

Einige Mal in der Woche werden sie spazieren geführt, so daß ein Jäger voran geht oder reitet und mit dem Horne die Hunde ruft, zwei andere hinten nachfolgen und die Hunde zusammenhalten. Man macht sie zugleich koppelbändig, man gewöhnt sie neben einander gekoppelt, eine Koppel hinter der andern, zu gehen. Es werden ihnen Halsbänder, welche vermittelt einiger Rettengelente und Wirbel an einander hängen, um den Hals geschnallt, nach französischer Gewohnheit werden zweien — nach deutscher drei Hunde zusammengekoppelt, im ersten Falle können sie besser fortkommen, im zweiten sind sie leichter zu bändigen. Wenn sie Anfangs nicht gut hinter einander gehen wollen, so führt sie der vorangehende Jäger an einem Seile, welches in den mittelften Ring durch alle Koppeln

gezogen ist: wollen die hintern Koppeln den vordern voreilen, so hält sie hinten ein Jäger durch ein Seil zurück. Nach und nach gewöhnen sich die Hunde, ohne Seil paarweise dem voranreitenden Jäger zu folgen.

Wenn sie völlig gehorsam und an das Horn und die Stimme des Jägers gewöhnt sind, so fängt man an, sie einzujagen. Am besten geschieht dieß gleich nach der Erndte, im Felde oder in Feldhölzern. Man zieht mit einer Anzahl junger und alter Hunde hin, damit die erstern von den letztern angewiesen werden. Wenn ein Hund zu jagen anfängt, muß man auch die andern mit der Stimme und dem Horne zum Suchen und Jagen ermuntern. Gut ist's, wenn man gleich vor ihnen etwas schießen und den Hunden das Blut und die Eingeweide des geschossenen Thieres zu fressen geben kann, weil sie dadurch eifriger werden. Man läßt die jungen Hunde zuerst hinter einem Hasen jagen, damit sie dessen Bitterung gewohnt werden, denn Rehe und Hirsche haben eine weit stärkere Bitterung, die sie alsdann von selbst verfolgen. Die Jagd darf nicht an einem eingesperrten Orte geschehen, weil sonst die Hunde den Hasen immer im Gesichte behalten und nicht nöthig haben, die Nase an die Erde zu bringen, um seine Spur zu verfolgen, da sie dieß doch vorzüglich lernen sollen.

Die Gewohnheit der jungen Jagdhunde, das Federvieh zu würgen, verleidet man ihnen dadurch, daß man ihnen eine Klemme an den Schwanz hängt, ein Huhn daran bindet, sie damit eine lange Weile laufen läßt und dabei derb abprügelt. Wenn dieß einige Mal wiederholt ist, so werden sie davon laufen, sobald sie ein Huhn schreien hören. Eben so bringt man sie davon ab, daß sie auf der Jagd die Fuchsfährten aufnehmen, wenn man einen



einen lebendigen Fuchs an sie koppelt und sie von demselben beißen läßt \*).

Krankheiten der Hunde. Wenn es auch überhaupt eben nicht anziehend ist, die Krankheiten der Thiere kennen zu lernen, so ist doch diese Kenntniß in Ansehung der nützlichen Hausthiere unentbehrlich, und daß der Hund dazu gar sehr zu rechnen sey, leidet keinen Zweifel; denn wenn es auch oft um einen gewöhnlichen Haushund eben nicht Schade ist, so ist es doch ein ansehnlicher Verlust, wenn ein gut abgerichteter und geschickter Diensthund, welcher oft theuer bezahlt werden muß, durch Krankheit verloren geht. Die gezwungene und unnatürliche Lebensart verursacht den Hunden vielerlei üble Anfälle, von denen ich die vornehmsten angeben will.

1. Das Fieber, dessen Kennzeichen nicht eben in die Augen fallen, und von welchem sich der Hund oft schon selbst durch Erbrechen geheilt hat, ehe man es wahrnimmt. Bei demselben zeigt er Frost, die Ohren, die Nase und überhaupt die äußern Theile sind kalt anzufühlen, die Lippen sind blaß, der Hund zittert und klappert, hängt den Kopf und verliert die Fresslust. Bisweilen entsteht das Fieber aus Verstopfungen und man muß dem Hunde mit einem Laxermittel von Khabarber und Salz zu Hülfe kommen. Sieht man aber Neigung zum Brechen, so befördert man sie durch ein Brechmittel von Ipecacuanä und hebt dadurch nicht selten die ganze Krankheit. — Bei

R 3

manchen

\*) Wer seines Berufs wegen mehr von der Abrichtung der Jagdhunde wissen muß, den verweise ich auf den ersten Theil von: H. E. Zetter, über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber, Königsberg, 3 Theile. 1793 — 95.

manchen Arten des Fiebers sind jedoch noch andere Mittel anzuwenden. Bei einem hitzigen Fieber hat der Hund rothe, geschwollene Augen, er streckt die Zunge heraus und lechzt, säuft viel und bei den Fieberanfällen verbreitet sich eine Hitze über den ganzen Körper. Der Aderlaß ist dann unentbehrlich, nebst kühlenden und der Fäulniß widerstehenden Mitteln, als Buttermilch, Molken und alle 4 Stunden etwas Salpeter mit 1 bis 2 Skrupel gebrannten Muschelschaalen oder eben so viel Weidenrindenpulver. Fleisch und Fleischbrühen dürfen dabei nicht gefüttert werden, wodurch die Fäulniß vermehrt werden würde. — Das gefährlichste ist das Faulfieber, bei welchem der Hund starke Hitze und bisweilen den Durchlauf hat und sehr übel riecht. Der Aderlaß ist hier nicht anwendbar: man macht das Fressen mit Citronen säuerlich, mischt unter das Saufen etwas Vitriolspiritus, räuchert um ihn mit Essig und giebt ihm  $\frac{1}{2}$  Skrupel Alaun mit eben so viel Salmiak ein.

2. Zu manchen Zeiten reißt in manchen Ländern eine Hundeseuche ein, wie bei mehreren andern Thierarten. Es ist schwer auszumachen, welche Umstände zusammenwirken mögen, daß in manchem Jahre und in manchem Lande ein allgemeines Sterben unter einer Thierart einreißt, während daß die übrigen verschont bleiben. Die Ursachen, welche man muthmaßlich anzugeben pflegt, finden öfter Statt, ohne daß sie von solchen Wirkungen begleitet sind und denn sind diese Ursachen gewöhnlich zu allgemein, als daß daraus begreiflich gemacht werden könnte, warum gerade diese und keine andere Thierart darunter leidet, warum einmal eine Rindviehseuche, ein andermal ein Schweinsterben, ferner eine Hunde- oder Katzenseuche entsteht. —

Zm



Im Jahre 1763 wüthete die Hundeseuche in Spanien, Frankreich und Italien. Die Hunde bekamen trübe Augen und aus den Winkeln derselben floss ein weißer Eiter: sie wurden traurig, fraßen nicht, röchelten und husteten, fielen ab und krepirten. In den geöffneten Hunden fand man die Lunge mehr oder weniger voll Geschwüre. Als Vorkehrungsmittel brauchte man mit Nutzen 2 Loth Schwalbenwurzel, eben so viel gebrannte Austerschaalen,  $2\frac{1}{2}$  Loth gereinigten Salpeter und eben so viel rohes Spießglas, zu Pulver gemacht und täglich  $1\frac{1}{2}$  Theelöffel voll in die Suppe gegeben. Zur Vertreibung der Krankheit selbst bediente man sich großer Pillen von Mehl oder Brodkrummen mit Del und Knoblauch gemacht: man gab oft frisches aber lauliches Wasser mit etwas Schwefelblumen, führte den scharfen Schleim durch 2 bis 3 Gran Brechweinstein in laulicher Fleischbrühe gegeben ab und goß den Hunden 5 bis 6mal des Tages einige Löffel voll guten Baumöls ein. Oder man bediente sich folgender Latwerge:  $\frac{1}{2}$  Quentchen zerriebenes, versüßtes Quecksilber, 2 Loth zerstoßenen Calamus, 1 Loth gepulverte Rhabarber mit 1 Loth Terpentin, welcher mit Eidotter zerrieben worden, und mit Honig vermischt.

3. Die Halsgeschwulst, Bräune, entsteht aus einer Entzündung im Halse, veranlaßt durch Erhitzung und darauf gefolgte Erkältung, durch Wassermangel und dergl. Der Hals ist dabei auswendig geschwollen und die Luftröhre so zusammengeschnürt, daß das Thier weder fressen noch laufen kann. Um die Entzündung zu heben, läßt man dem Hunde unter der Zunge und an den Ohren zur Aber, schüttet ihnen Schießpulver, saure Mollen und Bieressig ein und legt äußerlich zertheilende Kräutersäckchen auf.

4. Die Räude, Raude, eine ansteckende Krankheit, hat ihren Grund in einer gewissen Schärfe im Blute, welche aus Unreinlichkeit, Nässe, Kälte, schlechtem Futter entsteht. Sie heist die trockne Räude, wenn die Haut schuppig und voller Bläschen wird, und die feuchte, wenn Geschwüre unter der Haut sitzen. Nicht allemal ist das Ausfallen des Haars damit verbunden. Man giebt dem kranken Hunde zuvörderst ein abführendes Mittel, läßt auch wohl etwas Blut ab und bestreicht dann die Haut mit folgender Salbe: man nimmt 1 Pfund Rußöl,  $\frac{1}{2}$  Pfund Wachholberöl, 1 Pfund Schmeer, 1 Pfund Honig und  $\frac{1}{2}$  Pfund Essig, läßt dieses bis auf die Hälfte bei dem Feuer einsieden, läßt  $\frac{1}{2}$  Pfund Pech und Harz und 6 Loth Wachs zergehen, thut  $\frac{1}{2}$  Pf. Schwefel, etwas mehr Vitriol und 2 Unzen Grünspan hinein und rührt Alles wohl durch einander. Vor dem Gebrauche wäscht man den Hund mit Wasser und Salz. Gut ist es wenn man den Hund zum Schwitzen bringen kann. Einfachere Mittel sind, wenn man den Hund mit Leinöl, oder saurer Milch, oder mit schwarzer Seife und klein gestoßenem Schwefel schmirt. — Während der Krankheit muß man ihn von gesunden Hunden entfernt halten.

5. Die Gicht, ein Schmerz in Gliedern, wobei sie steif werden und anschwellen, rührt theils von scharfen und stockenden Säften her, theils entsteht sie durch Mithheilung, wenn ein Hund bei gichtischen Personen schläft. Sie ist nicht wohl zu heilen, aber durch Baden zu lindern.

6. Die fallende Sucht, Epilepsie, bei deren Anfällen der Hund sich convulsivisch (mit Zuckungen) herumwirft, die Augen verdreht, und mit den Pfoten um sich schlägt. Bisweilen sind Würmer die Ursache dieses Übels,



Uebels, bisweilen Nervenschwäche. Um der letztern willen bekommen manche Hunde die Epilepsie, so oft sie geärgert werden. Auch hier läßt sich nicht viel brauchen, die Hunde sind auch wieder munter, sobald der Anfall vorüber ist. Schreibt er sich von Würmern her, so sucht man diese durch abführende Mittel abzutreiben. Kaltes Wasser über den Kopf gegossen, mag die Zufälle mindern.

7. Augenkrankheiten, trübende und entzündete Augen entstehen von verdorbenen Säften bei zu fettem Futter und häufigen Genuß des Fleisches. Man legt Wasser von faulen borsdorfer Äpfeln, oder Rosenwasser mit etwas zerriebenen Bleizucker, oder eine Salbe von Eiweiß, fein gestoßenem Zucker und Kampfer auf die Augen.

8. Der Durchlauf, Durchfall stellt sich gewöhnlich nach Erkältung ein. Man sondert den kranken Hund ab, weil der Durchfall ansteckend seyn soll, giebt ihm ein warmes Lager und zur Nahrung bloß Fleischbrühe mit etwas Siegelerde. Wenn dieses nicht hilft, so kocht man Bohnenmehl mit etwas Siegelerde zu Brei und setzt es dem Hunde vor.

9. Verstopfung, Stuhlzwang ist bei den Hunden sehr leicht möglich, weil erstlich ihr Unrath sehr trocken ist, und zweitens ihre äußersten Gedärme sehr enge sind, daher sie sich mit großer Anstrengung ihres Unraths zu entledigen pflegen. Tritt die Verstopfung ein, so wird der Hund ängstlich, zittert, winselt und schreit: junge Hunde sterben nicht selten daran. Die einzige Hülfe besteht darin, daß man dem Hunde erweichende und abführende Mittel eingebe oder ein Klister setze.

10. Die Windsucht entsteht von unverdaulichen, blähenden Speisen. Man giebt dem Hunde dagegen Rummelbrod, oder tröpfelt etliche Tropfen Rummelöl auf Brod; oder bringt ihm eine Zwiebel ein.

11. Der Krebs, welcher sich bei den Hunden vornehmlich hinter den Ohren einfindet, ist Anfangs eine harte Geschwulst, welche mit der Zeit aufgeht und eine fressende, stinkende Feuchtigkeit von sich giebt. Man kurirt ihn am schnellsten, wenn man den kranken Theil mit einem glühenden Eisen brennt. Sonst reibt man ihn auch ein mit einem Gemische von Seife, Weinsteinöl, Salmiac, Schwefel, Grünspan, Weinessig und etwas Scheidewasser.

12. Geringe Wunden heilt sich der Hund selbst, indem er sie mit seinem Speichel leckt. Bei stärkeren Verletzungen muß der Mensch zu Hülfe kommen, mit Tabaks- saft, oder Del, oder Braunkohlblättern oder folgendem Pflaster: man nimmt Wallwurz, Meliotenpflaster, Pech und Rosenöl zu gleichen Theilen und mischt es unter einander. Wenn die Wunden zu schwellen anfangen, streicht man ungesalzene Butter auf, oder Fett mit Kreuzkraut. Finden sich Würmer ein, so muß man die Wunde mit warmen Wasser und Essig auswaschen, hernach Pech, Kalk und Ruhmst mit Essig aufschlagen und Pulver von schwarzer Nieserwurzel hineinstreuen. — Noch ist die gefährlichste der Hundekrankheiten zu beschreiben:

13. Die Hundswuth, Tollheit, ein Uebel, welches zwar mehrere Thiere, z. B. den Wolf, die Raue u. überfällt, am häufigsten aber die Hunde, deren Speichel bei dieser Krankheit zu dem gefährlichsten Gifte wird, welches bei allen Menschen und Thieren die nehmliche Krank-

heit



heit hervorbringt, sobald es sich mit ihren Säften vermischt. Der tolle Hund ist nicht nur ohne Rettung verloren, sondern er kann auch viele Menschen und Thiere verloren machen, wenn er sie beißt, oder wenn auch auf andere Art sein Geißer sich mit ihren Säften vermischen kann. Es ist also von der äußersten Wichtigkeit, mit dieser Krankheit der Hunde bekannt zu seyn und Alles das anzuwenden, was man nur weiß, um den fürchterlichen Schaden zu verhüten, welchen tolle Hunde anrichten können. Es sind deßhalb auch mehrere Verordnungen von den Regierungen ergangen, unter welchen sich die sächsische vom Jahre 1796 auszeichnet, weil in Beilagen zu derselben vom Sanitätscollegium zu Dresden eine zweckmäßige Belehrung über die Kennzeichen der Tollheit und über das Verhalten theils gegen den tollen Hund, theils in Ansehung der gebissenen Menschen und Thiere abgefaßt ist \*).

Obgleich die Hundswuth ihrer Beschaffenheit nach noch nicht genau bekannt ist, so ist doch am wahrscheinlichsten, daß dieselbe aus einer kramphhaften Entzündung des Halses und Gehirns entstehe und daß der Hund wegen seiner hitzigen Natur zu derselben so sehr geneigt sey, zumal da man bei seiner Abwartung nicht immer auf das Eigenthümliche seiner Natur Rücksicht nimmt. Um also so viel als möglich diese gefährliche Krankheit zu verhüten, muß man den Hund nicht an dem Begattungstrieb hindern, ihn nicht plögllicher Abwechslung der Wärme und Kälte aussetzen, ihn nicht unter dem Ofen braten, oder in den Hundedhütten frieren lassen, darf ihn, welches wohl zu merken

\*) Man findet die Verordnung nebst den Beilagen abgedruckt in den Dresdner Anzeigen, und auszugsweise in den niederlausitzischen Denkwürdigkeiten vom Jahre 1796.

ken ist, nie an frischem Wasser Mangel leiden lassen, nie warmes oder faules Wasser geben, sondern lieber jeden Tag den Napf oder Trog rein ausspülen, muß ihn selbst reinlich halten, ihn waschen, kämmen und baden und ihm ein trocknes Lager verschaffen. Man hat zwar sonst geglaubt, der Tollheit der Hunde am besten vorbeugen zu können, wenn man ihnen den sogenannten Tollwurm unter der Zunge in der Jugend herauschnitt. Aber die Erfahrung hat bewiesen, was man schon ohne dieß einsehen konnte, daß diese Muskelhaut mit der Tollheit in keiner Verbindung stehe, man also ohne Nutzen dem Hunde Schmerz und Schaden verursache. Weil man die Ursache der Tollheit nicht deutlich wahrnahm, so schloß man zu schnell, daß sie in dieser wurmförmigen Muskel liege.

Die Tollheit des Hundes kündigt sich auf folgende Art an. Er frißt und säuft wenig, beriecht nur die Nahrungsmittel und läßt sie stehen, ist träge und unlustig. Dieß sind zwar die Vorboten fast aller Hundekrankheiten; aber weil sie es auch von der Tollheit sind, so muß man aufmerksam werden, ob sich folgende nähere Kennzeichen einstellen. Er verkriecht sich in dunkle Derter, flieht die Menschen, knurrt anstatt zu bellen, knurrt seinen eignen Herrn an, seine Augen werden stier, trübe und wäßrig, er wirft sich sprungweise auf Alles, was ihm angeboten wird und läßt die Ohren und den Schwanz hängen. Bei diesen Erscheinungen ist die Tollheit schon unverkennbar. Erlangte sie noch einen höhern Grad, so werden die Augen immer trüber und röther, der Kopf ist herabgesenkt, der Hund geifert beständig, hat einen Schaum vor dem Munde, hängt die Zunge, welche bleifarben aussieht, zum Halse heraus,



heraus, zieht den Schwanz zwischen die Hinterbeine ein, streubt die Haare empor, läuft ohne aufhören, schnappt nach Allem, was ihm aufstößt, selbst nach seinem Herrn, wird von den gesunden Hunden vermieden, fürchtet das Wasser und alle glänzende Sachen und kommt endlich unter Zuckungen um, wenn er nicht eher getödtet wird. — Mit einem Hunde, welchen die Tollheit befallen hat, eine Kur vornehmen zu wollen, wäre äußerst mißlich, erstlich weil sie nichts fruchten möchte und zweitens weil ein toller Hund weit mehr Schaden anrichten kann, als er selbst werth ist. Denn alle Menschen und Thiere, selbst das Federvieh fallen in die Wuth, sobald sie von einem tollen Hunde gebissen oder nur begeistert worden sind, denn eben der Geifer, welcher beim Bisse mit in die Wunde kommt und sich mit den Säften vermischt, ist das verheerende Gift. Das einzige, was hier gethan werden kann, ist, daß man den Hund sogleich todt schlage, ihn mit Handschuhen forttrage und tief begrabe, aber nicht ins Wasser werfe, weil sonst auch das Wasser wenigstens auf einige Augenblicke vergiftet werden und weil das todt Thier leicht noch schädlich werden kann. Ist man aber von der Tollheit des Hundes noch nicht völlig überzeugt, so muß man ihn einsperren, oder an die Kette legen und sich ihm nicht nähern. Sobald in einem Orte ein toller Hund sich blicken läßt, so sollte jeder Bewohner um seines Hundes und um der Menschen und Thiere willen, seinen Hund sogleich innebehalten, damit er nicht gebissen werden und das Gift weiter verbreiten könne: die Obrigkeit sollte dann bei strenger Strafe befehlen, daß Niemand seinen Hund herumlaufen lasse, so lange bis von tollen Hunden keine Spur mehr ist. — Nicht bloß in heißen La-

gen,

gen, auch in allen andern Jahreszeiten entsteht die Tollheit bei den Hunden \*).

Wie sich der Mensch zu verhalten habe, wenn er von tollen Hunden gebissen worden ist, dieses gehört nicht hierher, da ich nicht die Krankheiten der Menschen, sondern die der Hunde beschreibe. Man kann auch bei so gefährlichen Zufällen sich nicht ohne einen sehr geschickten Arzt berathen. Bis man aber zu diesem kommen kann, hat man dafür zu sorgen, daß man die Wunde reinige, damit sich das Gift nicht in den Körper verbreite: man wäscht sie mit seinem Urin, oder mit Essig, läßt sie ausbluten und reibt sie mit Schnupstabaß und trockner Erde aus. Das Ausbrennen der Wunde ist sehr wirksam, wenn es auf frischer That geschehen kann, denn späterhin, wenn das Gift schon eingesogen ist, macht man dem Verwundeten ohne Noth Schmerzen. An vorgeschlagenen Mitteln, theils auf die Wunde zu legen, theils innerlich zu gebrauchen, fehlt es nicht: mehrere sind im 5. 6. 7. Bande der Berliner Sammlung 2c. und im Reichsanzeiger abgehandelt worden. Ganz ohne Nutzen ist es gewiß nicht, wenn man in einstweiliger Ermangelung eines Arztes einen Breiumschlag von Zwiebeln auf die Wunde legt und es oft mit einem frischen vertauscht: das Gift zieht sich in denselben. —

Außer diesen Krankheiten leidet der Hund noch von andern Thieren. Zwar hat er keine großen Feinde, da

\*) Ueber die Hundswuth vergl. Hunters Beobachtungen und Untersuchungspunkte über die Hundswuth in den Abhandlungen der Londonschen Gesellschaft zur Vermehrung des medicinischen und chirurgischen Wissens, verdeutscht mit Anmerkungen von Noose, Braunschweig, 1797. — Nojerus Abb. über d. Entstehen, d. Ursachen u. d. Heilungsart d. Hundsw. 2te Aufl. 97. Sehr umständlich ist auch von ihr gehandelt in Kräniz Encyclopädie, 26r. Th.



da er selbst der Feind der meisten Thiere ist, aber wehrlos ist er gegen die kleinern Feinde, Würmer und Insekten. Man findet in den Hunden eine große Menge Eingeweidewürmer, besonders in den jungen, nemlich Spulwürmer und dreierlei Bandwürmer, welche mit einer ziemlichen Portion Gummi Gutta abgetrieben werden sollen. — Die Bremsen und Stechfliegen peinigen die Hunde besonders hinter den Ohren. Rauhmilben oder Hundeteken (*Acarus Ricinus*), Hundemilben (*Acarus Reduvius*), setzen sich in grindige Stellen, Zangenläuse (*Ricinus*) und Sitzläuse (*Pediculus Pabis*), leben seltner auf ihnen; am häufigsten aber, wie bekannt, die Hundesflöhe, welche mit den Flöhen der Menschen von einer Art sind und daher auch zu diesen überwandern.

Schaden der Hunde. Sie werden den Menschen nicht selten sehr beschwerlich, wenn sie nicht gut gewöhnt sind und ungereizt und ohne Ursache die Menschen anfallen, sie verwunden oder ihnen die Kleider zerreißen. Es ist eine große Unbilligkeit gegen seine Nebenmenschen, einen Hund zu halten, welcher ihnen lästig werden kann und eine große Unachtsamkeit, seinen Hund nicht so zu erziehen, daß er ohne Gefahr für unschuldige Menschen herumlaufen kann. Wie man sich eines Hundes erwehren könne, ist schon unter dessen Eigenheiten erwähnt worden. Ubrigens hat Jeder das Recht, sich gegen einen Hund durch jedes ihm mögliche Mittel zu verteidigen und im Falle der Noth ihn lieber todt zu schlagen, als sich von ihm beschädigen zu lassen. Auch sind die Eigenthümer eines Hundes nach unsern Gesetzen verbunden, für den Schaden zu stehen, welchen ihr Hund anrichtet: und ich fände es sehr gerecht, wenn die Menschen noch besonders gestraft

gestraft würden, welche den Schaden nicht verhütet hätten und einen bösen Hund ohne Aufsicht ließen. — Daß ein Hund großen Schaden anrichten kann, wenn er in die Tollheit verfällt, davon ist so eben geredet worden und dieser Umstand ist Grund genug, nicht Hunde zu halten, wenn man sie nicht nöthig hat. Aber auch das ist einer ernstlichen Beherzigung werth, daß die Hunde sehr viel von den Nahrungsmitteln verzehren, welche den Menschen nöthig sind. Knochen und Knorpel nebst andern Abgängen vom Fleische hat man nicht immer, um davon die Hunde zu erhalten, auch sind sie den Stubenhunden schädlich: man füttert also mehrentheils Brod und dieses selten allein, sondern mit Butter oder Fleischbrühe. Nun nehme man eine volkreiche Stadt und in jedem Hause zwei, drei Hunde, welches sehr gering angeschlagen ist, da in manchem Hause über 15 sind, berechne, was diese Hunde des Jahres an Fütterung brauchen und man wird finden, daß wenigstens die Hälfte der Armen ihr Brod haben würden, wenn man ihnen zukommen ließe, was — die Hunde verzehren. Man hat ausgerechnet, daß in Frankreich die Hunde des Tags mehr als 100,000 Pfund Brod fressen. Wie viele von den Hunden sind nicht überflüssig! und wie sehr werden dadurch die Lebensmittel vermindert und vertheuert! Dem menschenfreundlichen Herzen kann dieß nicht gleichgültig seyn und so ist es denn unerlässliche Pflicht, keinen Hund zu halten, wenn man dessen nicht bedarf. Es ist eine sehr unverständige Entschuldigung die, daß ja doch Hunde gehalten werden. Ein Jeder hat nur das zu verantworten, daß er selbst ohne Schuld sey und wenn die wenigen Edlern sich entschließen, die unnöthigen Hunde abzuschaffen, weil es Pflicht ist, so werden sie dadurch auch die weniger Edeln auf ihre Pflicht aufmerksam machen.

Rußen



**Nutzen der Hunde.** Was von dem Nutzen der Hunde gesagt werden kann, paßt nicht auf alle Hunde, denn da sie selbst so sehr verschieden sind, so werden sie auch verschieden gebraucht.

Sie dienen zur Speise für die Menschen in Guinea, in Südindien, in manchen Ländern von Amerika und Asien; im letztern Erdtheile namentlich in Sibirien und China. Größtentheils werden dergleichen Hunde, welche geschlachtet werden sollen, mit Früchten und Fischen gefüttert, wobei ihr Fleisch so zart und wohlschmeckend wird, daß es mit Wohlgefallen genossen werden kann. In Europa pflegt man auf das Fleisch der Hunde keine Rücksicht zu nehmen, sie also auch nicht zu mästen; doch giebt es allerdings auch bei uns Beispiele, daß Hunde gegessen worden sind, noch häufiger geschah dieß unter den alten Römern und Griechen. Die Liebe zu den Hunden ist bei uns zu groß, als daß wir uns überwinden könnten, einen derselben, der sich an uns gewöhnt hat, zu tödten. Ist er schon, so mögen wir ihn nicht verlieren, und ist er häßlich, so haben wir keinen Appetit ihn zu essen, ist er schon alt, so schmeckt er nicht. Die nemliche Ursache, warum bei uns kein Pferdefleisch gegessen wird.

Das Fell der Hunde wird fast überall gebraucht. Es ist bekannt, daß wir die langhaarigen Felle, besonders von Budeln als Pelzwerk gebrauchen, zum Untersfutter unter Pelzleidern, zu Verbrämungen und Aufschlägen. Die enthaarten Felle werden weiß gegerbt zu Handschuhen und Masken — und rothgegerbt, zu Schuhen und Stiefeln verarbeitet. Die Haare sind nicht sehr nutzbar. Dänemark verhandelt schwarzes und weißes Hundehaar, man nimmt es zu Salzeisen der Tücher, und mit Wolle vermischt.

mischt zu Strümpfen, welche gichtischen Personen zuträglich seyn sollen. Zu Hüten läßt es sich nicht anwenden. — Die Kamtschadalen machen ihre beste Kleidung aus Hundefellen, welche sie mit faulem Holze und Fischrogen zubereiten und mit Ellernrinde färben. Die Lappländer fassen ihre aus Rennthieren gefertigte Kleider mit schwarzem Hundefelle ein.

Die Eckzähne der Hunde werden in Stiele gefaßt und von den Buchbindern zum Glätten der Bucheinbände gebraucht. — Aus dem Hundekoth wird eine Lauge zum Gerben des Saffians bereitet (s. 1sten Th. S. 158.). Eben dieser Koth ist unter dem Namen, weißer Englian (album graecum) sonst häufig als Arznei zum äußerlichen und innerlichen Gebrauche angewendet worden, so wie man fast allen Theile des Hundes Heilkräfte zueignete. Wahr ist's aber, daß lebendige junge, gesunde Hunde zur Linderung mancher Krankheiten beitragen, wenn sie der Kranke neben sich ins Bette legt. Engbrüstigkeit, Gicht, Podagra und dergl. verloren sich nach und nach bei Menschen, welche einen jungen Hund zu sich nahmen; die Krankheitsmaterie gieng in den Hund über, welcher gewöhnlich daran sterben mußte. Manche Kranke mußten erst einige Hunde auf diese Weise anstecken, ehe sie genesen. — Bei Wunden und Geschwüren ist das Lecken der Hunde heilsam und es ist sonderbar, daß die Hunde an diesem Lecken einen großen Gefallen finden. Sie finden die verwundete Stelle, auch wenn sie mit den Kleidern bedeckt ist und lecken wenigstens auf das Kleid, wenn sie zur Wunde selbst nicht kommen können, wie ich es einige Male selbst erfahren habe.

Die meisten Hunde sind im Leben nützlicher, als nach ihrem Tode, besonders alle die Rassen, welche ich unter  
den



den Hundshunden aufgeführt habe. Bald ist der Hund der Wächter des Hauses und Hofes und zeigt durch sein Bellen nicht nur die Diebe, sondern auch überhaupt die Ankunft eines Fremden und andere ungewöhnliche Vorfälle an; bald ist er der Begleiter und Beschützer seines Herrn auf Reisen, bald der Regierer und Verteidiger einer Herde, welche ohne ihn mit vieler Mühe regiert und gegen Raubthiere sehr schlecht geschützt werden könnte, bald die kräftigste Hülfe des Jägers in allen Arten der Jagd. Diese mannichfaltigen Dienste sind bekannt genug. Bisweilen wird er auch vor Karren gespannt und erleichtert dem Karrenschieber die Mühe um ein Beträchtliches. Mehr werden sie von den Grönländern und Kamtschadalen zum Ziehen gebraucht. Die erstern spannen vier bis zehn Hunde vor einem Schlitten und fahren auf dem Schnee und Eise theils sich, theils die erlegten Seehunde. Die Kamtschadalen lassen die Hunde im Sommer in der Freiheit. Wenn der Schnee einfällt, nehmen sie dieselben nach Hause, binden sie neben ihren Wohnungen an und lassen sie etwas abhungern, damit sie leichter und im Laufe schneller werden. Vier Hunde ziehen drei Kamtschadalen nebst 60 Pf. Gepäck. Die Fahrt ist zwar so bequem eben nicht, aber in Gegenden, wo der Mensch und ein schweres Thier vor tiefem Schnee nicht fortkommen kann, dennoch sehr erwünscht. Die Hunde mögen auch wohl Nichts mit mehrerm Widerwillen thun, als das Schlittenziehen, denn sie erheben ein gräßliches Geheul, wenn es fortgeht; ihr Körper ist weniger zum Ziehen, als zum Laufen eingerichtet und einem Hunde, welcher gern läuft, muß es zuwider seyn, hinten von einer Last aufgehalten zu werden.

Die Hunde müssen oft dazu dienen, giftige Sachen zu erproben. Um gewiß zu werden, giebt man von einer

verdächtigen Sache einem Hunde zu fressen und sieht ob es ihm schade, oder nicht, um welcher Probe willen mancher Hund sterben muß. Ja man pflegt bisweilen lebendige Hunde aufzuschneiden, um den innern Bau des Körpers zu untersuchen, welches sich durch die Absicht, zum Besten der Menschen neue Kenntnisse zu sammeln, entschuldigen läßt. — Mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen kann man den Hund gewöhnen, den Stock oder ein kleines Bündel nachzutragen, oder Briefe von einem Orte zum andern zu bringen. — Er lernt auch die Trüffeln suchen, und ein dazu abgerichteter Hund heißt ein Trüffelhund.

Ich habe bei Beschreibung mehrerer jagdbaren Thiere und jetzt bei Beschreibung des Hundes gelegentlich von der Jagd gesprochen. Da ich nun glaube, daß Vieles davon denjenigen Lesern nicht ganz deutlich seyn konnte, welche keine genauern Kenntnisse von der Jagd haben, und daß in eine ökonomische und technologische Naturbeschreibung auch die Erklärung von den menschlichen Einrichtungen, das Wild zu gewinnen und zu gebrauchen, gehöre, so will ich, da der Hund bei der Jagd fast die Hauptrolle spielt, an die Beschreibung desselben einige allgemeine Erinnerungen über die Jagd knüpfen.

#### Von der Jagd.

In ältern Zeiten, als der Menschen noch weniger waren und diese Wenigen sich nicht so genau in den Grund und Boden und in die Güter desselben getheilt hatten, war die Jagd etwas ganz anderes als jetzt. Jeder wer schießen konnte und hungrig war, gieng aufs Feld und in den Wald und erlegte des Wildes so viel als er konnte oder wollte. Als man aber eine lange Zeit ungehindert geschossen hatte,  
und



und als der Menschen immer mehr wurden, welche schießen wollten, so mußte das Wildbret freilich abnehmen und es war unvermeidlich, daß es ganz ausgerottet ward, wenn nicht die Jagd eingeschränkt wurde. Diese Einschränkung erlitt sie dann, als die Rechte der Fürsten und der Untertanen näher bestimmt und von einander geschieden wurden und Alles das für ein Eigenthum des Landesherrn anerkannt wurde, was in keines Einzelnen Gewalt war, folglich auch die wilden Thiere, welche eigentlich Niemandem gehörten, sondern allemal dem, der sich ihrer bemächtigte. Besonders seit dem 16ten Jahrhunderte ward die Jagd in Deutschland ein Regale, d. h. ein Vorzugsrecht des Fürsten, welches Recht von Zeit zu Zeit erweitert und näher bestimmt ward. Es darf also in unsern Ländern Niemand jagen, außer der Fürst und diejenigen, welche er dazu bestellt, oder welchen er es erlaubt hat. Die Vasallen des Fürsten, d. i. die Unterobrigkeiten und Rittergutsbesitzer haben zwar mehrentheils die Erlaubniß, in einem gewissen Bezirke die Jagd auszuüben, aber theils sind sie dabei gewissen Einschränkungen unterworfen, theils behält der Fürst immer die oberste Gewalt über Alles, was die Jagd angeht und die Vasallen müssen daher alle Jagdgesetze des Fürsten bei ihrer Jagd beobachten.

Die Einschränkungen sind vorzüglich die, daß die Vasallen in den Revieren, wo ihnen die Jagd erlaubt ist, nicht jede Art des Wildbrets schießen oder jagen dürfen, indem sich der Fürst vorbehalten hat, einige Arten ausschließlich in seinen Nutzen zu verwenden. Zu dem Ende hat man die Jagd eingetheilt in die hohe und niedere Jagd. Die hohe Jagd betrifft die Hirsche, wilde Schweine, Bären, Rehe, Trappen, Auerhühner, Birk-

hühner,

hühner, Haselhühner, Schwäne und Fasane; zur niedern Jagd gehören die übrigen kleinern jagdbaren Thiere, als Hasen, Füchse, wilde Katzen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Gänse und Enten. Im Chursächsischen findet noch die Mitteljagd Statt, wozu die Rehe und wilden Schweine gerechnet werden. Manche Vasallen haben bloß die Jagdgerechtigkeit in der niedern Jagd erhalten, manche auch in den beiden übrigen, doch nur selten in der hohen Jagd. Der Fürst bestätigt die hergebrachten Jagdgerechtigkeiten nicht nur, sondern er kann sie auch einem Vasallen, der dieselbe noch nicht besitzt, nach Willkühr erteilen.

Außer daß der Fürst sich gewöhnlich die hohe Jagd auch in den Jagdrevieren der Vasallen vorbehalten hat und durch seine Leute besorgen läßt, so hat er auch in manchen derselben die Koppeljagd, nemlich das Recht, die Jagd mit dem Gutsbesitzer zugleich auszuüben, wobei freilich nicht selten ein Theil dem Andern hinderlich ist; in andern die Vorjagd, oder das Recht, ein Revier vorher einmal durchzujagen, ehe der Gutsbesitzer die Jagd anfangen darf; in allen aber die Jagdfolge, oder das Recht, ein verwundetes Wild, wenn es in das Revier eines Vasallen überseht, dahin zu verfolgen und daselbst vollends zu erlegen. Die Vasallen unter einander haben die Jagdfolge verschiedenlich bestimmt. Auch unter den Vasallen findet die Koppeljagd bisweilen Statt, zum großen Schaden des Wildstandes, indem jeder Vasall dem andern in der Jagd dann zuvor zu kommen sucht. — Ein vorzügliches Recht des Fürsten ist noch dieses, in den Gegenden, wo er jagen will, von den Unterthanen Jagddienste zu fordern, welche darin bestehen, daß seine Jäger und Hunde unterhalten werden und daß die Bauern das Wild zusammen-



mentreiben. Da diese Dienste den Bauern sehr beschwerlich sind und ihnen viele Zeit rauben, so wäre es allerdings zu wünschen, daß sie alle Fürsten so viel wie möglich damit verschonen möchten.

Die fürstlichen Verordnungen im Betreff der Jagd sind in verschiedenen Ländern verschieden, doch treffen sie in vielen Punkten zusammen. Es ist Jedermann verboten, mit einer Büchse oder Flinte in den Jagdrevieren sich sehen zu lassen, Reisende sind davon ausgenommen; und ist verboten, Hunde in denselben frei herumlaufen zu lassen, wovon ebenfalls die Reisenden und gewöhnlich die Fleischer, wenn sie Vieh treiben, ausgenommen sind. Raken, welche aufs Feld laufen, müssen abgeschafft werden, weil sie dem kleinen Wildbret Schaden thun. — Die Zeit, wenn gejagt werden kann und wenn das Wild geschont werden soll, ist in den verschiedenen Ländern Deutschlands nur um einige Tage oder Wochen verschieden angesetzt, weil man überall darauf sehen mußte, daß das Wild in der Paarungszeit nicht gestört werde. Im Churfürstenthum Sachsen geht die mittlere und niedere Jagd am Tage Aegidii an und wird auf den Sonntag Invocavit beschlossen. Die hohen Jagden, welche sonst zu Pfingsten angegangen sind, bleiben bis auf den ersten Sonntag nach Trinitatis — und die welche auf Johannis gestellt waren, bis auf den sechsten Sonntag nach Trinitatis verschoben. Im Oesterreichischen sollen die Hasen von Bartholomäi bis Ende Aprils, das schwarze Wildbret nur von St. Galli bis heil. 3 Könige, Hirsche von Johannis bis den 15 Sept., Rehbocke aber das ganze Jahr hindurch geschossen werden. In Schlessien wird das Wild vom ersten März bis Bartholomai oder 24 Aug. geschont, die Sauen jedoch vom 6ten Jan.

Jan. bis zum 16 Octob. Kehlfröhe (Ricken) sollen das ganze Jahr hindurch nicht geschossen werden. — In diese festgesetzten Zeiten sind alle Forstbediente und Alle, welche die Jagdgerechtigkeit ausüben, gebunden, so daß nicht Jeder in seinem Reviere schießen kann, wenn er will. Zu einem Feste wird dem Gutsbesitzer nachgesehen, ein Paar Hasen auch außer der Jagdzeit zu schießen, welches denn vorzüglich zum Osterfeste geschieht, (Osterhasen).

Der Jagdberechtigte ist verbunden, das Wild nicht durch Bürger, Bauern oder Knechte, sondern durch gelernte Jäger jagen zu lassen, damit in dem Wildstande nicht unnöthiger Schade angerichtet werde. In manchen Ländern ist es verboten, die Jagd ohne höhere Erlaubniß zu verpachten, aus dem wichtigen Grunde, weil der Pächter um die Erhaltung des Wildstandes keine Sorge tragen, sondern ihn während seiner Pachtjahre auf das vortheilhafteste benutzen wird.

Wenn in manchen Jahren durch Krieg, Witterung, Seuchen oder durch eine unwirtschaftliche Behandlung eine Wildbahn zu sehr mitgenommen worden ist, so wird von der Regierung die Ausübung der Jagd auf längere oder kürzere Zeit eingeschränkt oder gänzlich verboten, damit das Wild sich wieder vermehren könne. So wurde in Sachsen nach dem siebenjährigen Kriege die hohe und mittlere Jagd auf 2 Jahre — die niedere auf 1 Jahr verboten, weil die Feinde die Jagdreviere zu stark geplündert hatten.

Junges Wildbret wegzufangen, desgleichen die Eier und Jungen vom Vogelwildbret auszunehmen, ist verboten, überhaupt alles verdächtige Durchsuchen der Wälder.

Um



Um Wilddiebereien zu verhüten, so soll man von keiner Privatperson Wildbret und die rohen Häute desselben kaufen, ohne zu wissen, wie sie dazu gekommen ist. Wenn Wilddiebe auf der That ertappt werden, so haben die Jäger das Recht auf dieselben zu schließen, wenn sie sich nicht gutwillig ergeben wollen. Diejenigen, welche der Dieberei überwiesen sind und auch die, welche dazu auf irgend eine Art behülflich gewesen sind, werden mit harter Strafe — sonst häufig mit Todesstrafe belegt: eine der grausamsten ehemaligen Strafen habe ich im ersten Theile S. 106 erwähnt, eben so grausam waren mehrere andere; jezt leider der Wilddieb nur längere oder kürzere Gefängnißstrafe nach Beschaffenheit der Umstände.

Die Jagd als eine Übung des Körpers und als eine Verrichtung von mannichfaltigen Abwechslungen gewährt allerdings Vergnügen und ist in gehöriger Einschränkung eine nöthige und nicht unedle Beschäftigung. Viele fürstliche Personen lieben sie daher oft nur zu sehr und wenden auf dieselbe mehr Geld, mehr Zeit und Menschenkräfte, als es mit der Wohlfahrt des Landes bestehen kann. Auch manche Gutsbesitzer und Privatpersonen werden so leidenschaftliche Liebhaber der Jagd, daß ihnen die Pflege der Jagdhunde mehr als die Pflege der Menschen, und die Verbesserung der Wildbahnen mehr, als die Verbesserung der Schulen am Herzen liegt. Das Vergnügen der Jagd ist nur dann erlaubt, wenn es der Erreichung wichtigerer Zwecke nicht im Wege steht: jeder gute Fürst wird daher streng auf den Grundsatz halten, daß die Jagd nicht mehr koste, als sie einbringt, sonst wird sie eine Last für das Land und nöthigt den Unterthanen den Wunsch ab, daß Wild und Jagd ein Ende nehmen möchten. Er wird nicht

nicht zugeben, daß Menschen von dringender Arbeit genommen und zum Treiben des Wildes angehalten werden, nicht zugeben, daß das Wild im Lande weit mehr verwüste, als es selbst werth ist. In manchen Ländern haben die Untertanen das Recht, ihre Felder und Wiesen einzuzäunen, um das Wild abzuhalten, oder Wächter anzustellen; in andern müssen sie dieselben Preiß geben, ohne zur Sicherheit ihres Eigenthums etwas thun zu dürfen. Das Wild aber auf seinen Feldern todtzuschießen, oder mit Hunden zu heßen ist fast durchgängig verboten, vielmehr muß man selbst bei den Verzäunungen darauf sehen, daß das Wild keinen Schaden leide, die Zaunspfähle oben nicht zu spitzen, damit es sich beim Uiberspringen nicht spieße.

Das geschossene Wildbret wird theils in die Küche des Fürsten oder dessen, welcher die Jagd ausüben läßt, geliefert, theils nach einer festgesetzten Taxe, welche sich nach der vorhandenen Menge des Wildbrets richtet, entweder von den Oberforstmeistern oder in entlegenen Waldungen auch von den untern Forstbedienten verkauft, worüber diese Rechnung ablegen müssen. Die Häute pflegen im Ganzen verpachtet zu werden. Die Hirschgeweiße, welche sonst mehr ein Gewinn für die Jäger waren, werden jetzt gewöhnlich eingeliefert und an die Eisenwaarenfabriken verkauft. — In diesen Stücken besteht die Nutzung der Jagd; aber gemeiniglich muß ein Land sehr zufrieden seyn, wenn diese Nutzung nur hinlänglicher Erfaß für die auf die Jagd gewendeten Kosten ist, denn die landesherrliche Jagd erfordert Jagdzeug, Jagdzeughäuser, Jagdschlösser, Forsthäuser, Winterfutter für das Wildbret, Befoldungen der obern und untern Jagdbedienten und Rechnungsführer und dergleichen mehr. Die Gutsbesitzer können



nen weit eher von der Jagd einen Ueberschuß erhalten, wenn sie nemlich dieselbe wirtschaftlich treiben und nicht bloß zum Gegenstande des Vergnügens machen, besonders wenn auf ihrem Gute die Gerechtigkeit der hohen Jagd haftet, welche am einträglichsten ist.

Die bei der Jagd angestellten Personen haben jetzt auch die Aufsicht über das Holz in den Wäldern und werden daher eben sowohl Forstbediente, als Jagdbediente genannt. Eine Guts herrschaft hält sich einen oder mehrere Jäger oder Förster: Jäger werden sie insbesondere genannt, wenn sie mehr zur Bedienung und zum Staate, als zu Forstdiensten gebraucht werden. Die fürstlichen Forstbedienten sind aber von verschiedenem Range. Die obersten heißen Oberhof- und landjägermeister, oder Oberjägermeister, oder Oberforstmeister oder an kleinern Höfen schlechtweg Jägermeister; sie haben die Oberaufsicht über die Erhaltung der Wildbahn und Venutzung und Anpflanzung des Forstes. Die sogenannten Jagdjunker sind nicht bei der Jägerei angestellt, sondern werden nur bei der Jagd des Fürsten gebraucht, um die Rapports abzustatten, sind Abjutenanten bei der Jagd. Der Oberförster oder Wildmeister hat die Aufsicht über mehrere Förster und muß darüber an den Jägermeister oder Oberforstmeister berichten. Der Pürschmeister ist derjenige, welcher die Aufsicht über einen Jägerhof führt und das Jagdzeug, die Hunde, die Knechte und Jägerburschen unter sich hat. Die untersten Jagdbedienten sind die Förster, welchen ein kleines Revier angewiesen ist, das sie nach den Befehlen ihrer Obern verwalten.

Wer die Jägerei erlernen will, muß drei Lehrjahre (drei Behängen) aushalten. Im ersten hat er die Hunde  
zu

zu füttern und zu pflegen (daher heißt er Hundejunge), seinen Herrn auf die Jagd zu begleiten und Achtung zu geben, sich mit dem Reviere genau bekannt zu machen, das Jagdhorn blasen, mit dem Gewehre umgehen zu lernen, die Vogelschneiden zu durchsuchen und zu Hause allerlei Handarbeit zu verrichten. Im zweiten Jahre heißt er Lehrbursch, darf nun das Hornfessel tragen, muß mit dem Hunde nun selbst auf die Jagd ziehen, sich mit den Fährten des Wildbrets bekannt machen, muß auf das Holzschlagen Acht haben, die Jagdhunde dressiren und kuriren lernen, sich Gewehre anschaffen, sich mit denselben üben und das Wild locken lernen. Im dritten Jahre wird er ein Jägerbursch, darf den Hirschfänger tragen und im vollständigen Jägerzeuge sich sehen lassen, bekommt den Lehrbrief und muß sich nun gewöhnen, Alles was zur Jagd gehört, ohne Aufsicht selbst zu thun.

Zu den bei der Jagd nöthigen Geräthen, dem Jagdzeuge gehören 1) die Jagdtücher. Sie sind von starker Leinwand, gewöhnlich 5 Ellen hoch und so lang als es jedesmal nöthig ist. Sie werden gebraucht, um ein Revier im Walde zu umstellen, damit kein Wild darüber springen könne, indem man die Tücher mit Stangen aufstellt und ausspannt. Eine solche Jagd heißt Besätigungsjagd. Ist ein Tuch so eingerichtet, daß man es niederlassen und aufheben kann, so heißt es ein Falltuch: 2) Jagdneße, Jagdgarne, mit denen man das Wildbret lebendig einfangen kann. Sie müssen fast auf jede Thierart besonders eingerichtet seyn, daher Hirschneße, Rehneße, Sauneße u. s. w. 3. Die Lappen, mit denen man das Wildbret geschwindler einstellen oder eintreiben kann. Es giebt Tuchlappen und Felle-

der.



berlappen. Die Fuchslappen sind Streifen von grober, weißer Leinwand, welche an Leinen genäht und um ein Kie-  
vier gestellt werden. Das Wild, welches die flatternden  
Lappen scheut, geht nicht leicht durch dieselben. (Daher  
kommt das Sprüchwort: durch die Lappen gehen,  
d. i. entweichen.) Die Federlappen dienen zu dem nemli-  
chen Behufe und sind wohlfeiler: man nimmt eine Leine  
und knüpft Federn ein, welche durch ihre Bewegung eben-  
falls das Wild scheuchen. — Das Einschließen des Wild-  
brets mit Lappen heißt das Belappen, Berlappen.

Die Jagdgewehre sind Büchsen, Flinten, Fange-  
eisen, Hirschfänger, Genickfänger und Weidmesser. Aus  
der Büchse schießt man mit einer Bleikugel, welches pür-  
schen heißt, auf das größere Roth- und Schwarzwild-  
bret; aus den Flinten mit Schroot, d. i. mit vielen klei-  
nen Bleikügelchen, auf Hasen, Kaninchen, wilde Enten  
und andere kleinere Thiere. Rehe werden auch oft mit  
grobem Schroote geschossen. Das Fangeisen oder der Jä-  
gerspieß ist ein scharfer, spitziger Stahl mit einem Schafte  
und wird wie der Hirschfänger dazu gebraucht, Hirsche,  
Damhirsche und Schwarzwildbret vermittelst eines Stoßes  
nach dem Herzen zu zu erlegen, oder das Schwarzwildbret  
an denselben anlaufen zu lassen. Der Genickfänger wird  
den angeschossenen Thieren ins Genick gestoßen, um sie vol-  
lends zu tödten. Das Weidmesser wird nicht zum Absan-  
gen des Wildbrets, sondern zum Zerlegen, Deffnen und  
Ausweiden desselben gebraucht: es hat eine Klinge, welche  
gemeinlich eine gute Hand breit ist. — Außerdem muß  
auch ein Jäger mit Fuchs- und Mardereisen versehen seyn  
und damit umzugehen wissen, den Vogelheim zuzubereiten,  
die

die Vögel zu locken, und Schlingen und Dohnen zu stellen verstehen.

Die verschiedenen Arten zu jagen habe ich mehrentheils schon bei den bisher beschriebenen jagdbaren Thieren erwähnt, besonders unter Hirsch im 1sten Theile und unter Hase im zweiten. Die Bestätigungsjagd ist bei den Jagdtüchern erklärt worden. Die wichtigste Art zu jagen ist die Treibjagd, welche auch die Hauptjagd genannt wird, daher ich diese noch besonders beschreiben will.

Sie heist deswegen Treibjagd, weil dabei das Wild aus einem Umkreise von etlichen Meilen, aus einem ganzen Reviere an einen gewissen Ort zusammengetrieben wird, um es mit dem Zeuge einzustellen und von dem Jagdschirme oder Jagdzelte aus schießen zu können. Eine solche Jagd wird entweder mit den Hirschen im August und September, wenn sie feist sind, oder mit den wilden Schweinen angestellt. Man treibt das Wildbret aus den kleinen Wäldern und Feldhölzern zusammen in den Wald und stellt die Zeuge um denselben, und wo diese nicht zureichen, die Lappen. Des Nachts müssen an den Lappen Feuer gemacht und die Lächer visitirt werden. Soll das Jagen angehen, so erhält jeder Jäger seinen Posten, das Zeichen wird geblasen und die Treibeute müssen nun durchgehen und das Wildbret besonders aus dem Dickicht hervortreiben, bis es sich in dem Plage, wo die Jagd vorgenommen werden soll, in dem Abjagen befindet. Längst den Lächern werden noch Netze gestellt, bei der Saujagd inwendig und bei der Hirschjagd auswendig. Die Herrschaft, welche die Jagd veranstaltet, fährt durch ein angebrachtes Thor in den Platz, wird von den Jagdmusicanten bewillkommt und steigt bei dem Leibschirme oder Leibzelte



zelte aus. Die Jäger vertheilen sich nun und bringen das Wild in die Nähe des Leibschirms, von wo aus es von den anwesenden Herrschaften geschossen werden kann. Die angeschossenen, aber nicht gefallenen Hirsche werden mit Hunden gehehrt. Alles erlegte Wildbret wird auf der rechten Seite des Schirms mit dem Kopfe gegen den Schirm gelegt und mit grünen Zweigen (Brüchen) bedeckt. Durch den Ton der Hörner wird das Ende der Jagd verkündigt. Der Oberjägermeister präsentiert den Herrschaften grüne Zweige, welche sie aufstecken müssen, als ein Ehrenzeichen für die gefällten Hirsche; für unjagdbare Hirsche (Hirsche unter 7 Jahren) darf kein Bruch aufgestellt werden \*).

b. Der Wolf, *Canis Lupus*.

S. Tab. XVII. Fig. 2.

Gestalt. Der Wolf hat mit dem Hunde viele Aehnlichkeit, weswegen er mit diesem zu einer Familie gerechnet wird, doch unterscheidet er sich auch als eine besondere Art in verschiedenen Stücken. Seine Höhe beträgt an  $2\frac{1}{2}$  Fuß und die Länge  $3\frac{1}{2}$  Fuß. Er ist etwas größer und stärker als der gemeine Bauernhund, hat einen dickern Kopf, kurze Ohren, eine schiefe Augenöffnung, kleine funkelnde Augen, einen weit gespaltenen Rachen, eben so viel Zähne als der Hund, hohe Füße, ein starkes Haar, einen stark behaarten Schwanz, welcher herabhängt oder zwischen

\*) Ueber die Jagd findet man Mehreres außer dem oben angeführten Buche, Jester über die kleine Jagd u. in Döbels neueröffnete Jägerpractica, Leipzig 1783. — Die Jagdlust von Hepppe, Nürnberg 1783 u. 84. 3 Hfte. — Krünitz Encyclopädie, 23r Th. und in der schon angeführten Anweisung zur Anlegung der Wildbahnen (v. Meislin), Berlin 1779.

zwischen die Füße eingezogen wird: die Wölfin ist schwächer gebaut und hat einen spitzigern Kopf.

**Farbe.** Am gewöhnlichsten sieht sein Haar bräunlichgrau aus, doch macht theils die Jahreszeit, theils das Klima einen Unterschied in der Farbe, so daß er bald gelblich, bald weißlich, bald dunkelbraun, bald grau und schwarz erscheint. In nördlichen Gegenden sind die Wölfe zum Theil fast weiß, oder werden es doch im Winter.

**Waterland.** Er ist in Europa, Asien, Afrika und Amerika zu Hause und scheint jedes Klima zu vertragen zu können. Am häufigsten möchte er aber wohl in wenig bevölkerten nördlichen Ländern angetroffen werden, wo er oft Heerdenweis das Land durchstreift. In Europa war er sonst überall, jetzt hat er in mehreren Ländern den Menschen Platz machen müssen, z. B. in England und Deutschland, wohin sich nur noch bisweilen einer aus der Nachbarschaft verirrt; dagegen findet man ihn noch in Pohlen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland, seltner in den Süd- und Abendländern. Am Senegal in Afrika ist er etwas größer als bei uns.

**Eigenheiten.** Der Wolf ist sehr stark und kann große Thiere, wie Pferde und Rinder, überwältigen und einen Hammel in seinem Rachen fortragen, ohne daß derselbe die Erde berührt. Dabei ist er schnell und kann nur von Jagdhunden eingeholt werden. Er hat einen feinen Geruch, ein feines Gehör und gutes Gesicht: vermittlest des ersiern Sinnes entdeckt er sowohl seinen Raub, als die ihm bevorstehenden Gefahren, daher er im Freien immer dem Winde entgegen geht, damit ihm die Ausdünstungen der Körper zugeweht werden, auch nicht eher seinen

Aufent.



Aufenthalt verläßt, als bis er nach allen Seiten herumge-  
 rochen hat. Er ist das gefräßigste und wildeste Raubthier  
 in den nördlichen Gegenden, da Löwen und Tiger nur in  
 heißen Ländern leben. Zwar kann er lange hungern, aber  
 je länger bei ihm die Hungersnoth dauert, desto gefährli-  
 cher wird er auch, die Noth macht ihn verschlagener und  
 dreuster und bisweilen gar toll. Von Natur ist er scheu  
 und furchtsam, er schleicht nur des Nachts umher und  
 besucht nur vorsichtig die Orter, wo er einen Raub wie-  
 tert: er vermeidet Gruben und Fallen, fürchtet den Men-  
 schen und jedes ungewohnte Geräusch, weicht zurück, wenn  
 ihm der Ziegenbock oder die Kuh die Hörner vorhalten,  
 flieht vor den Hunden und würde demnach leicht zu ver-  
 scheuchen seyn, wenn ihm nicht die Noth bisweilen so viel  
 Muth einflößte, daß er wüthend auch auf Menschen los-  
 geht, denen er sonst gern als seinen geschworenen Feinden  
 auszuweichen pflegt. Ist er in Schlingen gefangen, so  
 wird er so besürzt, daß er auch die Mittel zur Rettung,  
 welche ihm noch zu Gebote stehen, vergißt und sich gedul-  
 dig gefangen giebt. — Er hat Nichts von dem schmei-  
 chelnden Wesen des Hundes. Wenn man ihn auch von  
 klein auf zahm zu machen sucht, so gelingt es doch nicht,  
 ihn ganz an den Menschen zu gewöhnen und ihn von seinen  
 feindseligen Gewohnheiten abzuhalten. Mit den Hunden  
 verträgt er sich ungern, doch hat man Beispiele, daß ein  
 Hund und eine Wölfin sich friedlich zusammengefunden ha-  
 ben: wenn sich aber Hund und Wolf nicht vertragen, so  
 ist das kein Wunder, da selbst ein Hund den andern Hund  
 nicht gern neben sich leidet und der Wolf noch unverträgli-  
 cher ist, als der Hund. Aus der Feindschaft, welche zwi-  
 schen dem Hunde und Wolfe herrscht, läßt sich keinesweges  
 schließen, daß zwischen dem Hunde und der Wölfin und  
 Dritt. Theil. M zwi.

zwischen dem Wolfe und der Hündin keine Freundschaft Statt finden könne. — Der Wolf bellt nicht, sondern heult, welcher Ton der Ausdruck des Schmerzes und des Hungers ist. Er giebt einen widerlichen Geruch von sich, und sein Fleisch ist allen Thieren zuwider, nur den heißhungrigen Wölfen selbst nicht.

**Lebensart.** Die Wölfe halten sich gewöhnlich in dichten Wäldern auf, wo sie nach Art anderer Raubthiere am Tage verborgen bleiben, wenn sie nicht der Hunger antreibt, auch am Tage Futter zu suchen. Des Nachts suchen sie die Thiere des Waldes auf, oder, wenn sie hier nicht Befriedigung finden, gehen sie in die Dörfer und Schäfereien und plündern in den Ställen. Ihre Natur und Lebensart bringt es mit sich, daß sie einsam sind: selbst die beiden Geschlechter halten sich nicht lange bei einander. Wenn aber ein Wolf nicht im Stande ist, allein seine Nahrung zu erbeuten, wenn er sich nicht getraut, Heerden anzufallen, so macht er Gemeinschaft mit seines Gleichen. Oft mag sie wohl der bloße Zufall bei einer und derselben Heerde zusammentreffen lassen, wobei sie alle Zwietracht bei Seite setzen, indem sie der Beute genug vor sich haben und über den Streit ihres eignen Raubes verlustig werden würden \*).

**Nahrung.** Es scheint, daß dem Wolfe alle Fleischspeisen ohne Ausnahme zur Nahrung dienen, ob er gleich auch einen Unterschied macht, wenn ihm die Wahl frei

\*) Poiret in s. Reise in die Barbarei 1r Th. sagt: daß der Wolf, welcher in der Barbarei sehr furchtsam sey, sich doch niemals truppweise zusammengeselle, nur zur Nacht raube und oft vor Hunger sterbe.



frei steht. In der Regel hält er sich an alle Arten des Wildbrets, als Hirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen u. Von den ersten beiden Arten kann er am leichtesten die trächtigen Weibchen jagen, weil diese nicht so schnell laufen können. An ein wildes Schwein wird sich ein einzelner Wolf nicht leicht wagen. Er beschleicht das Federwildbret und weiß es geschickt aus der Haut auszuschälen. Wenn sich aber im Walde für ihn Nahrung finden will, so geht er auf die Felder, auf die Weiden und jagt auf die zahmen Thiere, welche dann am besten von guten Hunden verteidigt werden. Im Winter, wenn sich die Thiere verborgen halten, ist er genöthigt, bis in die Dörfer zu kommen und die Viehställe auszuplündern. Er ist im Stande sich unter der Schwelle in den Schafstall zu wühlen und beim Anblicke der lockenden Beute, welche er vorfindet, vergißt er alle Gefahr so sehr, daß er sich durch kein Geräusch abhalten läßt, einen großen Theil der Heerde zu würgen, ob er gleich nur ein oder zwei Stücke mitnehmen kann. Denn in der Nähe der Menschen verzehrt er seinen Raub nicht; sondern flüchtet mit demselben in den Wald. In den Nordländern thut er unter den Rennthieren den großen Schaden. Die überwundenen Hunde werden ebenfalls von ihm gefressen, da hingegen der Hund das Wolfsfleisch nicht anrührt. In der Hungersnoth fällt der stärkere Wolf den schwächeren an, nimmt mit verwesenen Körpern vorlieb, findet sich geschäftig auf den Schlachtfeldern ein und scheut sich auch vor dem Ekelhaftesten nicht, um nur den Magen zu füllen. Da er sich vor den Menschen fürchtet, so wagt er diese nicht leicht anders anzufallen, als wenn ihn der Hunger in Verzweiflung setzt: hat er aber einmal Menschenfleisch gekostet, so zieht er dasselbe dem andern vor und läßt sich öfter nach demselben gelüsten.

Was man von Währwölfen (vor denen man sich wahren soll) erzählt hat, beruht vielleicht auf diesem Umstand. Man hat Beispiele, daß er Kinder aus der Wiege geholt hat. — Der Wolf säugt oft und soll sich wie der Hund mit Gras kuriren, wenn die unverdaulichen Speisen ihm beschwerlich fallen. Man erzählt ferner, daß, wenn mehrere Wölfe auf die Jagd giengen, der eine in die Fußtapfen des andern trete, um ihre Zahl zu verbergen.

**Fortpflanzung.** Die Wölfin läßt den Wolf nur einmal des Jahres zu und zwar im Winter. Die ältern Weibchen sind vom Ende Decembers an 14 Tage hitzig, die jüngern etwas später. Die Wölfe streiten sich zu dieser Zeit heftig um die Weibchen. Bei der Begattung hängen sie auch so lange zusammen, wie die Hunde, vermöge des höckerigen männlichen Geschlechtstheiles. Das Weibchen macht ihr Nest von Moos unter dem Gebüsch oder in Höhlen, trägt etwas länger als die Hündin und wirft eben so viele Jungen, wie diese, welche zehn Tage blind bleiben, weißlichroth aussehen und von der Mutter allein ernährt und beschützt werden, denn der Wolf frisst sie lieber auf, wenn er sie findet. In der mütterlichen Treue macht auch die Wölfin keine Ausnahme: sie säugt ihre Jungen nicht nur an 6 Wochen, sondern sucht sie auch aller Gefahr zu entziehen, indem sie niemals in der Gegend jagt, wo ihre Jungen liegen, damit diese nicht entdeckt werden, sie auch in ihrem Maule fortträgt, wenn es an dem ersten Orte unsicher wird. Sobald die Jungen einige Stärke bekommen, gewöhnt sie die Wölfin an den Genuß des Fleisches. Sie bringt ihnen lebendige Mäuse, junge Hasen, Rebhühner und andere Vögel, läßt die Jungen mit denselben spielen, rupft hernach den Raub, zieht die Haut



Haut ab und zerreißt ihn in Stücken, von denen jedes Zunge einen Antheil bekommt. So lernen sie nicht nur bei Zeiten Fleisch fressen, sondern auch mit den erbeuteten Thieren umgehen. An zehn Monate und drüber bleiben sie unter dem Schutze und der Leitung der Mutter, bis sie die ersten Zähne, welche sie im sechsten Monate verloren, wieder bekommen und nach und nach fähig werden, sich selbst zu ernähren und zu vertheidigen. Im zweiten Jahre sind sie fähig, sich fortzupflanzen. Sie können ein Alter von 20 Jahren erreichen.

**Feinde und Krankheiten.** Man findet im Wolfe lange Spulwürmer und den langgliedrichten Bandwurm, und auf seinem Felle die gelben Hundeflöhe. Viele Wölfe sterben an der Raude und an der Tollheit. Noch mehrere werden von Menschen erlegt.

**Wolfs jagd.** Wenn sich bei uns ein Wolf sehen läßt, so werden viele Menschen zu einer Treibjagd aufgeboten, welche, wenn der Aufenthalt des Wolfes an der Jährte ausgespürt ist, ihn umgeben und durch Trommeln, Pfeisen und Schießen den Jägern zutreiben, welche ihn mit der Kinte erlegen. Oder man treibt ihn in Netze, in welchen er sich ohne Gegenwehr todtschlagen läßt. Nur wenige Hunde lassen sich auf den Wolf heken, daher bei dieser Jagd der Mensch das meiste thun muß. Außerdem werden auch Wolfssfallen gestellt, welche aber verdeckt und mit guter Lockspeise versehen seyn müssen. In Rußland pflegt man auch Gruben zu graben, welche oben enger sind als unten, in der Mitte einen Pfahl einzuschlagen, auf denselben ein Rad mit einem Schweine zu befestigen und die Grube zuzudecken. Das Geschrei des Schweins lockt den Wolf herbei, welcher denn in die Grube fällt. Die

Stilken tödten ihn durch vergiftetes Aas, welches sie hinlegen, oder durch Selbstgeschöß. Die Kirgisen richten den Adler zur Wolfsjagd ab.

Schaden. Daß der Wolf eines der gefährlichsten Raubthiere sey, erhellet aus dem vorhergehenden. Er plündert nicht nur die nutzbaren Thiere des Waldes, sondern stellt auch den zahmen Heerden nach, verzehrt sehr Viel, indem er zwei Schafe auf einmal fressen kann, und erwürgt noch weit mehr, als er fortzuschleppen vermag. Es ist daher nicht zu tadeln, wenn die Menschen ihn ganz aus ihrer Nähe zu vertilgen suchen, welches denn auch bei einem so großen Thiere, welches sich den Augen der Menschen nicht leicht entziehen kann, weit eher möglich ist, als bei Ratten und Mäusen. Es bedarf auch keiner großen Anstalt dazu, wenn nur die Regierung eines Landes Belohnungen auf die erlegten Wölfe und besonders Wölfsinnen setzt. Es sind auch einige Mittel vorgeschlagen worden, den Wolf von Menschen und vom Viehe abzuhalten. Man weicht Wolfesoth in Wasser ein, macht eine dünne Stange daraus und bestreicht damit das Vieh am Rücken, Halse und an den Seiten, welche Flecken so fest sich anhängen, daß man sie nur einmal des Jahres austragen darf. Dergleichen bestrichene Thiere soll der Wolf meiden. — Daß der Mensch durch starkes Geräusch und durch ungewohnte Töne den Wolf verschrecken könne, ist schon erwähnt worden. In Pohlen hängt man Ketten an die Wagen, deren Rasseln den Wolf abtreibt.

Nutzen. Ich meine, daß der Wolf für die Schöpfung deswegen unentbehrlich sey, weil er das Aas verzehrt und dadurch die schädlichen Ausdünstungen desselben verhindert. Eben deswegen ward ihm auch wohl  
eine



eine so große Gefräßigkeit zu Theil, weil er sonst seinen Hunger mit lebendigen Thieren stillen könnte. Es fällt nicht allemal in die Augen, welchen Schaden die verfaulenden Körper verursachen; wer es aber weiß, daß von der Reinigkeit der Luft die Gesundheit der Menschen und Thiere zum großen Theile abhängt, der wird die Weisheit der Vorsehung in Erschaffung solcher Thiere, welche das Aas fressen, nicht verkennen. Wenn nun die Menschen solche Thiere ausrotten, so nehmen sie die Pflicht auf sich, durch andere Mittel die Dienste derselben zu ersetzen, z. B. alles gefallene Vieh unter die Erde zu vergraben.

Das Fleisch des Wolfes ist so widerlich, daß es nur von den rohern Tungusen und von den Armen unter den Lappländern genossen wird. Ehemals schrieb man vielen Theilen des Wolfes Arzneikräfte zu. Die Zähne werden wie Hundszähne eingesaßt und zum Poliren gebraucht.

Am brauchbarsten ist das Wolfsfell. Der Kirschner bereitet es zu Pelzwerk, und macht davon die sogenannten Wildschuren, große Muffe, Pferdedecken und Fußsäcke. Es soll sich in diesem Pelzwerke kein Ungeziefer halten. Enthaart werden die Felle weiß oder sämisch gegerbt und zu Handschuhen und dergleichen verarbeitet. Pohlen, Rußland und Nordamerika handeln mit Wolfsfellen vorzüglich: von den weißlichen aus Rußland koster das Stück fünf bis sechs Thaler. Die Chineser kaufen viele von den Russen, am besten bezahlen sie die Felle der ungeborenen, aus der Mutter geschnittenen Wölfe und die Psoten. Die Kamtschadalen machen sich ganze Kleider aus Wolfsfellen.

Im Morgenlande, wo man mit den Thieren gern seinen Spaß treibt, richtet man die Wölfe in der Jugend zum Tanze und Kampfe ab und giebt dem Volke bisweilen ein Schauspiel. Dergleichen Schauspiele sind nur für die ungebildete Volksklasse und sollten in unserm cultivirten Europa nicht mehr gesehen werden. Wer an den Thieren etwas Wichtigers zu bemerken im Stande ist, sieht ihren durch vielen Zwang erlernten unnatürlichen Sprünge nicht zu.

c. Der Fuchs, *Canis Vulpes*.

S. Tab. XVIII. Fig. 2.

Gestalt. Er ist kleiner als der Wolf, ohngefähr 1 Fuß hoch und 1 Fuß und 10 Zoll lang. Im Ganzen genommen hat er ebenfalls Aehnlichkeit mit dem Hunde, ist sehr schlank gebaut, hat einen breiten Kopf, platte Stirn, lange spitzige Schnauze, schiefe Augenöffnungen wie der Wolf, funkelnde Augen, eine eingekerbte Nase wie der Hund, scharfe spitzige Zähne, aufrechtstehende, spitzige Ohren, kurze Füße, ein starkes, ziemlich langes Haar und einen langen, starkbehaarten Schwanz, welcher bis auf die Erde reicht.

Farbe. Man findet Füchse von verschiedenen Farben. Nach diesem Unterschiede hat man die Füchse in mehrere Arten abgesondert. Da aber die Farbe der Thiere zufällig ist und von dem Klima und den Nahrungsmitteln abhängt, so möchte ich um dieser willen nicht die Arten häufen. So wenig wie das schwarze Eichhörnchen deswegen eine vom rothen Eichhörnchen verschiedene Thierart ist, weil es schwarz aussieht, eben so wenig kann der schwarze Fuchs vom rothen Fuchse getrennt werden, weil er schwarz ist.

Die



Die vornehmsten Abänderungen in der Farbe des Fuchses sind folgende:

Eine Rasse von Füchsen, und namentlich die deutschen sehen roth (fuchsroth) aus, doch so, daß die Ohrenspitzen schwarz, die Backen, ein Streif an den Beinen, die Spitze des Schwanzes und die Kehle weiß, die Brust und der Bauch graulich gezeichnet sind. Füchse von dieser Farbe, heißen bei uns gemeine Füchse oder auch Birkfüchse, *Canes Vulpes (vulgares)*.

Eine andere Rasse im nördlichen Europa sieht schwarz aus, heißt daher der schwarze Fuchs, *Canis Lycaon*, und der Silberfuchs, wenn die schwarzen Haare silberweiße Spitzen haben. Diese Abänderung giebt das kostbarste Pelzwerk.

Eine dritte Rasse unterscheidet sich vom gemeinen Fuchse bloß dadurch, daß die rothe Farbe mehr mit schwarz vermengt und Brust und Bauch fast schwarz ist, steht zwischen dem rothen und schwarzen Fuchse inne und heißt der Brandfuchs, *C. Alopex*.

Eine vierte sieht im Sommer fuchsgelb und im Winter mehr grau aus, mit einem weißen Bauche und schwarzer Schwanzspitze, ist im russischen Asien häufig anzutreffen und heißt Korsak, *C. Corsac*.

Eine fünfte, ebendasselbst, hat eine graue Farbe mit schwarzen Ohren und wird der Karagan genannt, *C. Karagan*.

Eine sechste unterscheidet sich durch einen kurzen Kopf und kurze Ohren, und dichtes weiches Haar, welches gewöhnlich blau oder weiß aussieht oder auch grau mit gelb-

braun. Sie lebt in kalten Nordländern und ihre weiße Farbe ist wohl Folge von der Kälte. Man nennt sie Steinfuchs, *C. Lagopus*.

Eine siebente hat auf dem weißgelben Felle ein schwarzes Kreuz über die Schultern und heißt Kreuzfuchs, *C. crucigera*. Von der vorigen Klasse sollen die weißen Anfangs ein schwarzes Kreuz haben und dasselbe im Winter verlieren. Vielleicht ist also eine und dieselbe Klasse im Sommer der Kreuzfuchs und im Winter der Steinfuchs.

Endlich befindet sich in Nordamerika eine Klasse, welche ein silbergraues Fell hat, indem grau, schwarz und weiß vermischt ist, braungelbe Ohren, eben solchen Schwanz und Beine und einen fuchsgelben Flecken an den Seiten des Halses. Das Fell wird geschätzt. Man nennt diese Klasse den silbergrauen Fuchs, Grisfuchs, *C. cinereoargenteus*.

Vaterland. In allen den vier Erdtheilen, in welchen man den Wolf antrifft, ist auch der Fuchs zu finden, welcher dadurch mit jenem und mit dem Hunde ähnlich wird, daß er so weit verbreitet ist und fast jedes Klima vertragen kann. In den gemäßigten und kältern Gegenden ist er jedoch häufiger anzutreffen, als in den heißen. Er hat sich auch in jedem Lande erhalten, weil ihn die Menschen nicht so sehr fürchten und verfolgen, als den Wolf.

Eigenheiten. Der Fuchs besitzt nicht die Stärke des Wolfes, aber eine desto größere Gewandtheit und Schnelligkeit. Seine Sinne sind scharf und besonders ist sein Geruch sehr fein, daher er die Menschen nicht nur von  
weitem



weitem mittert, sondern auch die Ausdünstungen derselben, wenn sie etwas angegriffen haben. Er selbst giebt in allen Theilen seines Körpers einen widerlichen und durchdringenden Geruch von sich, doch wird in einer Drüse auf dem Schwanze nicht weit von der Wurzel eine angenehm riechende Feuchtigkeit abgesondert, deren Zweck eben nicht bestimmt angegeben werden kann, welche aber muthmaßlich zur Heilung der Wunden dienen soll: man nennt die Drüse die *Viole*, weil die Feuchtigkeit wie Veilchen riecht. — Der Fuchs tritt vermöge seiner weichen und haarichten Fußballen so leicht auf, daß sein Schleichen zum Sprichworte geworden ist. Mit seinen spitzen Zähnen beißt er sehr derb zu. Seine Stimme ist ein kurzes Kiefen: er verändert sie aber sehr nach seinem Zustande und giebt bisweilen einen klagenden Ton von sich, der dem Pfauengeschrei ähnlich ist. Man behauptet, daß er durch denselben die Veränderung des Wetters anzeige, vielleicht nur deswegen, weil man das nemliche vom Pfauengeschrei behauptet.

Da ihm eine große Gefräßigkeit zu Theil ward und seine Stärke nicht hinreicht, um durch offnen Anfall so viel zu erlangen, als sein Appetit fordert, so hat ihm die Natur einen hohen Grad von thierischer Klugheit und Verschlagenheit zugegeben, daher er in allen Zeiten als das Sinnbild der List angesehen worden ist. Er pflegt allemal erst den Ort zu umgehen, wo er rauben will, ihn vermittelst des Geruchs zu untersuchen und hin und her zu schleichen, ehe er anzupacken wagt. Wenn er einmal sich sicher glaubt, so schleppt er so lange fort, als möglich und verzehrt den Vorrath in Ruhe, indem er zu bedenken scheint, daß er zu allen Zeiten fressen, aber nicht immer rauben könne. Nur schwer läßt er sich in die Fuchseisen locken;  
ist

ist er aber einmal dabei gewesen und das Eisen ist zerschappt, ohne ihn zu treffen, so berührt er keins wieder. Wird er mit einem Fuße gefangen, so beißt er den Fuß wohl gar weg und läuft auf dreien Füßen davon. Wenn die Eingänge zu seiner Höhle mit Fallen versezt werden, so hungert er lange, ehe er aus Verzweiflung sich in die Falle stürzt: ja man darf nur einen weißen Bogen Papier vor den Ausgang stellen, so wird er vorsichtig sitzen bleiben. Da er die Menschen so sehr fürchtet, so weicht er Allem aus, was die Menschen berührt haben und woran ihre Ausdünstungen haften. Das Weibchen ist dreustier, sobald es darauf ankommt, ihre Jungen zu retten. Als einen vorzüglichen Beweis von der Verschlagenheit des Fuchses erzählt man folgenden Vorfall. Ein Fuchs ward auf einem Hofe an einer Kette gehalten, und, weil er zahm genug war, am Tage freigelassen und bloß des Nachts an die Kette gelegt. Er merkte dabei, daß sich das Halsband über den Kopf schieben lasse, versuchte es in der Nacht selbst, gieng in die Nachbarschaft, würgte Hühner, kehrte zurück und steckte seinen Kopf wieder durchs Halsband. Dieß trieb er lange, ohne daß auf ihn ein Verdacht fallen konnte, bis man ihn ertappte und tödtete. Er war so klug gewesen, niemals auf seines Herrn Hofe die Hühner anzufallen, so wie er auch in der Freiheit nicht in der Nähe seines Baues jagt, um seinen Aufenthalt nicht zu verrathen.

**Lebensart.** Gewöhnlich hält sich der Fuchs in den Wäldern auf, und zwar in der Nähe der Dörfer, damit er von den Hühnern nicht weit entfernt sey. Er baut sich eine Höhle unter der Erde, welche er mit vieler Vorsicht anlegt, am liebsten unter Bäumen, oder Steinen.

Mehrere



Mehrere lange sich durchkreuzende Röhren führen zu der Höhle, welche an 3 Ellen tief und manchmal an 50 Fuß weit ist. Eine Röhre geht gerade in die Höhe und endigt sich unter einem dichten Gebüsch. In dem Baue sind mehrere Kammern, welche unter einander Gemeinschaft haben. Oft erspart sich der Fuchs die Mühe des Baues und siedelt sich in einem Kaninchen- oder Dachsbaue an, nachdem er den letztern durch seinen Gestank vertrieben hat. Findet er die Gegend um seine Höhle nicht ruhig genug, so vertauscht er sie mit einer andern. Junge Füchse, welche noch nicht so vorsichtig sind, bauen sich auch im freien Felde an. — Diese Höhle dient der Füchsin zum Wochenbette. Die Füchse halten sich mehr im Freien auf und verbergen sich unter Sträuchern, außer wenn sie der Begattungstrieb zu den Weibchen führt. Sie leben einsam, wie alle Raubthiere und gehen des Nachts ihrer Nahrung nach. Wenn sie schlafen wollen, so legen sie sich krumm, wie die Hunde; wenn sie aber bloß ausruhen wollen, so strecken sie die Hinterfüße von sich und liegen auf dem Bauche, in welcher Lage sie auch den Vögeln in den Hecken aufauern.

**Nahrung.** Der Fuchs frisst alle Thiere, welche er bezwingen kann. Dahin gehören Hasen, junge Rehe, Igel, Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Frösche, Krebse, ferner alle Arten wilder und zahmer Hühner, Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Krammetsvögel u. s. w. Er schleicht in den Wäldern umher, spürt die Thiere in ihrem Lager aus und bemächtigt sich derselben mit einem Sprunge; oder er legt sich auf die Lauer an Dörtern, wo das kleine Wild vorbei zu passiren pflegt, und verfehlt es selten. Er durchsucht die Sträucher, das Gras und Getreide und nimmt die

die Nester aus. Wenn er Vogelschnelsen entdeckt, so geht er ihnen bis ans Ende nach und nimmt die gefangenen Vögel aus. In Gesellschaft mit andern seines Gleichen verfolgt er im Winter auch alte Rehe, zumal wenn diese wegen des Schnees nicht so schnell laufen können. Den Igel, welcher sich unter seine Stacheln zusammenzieht, soll er durch seinen sinkenden Urin betäuben und dazu zwingen, daß er sich ausdehnen und ihm zur Beute werden muß. Weintrauben und Honig liebt er sehr, den letztern holt er aus den Bienen- und Hummelnestern, indem er diese Insekten mit seinem Schwanze abwehrt. Er frisst auch kleine Schlangen, Käfer und andere Insekten und im Nothfalle Aas und Unrath.

Seinen Raub trägt er entweder in seinen Bau, vor welchem man die Gerippe findet, oder er scharrt ihn unter Erde, oder Moos ein und schleppt ihn weiter, wenn er Zeit hat.

So leicht es der Mensch bemerkt, daß der Fuchs ihm an dem kleinen Wildbret und an dem Hausgeflügel Schaden thut, so wenig sollte er übersehen, daß der Fuchs auch viele der lästigsten Thiere verzehrt und daß wir auch nicht mehr haben würden, wenn uns kein Fuchs beraubte, weil denn die Feldmäuse und andere unangenehme Gäste desto ruhiger sich vermehren würden.

**Fortpflanzung.** Die Begattungszeit der Füchse fällt in den Februar. Ihre Paarung scheint nicht so unruhig vor sich zu gehen, als die der Hunde und Wölfe, weil die Füchse mehr paarweise leben und das Männchen dem Weibchen treuer ist. Das letztere lockt durch einen heisern Ton ihren Gatten, geht nach der Begattung 9 Wochen trächtig und wirft in ihrer Höhle auf ein Lager von Moos



Moos und Haaren 3 bis 9 Junge, welche 14 Tage blind bleiben, weißlichgelb aussehen, plump und wollig sind, von der Mutter sorgfältig ernährt und beschützt, zur Zeit der Gefahr auch fortgetragen werden, nach einem Monate derselben vor den Eingang der Höhle folgen, sich sonnen, ihre Fähigkeiten an den von den Alten herbeigebrachten Bögen üben, im dritten Monate schon mit aufs Feld gehen, Mäuse haschen und mit ihnen spielen und im Herbst sich selbst überlassen werden und eigne Höhlen bauen. Wenn der Fuchs ebenfalls Nahrungsmittel in die Höhle bringt, so hat er zunächst wohl mehr für sich, als für die Jungen sorgen wollen. Daß die Füchse länger blind bleiben, als die Hunde und Wölfe, geschieht wohl deswegen, weil sie unter der Erde gehohren werden.

Die jungen Füchse haben in ihrem Betragen viel Ähnlichkeit mit den jungen Hunden, sie lassen sich auch zahm machen, werden aber dem Menschen nicht besonders zugethan, sondern bleiben scheu und raubsüchtig. Sie wachsen bis in den 15ten Monat und werden ohngefähr 14 Jahre alt. Füchse paaren sich auch mit Hunden, wenn gleich selten und ungern, da der zahme Hund zu sehr ausgeartet ist.

Feinde und Krankheiten. Auch hierin ist der Fuchs den beiden vorigen Arten ähnlich, daß er bisweilen in die Tollheit fällt und diesen traurigen Zustand durch seinen Biß weiter verbreitet. Bei ihrem langen Aufenthalte unter der Erde zur Heckezeit bekommt das Weibchen manchmal die Raude. Von Flöhen wird er geplagt, und in den Eingeweiden von Spul- und Bandwürmern. Die größte Noth machen ihm die Menschen, welche ihm auf verschiedene Art nachstellen.

Fuchs.

Fuchsjagd. Der Fuchs ist leichter zu jagen, als der Wolf, weil die Hunde sehr gern auf ihn gehen, ob sie gleich durch seinen stinkenden Urin bisweilen zurückgejagt werden. Wird der Fuchs von Hunden geheßt, so läuft er seinem Lager zu (er geht zu Baue). Man schickt ihm frummbeinige Dachshunde nach und während daß er sich in seiner Höhle gegen diese wehrt, sucht man den Fuchsbau oberwärts zu öffnen und den Fuchs oder die Fuchsin zu tödten oder mit gewissen Zangen lebendig zu greifen. Doch geht dieser Gang nicht immer von statten, wenn der Bau in Felsen oder unter Baumstämmen oder zu tief unter der Erde ist.

Gewöhnlicher und sicherer ist die Jagd, wenn man den Bau des Fuchses ausfindig macht, weshalb man seine Fährte kennen muß \*), die Eingänge verrammelt, die Jäger schußgerecht stellt, d. h. so daß sie den ankommenden Fuchs erzielen und schießen können, und die Spürhunde ausschickt. So wie ihn diese auf der Spur haben, eilt er nach seinem Baue, wo ihn der Jäger erwartet. Fehlt der erste Schuß, so nimmt er einen großen Umweg und kommt zum zweiten Male zum Baue. Findet er denselben verschlossen und wird er zum andern Male verfehlt, so sucht er sich durch die Flucht zu retten. Die nachgeschickten Windspiele weiß er sehr zu ermüden, indem er durch die dichtesten Gebüsche flieht und im Freien sehr weit fortläuft, ohne abzusehen.

Leichter noch ist die Jagd mit Netzen. Man umstellt nemlich den Fuchsbau mit Netzen, aber in aller Stille, weil sonst der Fuchs nicht heraus will, und läßt einen  
Dachs.

\*) Die Fährte s. in Niedingers jagdbaren Thieren.



Dachshund in den Bau. Sobald dieser an den Fuchs kommt, fährt derselbe heraus in die Garne oder kommt vor den Schuß. Man bedient sich auch der kleinen Decknetz, des Deckgarns, welches an den Ecken mit Bleifugeln versehen ist, wie ich bei der Kaninchenjagd im 2ten Theile S. 222 beschrieben habe. — Diese Jagd ist besonders zur Paarungszeit bei stöberichem Wetter anwendbar, weil alsdann der Fuchs im Baue zu seyn pflegt, auch wohl drei und vier zusammen angetroffen werden. Wenn man Wasser in der Nähe hat, so kann man auch ohne Hund durch Eingießen des Wassers den Fuchs aus dem Baue treiben.

Ferner wird der Fuchs ausgegraben, wenn dem Baue beizukommen ist. Man läßt zu dem Ende einen oder zweien Hunde in den Bau, legt sich mit den Ohren auf den Boden, um das Wellen der Hunde genau hören zu können und gräbt nahe vor den Hunden nieder, da man denn auf den Fuchs treffen wird und ihn lebendig bekommen kann.

Man kann auch von benachbarten Bäumen im Frühjahr die Füchsin auf dem Baue schießen, wenn sie den Jungen Speise bringt. Man muß aber mit Stelzen zu den Bäumen gehen, denn wenn die Füchsin die fälsche Fährte des Menschen merkt, so bleibt sie davon und führt ihre Jungen in der nächsten Nacht fort. — Man sucht die Füchse auch dadurch vor den Schuß zu bringen, daß man den Laut eines Hasen oder einer Drossel oder einer Maus nachmacht und ihn dadurch heranzieht. Oder man luredert sie, indem man ein abgedecktes Stück Vieh im Winter in einen verzaunten Platz schleppt, sich an einem erhöhten Orte verbirgt und die Füchse abwartet.

Endlich bedient man sich allerlei Fallen, um den Fuchs zu fangen, welches im Winter, wenn dem Fuchse die Nahrungsmittel mangeln, zu geschehen pflegt. Die eigentlichen Fuchseisen sind von zweierlei Art: die erste ist das gemeine Stangeneisen, welches von Schließern gemacht wird, 3 bis 4 Thaler kostet und aus zween Bügeln besteht, welche zusammenschlagen, wenn der Fuchs die Lockspeise (den Abbiß) berührt. Vor dem Eisen streut man etwas hin, was einen starken Geruch hat und vom Fuchse gern gefressen wird, z. B. Schweinesett mit Zwiebeln, Honig und Campfer, gebratner Hering &c. Dieses nennt man die Witterung (was der Fuchs wittern soll) und um den Fuchs an das Eisen von weiten heranzulocken, läßt man auf dem Wege etwas von der Witterung hier und da fallen. Das Eisen muß dünn mit Erde oder mit Laub überstreut seyn, damit es der Fuchs nicht wahrnehme. Er fängt sich gemeiniglich mit dem Halse, indem er mit der Schnauze nach dem Abbiß langt. Ein kluger Fuchs aber langt lieber mit der Pfote darnach und läßt die Pfote im Striche. — Die andere Art der Fuchseisen ist der Schwannenhals, welche deswegen so heißt, weil die beiden aufgestellten Bügel eine Ovale machen. Bei derselben wird die nemliche Witterung angewendet, wie bei dem Stangeneisen \*). Auch fängt man die Füchse in Zelleresfen, Schlagbäumen und durch Selbstgeschöß.

Die Grönländer fangen die Füchse entweder in Häuschen, die sie von Steinen aufbauen und in denen sie ein Stück

\*) Mehr hierüber findet man in den Abhandlungen der k. k. nigl. schwed. Akademie d. Wissensch. 9ten Bande, S. 192. — v. Schönfeld die Landwirtschaft und deren Verbesserung, Leipzig 1773. — Krünitz Encyclopädie, 15e Th. von S. 382 an.



Stück Fleisch an einem Stecken aufhängen, welcher, sobald der Fuchs daran rührt, einen breiten Stein vor dem Eingange niederfallen läßt; oder in Schlingen von Fischbein, die sie über ein mit Heringen angefülltes Loch in den Schnee legen; oder in einer Art von Wolfsgruben, die in den Schnee gegraben und oben mit Heringen belegt sind. — Die Isländer ludern die Füchse oder sie ersticken dieselben durch Rauch in ihren Hölen. Die Kamtschadalen fangen dieselben in Garnen, indem sie mitten im Garne an einem Pfahle eine lebendige Schwalbe anbinden, sich in eine Grube verstecken und wenn der Fuchs die Schwalbe anfallen will, das Garn vermittelt eines Strickes zuziehen. — In den kalten, öden Ländern, wo der Fuchs größere Hungersnoth leidet, als im gemäßigten Europa, läßt er sich leichter locken und fangen.

Schaden. Daß er der kleinen Jagd sehr nachtheilig ist, erhellet aus dem Verzeichnisse seiner Nahrungsmittel, eben so auch unsrer Haushaltung durch den Raub des zahmen Geflügels. Durch den Geruch des Stockfisches soll er von den Ställen abgehalten werden können. — Auf seine Verminderung bedacht zu seyn, ist allerdings sehr nöthig; ihn aber ganz auszurotten, ist fast nicht rathsam um seines bedeutenden

Nutzens willen: denn, wie wir ebenfalls aus dem Vorhergehenden gesehen haben, er beschützt uns gegen die schädlichen Thiere, nemlich die Feldmäuse, welchen wir gar keinen Einhalt würden thun können, sobald wir die natürlichen Feinde derselben vertilgten. Einmal sind nun schädliche Thiere da; es ist also am besten, wir dulden von Allen, die unserm Leben nicht gefährlich sind, eine mäßige Zahl, damit sie einander selbst aufreiben. Wie hauste man

196 I. Klasse. Sechste Ordnung. Säugthiere mit

man sonst gegen Krähen und Sperlinge und jetzt muß man befehlen, sie in Ruhe zu lassen. Man berechnete sonst nicht, daß wenn die Sperlinge vertilgt wären, die Raupen unsre Wälder und Obstbäume verheeren würden. Ein gleicher Fall würde mit den Feldmäusen eintreten, wenn wir Füchse, Wiesel, Marder und Iltis ausrotten wollten. Man muß den kleinern Schaden tragen, um einen größern nicht zu erfahren.

Großen oder vielmehr kleinen Leuten diene der Fuchs sonst oft zum Vergnügen, indem sie ein solennes Fuchsprullen anstellten. Man fängt nemlich den Fuchs mit einem starken Fuche oder mit Netzen auf und prellt ihn einige Ellen in die Höhe, wie noch grausame Knaben die Gewohnheit haben, Sperlinge zu prellen.

Das Fleisch des Fuchses ist zwar etwas leidlicher, als das Wolfsfleisch; aber doch nur für diejenigen genießbar, welche an das Fleisch pflanzenfressender Thiere nicht gewöhnt sind. Der Gebrauch desselben findet nur hier und da bei den Grönländern, Lappländern, Tungusen und Ostiaken Staat. Die Jäger machen sich bei uns manchmal den Spaß, Fuchswürste zu machen und die, welche sie gegessen haben, auszulachen. — Als Arzneimittel galten sonst viele Theile des Fuchses.

Am schätzbarsten ist das Fell des Fuchses, welches von verschiedener Farbe und verschiedener Güte zu einem weichen Pelzwerke gebraucht wird. Vom Herbst bis in den Februar sind die Bälge am schönsten. Die Farben, unter welchen sie vorkommen, sind schon oben bei den Rassen der Füchse angegeben worden. Die schwarzen Fuchsbälge sind die kostbarsten, mit einem feinen, langen Haare:



Haare: ein einziger Balg wird manchmal mit 50 und mehr Thalern bezahlt und kann also nur von Reichen gebraucht werden. Manche besonders gute Bälge haben gar keinen Preis, sondern werden als eine Seltenheit nach Willkühr tarirt; es giebt aber auch schwarze und schwärzliche von geringrer Sorte, das Stück etwa zu 15 Rubel. Rußland, Lappland und Canada liefern schwarze Felle, welche zu Aufschlägen gebraucht werden. — Die blauen sind eigentlich graublau, wegen ihrer Seltenheit geschätzt, nicht so gut und dauerhaft wie die schwarzen, kommen aus Rußland und über England und dienen zu Frauenzimmerpelzen und Aufschlägen. Ein blauer Balg kostet in Rußland etwa 3 Rubel. — Die weißen aus den nördlichen Gegenden sind noch geringer, das Stück zu 2 Rubel: mit ihnen werden gewöhnlich die ungarischen Pelze gefüttert. — Die grauen kommen aus Dänemark und Grönland, spiegeln auf dem Rücken mit einer Silberfarbe und werden zu Müssen und Rücken angewendet. — Die Kreuzfüchse kommen ebenfalls aus Norden, werden in Rußland mit 4 Rubeln bezahlt und sind zu Müssen eine Zeitlang sehr beliebt gewesen. Nach diesen kommen die Brandfüchse und die gemeinen rothen, von denen wir viele aus Pohlen erhalten. Sie dienen sehr häufig zu Untersutter unter Winterkleidern, auch zu Aufschlägen auf Pelzen und Salloppen. Die Schweiz liefert gelbe, welche vorzüglich in die Türkei gehen. — Die Russen, Schweden, Dänen und Engländer handeln am meisten mit Fuchsfellen: die letztern bekommen sie aus Nordamerika. Die Russen verkaufen viele an die morgenländischen Völker, welche fast das ganze Jahr in Pelzen gehen.

Gute Fuchsschwänze werden hier und da gebraucht, um sie im Winter auf Reisen um den Hals zu

legen: man nehmet zwei an einander. Die schlechtesten nimmt man zu Flederwischen. —

Noch erwähne ich folgende zwei Arten der Hundefamilie, die aber für uns unwichtiger sind, als die beschriebenen drei erstern.

d. Der Schakall, *Canis aureus*.

Er ist etwas größer, als der Fuchs, die fuchsrothen Haare am Kopfe sind mit langen grauen Haaren vermische, der Hals und Rücken ist graugelb, die Schenkel fuchsroth, die Schwanzspitze schwarz. Er lebt fast eben so wie der Wolf, soll aber leichter zu zähmen seyn. Er schadet uns Europäern Nichts, weil er nur in den wärmern Ländern Asiens und Afrikas lebt und nützt uns Nichts, da wir von den Theilen seines Körpers keinen Gebrauch machen.

e. Die Hyäne, *Canis Hyaena*.

S. Tab. XX. Fig. 1.

Ich habe dieses Thier, welches eigentlich den deutschen Bürgern und Landwirthen so wenig angeht, als der Schakall, deswegen abbilden lassen, weil es den Übergang von der Hundefamilie zur Raubfamilie macht, indem es beiden ähnelt, und weil dieses Thier durch mancherlei wahre und fabelhafte Erzählungen unter uns berühmt ist.

Die Hyäne lebt im wärmern Asien und Afrika. Sie ist von der Größe eines Wolfes, hat einen kürzern Kopf und längere Beine, als dieser, lange, in die Höhe gerichtete Ohren, Augen wie der Hund, nur 34 Zähne, an jedem Fuße 4 Zehen und über den Hals und Rücken eine steife Mähne, welche sie aufrichten und in die Höhe legen kann. Sie sieht weißlich grau oder dunkelgrau aus und hat



hat über den ganzen Körper schwarze Querstreifen. Ihre Zunge ist mit Stacheln besetzt, wie bei der Kaze \*). — Kein Thier hat fast ein so widriges Ansehen, als die Hyäne.

Sie ist stark und grimmig, fürchtet den Löwen und Parther nicht und geht auf die Unze los: vielleicht gilt dieß aber nur von der größern Art, welche auf der Insel Meroe angetroffen ward \*\*). Sie ist so wüthend, daß sie in einen vorgeworfenen Sack beißt, bei allen Prügeln nicht losläßt und man sie vermittelst desselben fortschleppen kann. Sie läßt sich fast gar nicht zähmen, doch wird dann und wann eine Hyäne zu uns gebracht, welche an ihren Wärter ziemlich gewöhnt ist. Ihre Augen funkeln des Nachts. Ihre Stimme wird bald mit dem Schluchzen der Menschen, bald mit dem Blöken eines Kalbes verglichen. Als Eigenheit wird von ihr erzählt, daß sie einen steifen Hals habe und wenn sie aufgejagt wird, etwa hundert Schritte weit auf der linken Seite hinfle, welches öfterachtet einiger glaubwürdigen Zeugnisse doch immer noch unwahrscheinlich seyn möchte. Ganz fabelhaft ist aber, daß eine und dieselbe Hyäne bald weiblichen, bald männlichen Geschlechts sey, daß sie die Schäfer bezaubere, ihren Namen rufe, daß der Genuß des Gehirns von der Hyäne Wuth und Raserei verursache und dergleichen mehr, was in ältern Naturbeschreibungen erzählt worden ist.

Die Hyäne hält sich in Felsenlöchern und in selbstgegrabenen Hölen auf, geht des Nachts mit einem gräßlichem

N 4

\*) Andere Aehnlichkeiten mehr hat Forster aus einander gesetzt im Anhang zu Buffons Hyäne, in der Naturgesch. d. vierf. Thiere, 6r Th. S. 336.

\*\*) S. ebendas. S. 338.

chem Geheul auf den Raub aus, verfolgt die Schafheerden und bricht in die Ställe ein, tödtet einige Schafe, frisst sich satt und schleppt eins mit fort, fällt Menschen an, scharrt die Gräber auf und verzehrt die Leichname. — Sie ist demnach sehr gefährlich. Ein namhafter Nutzen ist von ihr nicht bekannt.

Eine besondere Art ist die gefleckte Hyäne, welche übrigens mit jener einerlei Lebensart führt.

### 3. Die Raue. *Felis*.

Die Thiere dieser Familie haben sechs spitzige Vorderzähne in jeder Kinnlade, lange, keilsförmige Eckzähne und auf jeder Seite drei zackige Backenzähne, eine rauhe Zunge, fünf Zehen an den Vorderfüßen und vier an den Hinterfüßen mit krummen und spitzigen Krallen, welche in häutigen Scheiden liegen und eingezogen werden können, einen fast runden Kopf und steife Barthaare um das Maul. Die Weibchen sind mit acht Saugwarzen versehen.

Alle Thiere, welche diese Kennzeichen mit unserer europäischen Raue gemein haben, rechnen wir zusammen zur Rauefamilie. Sie enthält die gefährlichsten und stärksten Raubthiere, von denen die meisten nur in sehr warmen Ländern leben.

#### a. Der Löwe, *Felis Leo*.

S. Tab. XIX. Fig. 1.

Gestalt. Der Löwe ist 4 bis 5 Fuß hoch. Er hat einen sehr großen Kopf, eine weite Schnauze, eine gespaltene Oberlippe, kurze rundliche Ohren, über den Kopf und den ganzen Vordertheil des Körpers eine lange, starke Mähne,



Mähne, welche aber dem Weibchen fehlt, am übrigen Körper kurzes Haar, dicke fleischichte Beine, große Klauen und einen langen, starken Schwanz, der sich in einen Haarbüschel endigt.

Farbe. Der ganze Körper hat ein gelbbraunes Ansehen, indem manche Theile braun, manche falb und manche aus braun und falb gemischt gezeichnet sind. Die Barth Haare sind weiß und über den Vorderwinkel beider Augen ist ein weißer Fleck. Das Weibchen sieht fast ganz eben so aus.

Waterland. Er bewohnt nur zween Erdtheile, nemlich Asien und Afrika und auch nur die heißen Gegenden derselben. Ueberhaupt sind die Rassenarten nicht so weit verbreitet, als die Hundearten. Die afrikanischen Löwen scheinen größer zu seyn, als die asiatischen.

Eigenheiten. Man rühmt an ihm eben keine scharfen Sinne, seine Augen sind gegen helle Lichtstrahlen zu empfindlich, daher er nur bei mattem Lichte, in der Dämmerung gut sehen kann. Bewundernswürdig aber ist seine Stärke, welche in jeder Muskel sichtbar wird, wenn das Thier in Zorn geräth. Mit seinen Zähnen schlägt er große Thiere sogleich zu Boden und in seinem Rachen schleppt er sie fort. Mit seinem Schwanz schleudert er furchtbar um sich. Im Gefühle seiner Stärke scheuet er die größten Thiere nicht und verachtet die kleinen und schwachen: es verdrießt ihn, um eines kleinen Raubes willen aufzustehen, aber er ist behend, einen Büffel niederzureißen. Sein gewöhnlicher Gang ist langsam und stolz, nach seiner Beute aber springt er in raschen und weiten Sätzen von 12 bis 15 Schuhen. In der Regel beweiset er viel Grimm und Blutgierde. Im Zorne richtet er sei-

nen Schwanz in die Höhe und schlägt mit demselben gewaltsam auf die Erde, haut mit seinen scharfen Zähnen wüthend in den Raub oder auf den Boden, flerschet furchtbar die Zähne, läßt eine schrecklich murrende Stimme hören, rümpft die Nase und droht Tod und Verderben mit seinen funkelnden Augen.

Demohnerachtet erzählt man viel von seiner Sanftmuth und Großmuth. Es ist wahr, daß er in der Jugend sich zähmen und sich an die Menschen einigermaßen gewöhnen läßt: ich selbst habe die Zäse einer Löwin im Weiseyn ihres Wärters angegriffen, ohne daß sie dabei aus ihrer Gleichmüthigkeit kam und habe gesehen, wie ihr der Wärter die Hand in den Rachen steckte; aber der Löwe wird doch nie so sanftmüthig, als der Hund und es ist ihm nie ganz zu trauen. Besonders soll dann seine Freundschaft ein Ende haben, wenn er durch sein lecken mit der scharfen Zunge die Haut abstreift und Blut sieht oder schmeckt, welches seine Raubbegierde erweckt. Man erzählt, daß ein Bedienter mit dem Löwen seines Herrn sehr vertraut lebte und sich durch keine Warnung zur Vorsicht bewegen ließ, weil er dem schmeichelnden lecken des Löwen traute, als er eines Nachts in den Klauen des Löwen, schon fast ganz verzehrt, gefunden ward. — Es ist ferner wahr, daß der Löwe manchmal vor Menschen vorbeigeht, ohne sie anzufallen, daß er eine Mutter mit ihrem Kinde verschont hat; aber eines Theils pflegen die wilden Thiere überhaupt nur im großen Hunger die Menschen anzufallen und andern Theils ist aus einzelnen Fällen kein Schluß zu ziehen, denn man hat auf der andern Seite auch wieder Beispiele, daß der Löwe Weiber und Kinder gefressen hat. Sehr voreilig ist die Behauptung, daß der Löwe eine besondere



sondere Großmuth gegen die Kinder beweise: eine solche Großmuth liegt nicht in seiner Natur und wenn er gesättigt ein Kind liegen läßt, so ist ihm dieß nicht als Verdienst anzurechnen. Es ist endlich wahr, daß der Löwe die wesentlichen Dienste, welche man ihm erzeuget, mit einer dankbaren Anhänglichkeit belohnt, welches außer dem bekannten Beispiele eines dankbaren Löwen gegen einen römischen Sklaven noch durch ein neueres bestätigt wird, da nemlich eine Löwin, welche in ihrer Krankheit von einem Herrn mit Milch kurirt ward, demselben wie ein Hund folgte und gegen ihn viel Zuneigung bewies. Aber es ist fast allen Thieren eigen, dem ergeben zu seyn, welchem sie ihre Rettung zu danken haben, welches bei dem Löwen in einem hohen Grade Statt finden kann, weil er für die empfangenen Wohlthaten ein treues Gedächtniß hat, welches jedoch bei den Hunden in einem noch vorzüglichern Grade Statt findet.

Alles zusammengekommen, so bleibt der Löwe zwar wegen seiner Stärke und wegen seines stolzen Ansehens ein bewundernswürdiges Thier; man hat ihm aber offenbar zu viel Ehre angethan, wenn man alle seine zufälligen und verdienstlosen Handlungen einer besondern Großmuth zuschrieb und darüber ganz vergaß, daß er ein grimmiges und feindseliges Thier sey. Man darf ihn nur einmal lebendig gesehen haben, wozu man bei den herumziehenden kleinen Thiermenagerien öftere Gelegenheit hat, um sich zu überzeugen, daß der Löwe gar nicht besondere Geistesanlagen besitze. In seinem ruhigen Zustande sieht er mehr dumm als klug aus.

Eben so hat man auch zu viel von seiner Furchtsamkeit gesprochen. Das Hahngeschrei sollte ihn in die Flucht jagen

jagen können. Gesezt auch, daß ein Löwe einmal bei dem Krähen des Hahns die Flucht ergriffen hätte, so ist wohl nicht das Krähen selbst die Ursache gewesen, sondern vielmehr andere Umstände, welche den Löwen wegen seines Lebens besorgt machten. So leicht läßt sich der Löwe nicht erschrecken, als der Wolf. — Vielleicht fürchtet er sich aber mehr vor dem Feuer, daher auch die Völker, unter welchen der Löwe lebt, sich im Freien gewöhnlich mit Feuer umgeben, um ihn zurück zu scheuchen. Demohnerachtet erzählt uns ein Reisender \*), daß der Löwe in Numidien, welcher gerade als der furchtsamste galt, sich durch Nichts abhalten lasse, daß er ohnerachtet der aufgerichteten Feuer mitten in die arabischen Horden bringe, um sich eine Beute zu verschaffen, den Menschen jedoch nur in Ermangelung anderer Nahrung anfalle. Diese widersprechenden Nachrichten lassen sich wohl vereinigen. Wenn der Löwe satt ist, so geht er vor Menschen und vor dem Feuer vorüber; ist er aber hungrig, so schrecken ihn Menschen und Feuer nicht.

Die Stimme des Löwen ist gewöhnlich ein starkes anhaltendes Brüllen, welches des Nachts fürchterlich widerhallt und die ganze lebendige Schöpfung in Schrecken sezt. Im Zorne ist der Ton mehr abgestoßen. — Sein Athem riecht widerlich und sein Urin unausstehlich. Er schläft nicht viel und wacht leicht auf.

Lebensart. Der Löwe hält sich in der Regel in den Wäldern auf, liegt am Tage in Hölen, geht besonders des Nachts auf Beute aus, welche er entweder auf seinen Marschen ergreift, oder hinter dem Gesträuche lauert,

\*) Poiret Reise in die Barbarei 11 Th.



lauert, lebt einsam und ohne Gemeinschaft mit andern Thieren. Wenn etwas Wahres an der Nachricht ist, daß er bisweilen mit den Wölfen in Gesellschaft auf den Raub ausgehe, so ist diese Vereinigung wohl mehr Sache des Wolfes, welcher leichtere Arbeit hat, wenn er dem Löwen nachgeht und das aufliest, was der Löwe liegen läßt, oder es ist Sache des Zufalls. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler (Geier): eben so können auch Löwen und Wölfe zusammentreffen, wo sie eine behagliche Mahlzeit merken. — Die alten Löwen, welche von ihrer Behendigkeit, die Thiere des Waldes zu jagen, verloren haben, nähern sich den bewohnten Dörfern und werden den Menschen und den Hausthieren gefährlich.

**Nahrung.** Dieses starke und furchtbare Thier kommt nicht leicht in die Verlegenheit, daß ihm die Nahrung mangeln sollte, indem er fast unter allen lebendigen Thieren zu wählen hat und bloß den ausgewachsenen Elephanten, das Rhinoceros und seines Gleichen, den Tiger und Panther unangetastet lassen muß. Er braucht also nicht wie der Wolf zum Aase seine Zuflucht zu nehmen, vielmehr sind die todtten Körper für ihn so wenig einladend, daß er die Menschen liegen läßt, wenn sie sich auf die Erde legen, den Athem an sich halten und sich todt stellen \*). — Weil alle Thiere vor ihm fliehen, so ist er oft genöthigt, sich auf die Lauer zu legen und die vorübergehenden Thiere abzuwarten. Er wählt dazu einen dichtbewachsenen Platz  
und

\*) Ist dieß wirklich die Ursache, warum er sie unbeschädigt liegen läßt, so erhellt meines Erachtens daraus, was oben behauptet ward, daß der Löwe eben keine scharfen Sinne habe, sonst würde er den lebendigen Körper wohl von den todtten unterscheiden.

und springt mit solcher Gewalt hervor, daß er gewöhnlich in einem Saße den Raub erhascht. Er frißt Viel auf einmal, zermalmet die Knochen leicht mit seinem starken Gebisse und verschlingt sie zugleich mit dem Fleische. Poirer in der angeführten Reisebeschreibung sagt, daß der Löwe mit einem Klauenschlage den Bauch eines gefangenen Thieres öffne, die Eingeweide verzehre und das Ubrige liegen lasse. Dieses mag allerdings manchmal geschehen, wenn der Löwe entweder nicht sicher genug ist, um die ganze Beute zu verzehren, oder nicht hungrig genug, oder nicht zu dem Fleische dieses Thieres Appetit hat. In den Wäldern frißt er viel Gazellen und Affen; die letztern hascht er aber nur, wenn sie auf der Erde laufen. Junge Elephanten und Kameele sollen ihm sehr wohl schmecken, daher die arabischen Horden sich nicht anders vor ihm retten können, als daß sie ihm ein Kameel Preis geben. Wölfe und Hunde wählt er nicht zur Speise. — Gleich andern Raubthieren kann der Löwe lange hungern, ohne zu sterben, aber nicht lange dursten.

**Fortpflanzung.** Es fehlen über diesen Punkt bestimmte Nachrichten, weil sich so gefährliche Thiere, wie die Löwen, nicht gut in der Wildniß beobachten lassen und im zahmen Zustande dieselben sich nicht fortzupflanzen pflegen. Es soll zwar einmal in Neapel und einmal in Florenz ein Löwenpaar sich fortgepflanzt haben, doch ist dabei keine andere Beobachtung bekannt gemacht worden, als daß die eine Löwin fünf Junge auf einmal geworfen habe. — Die Löwin bringt nur einmal des Jahres Junge zur Welt und geht wahrscheinlich an sechs Monate trächtig. Zur Brunszeit wird sie von mehreren Männchen begleitet, welche nach Art anderer Thiere um den Vorrang kämpfen. Die



Die Jungen werden im Frühjahr an einem entlegenen Orte geworfen und von der Mutter treulich versorgt. Die Löwin, welche von Natur schwächer ist, als der Löwe, ist doch sehr muthig und räuberisch, sobald sie Junge hat, sie scheuet keine Gefahr, fällt über Menschen und Thiere her und schleppt ihren Raub den Jungen zu, welche sie zeitig unterweist, Blut auszusaugen und Fleisch zu zerreißen. Sie mögen wohl im dritten Jahre erst ausgewachsen seyn und ohngefähr 20 bis 25 Jahr alt werden. Man hat in Frankreich Löwen an 17 Jahre eingesperrt erhalten, auf jeden Fall werden sie in der Freiheit älter, welches auch schon die Beschaffenheit ihres Körpers und die Vergleichung mit verwandten Thieren vermuthen läßt.

**Löwenjagd.** Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches dem Löwen gefährlich wird, denn wenn er auch mit einigen gleich starken Thieren bisweilen in Streit geräth, so wird er doch von ihnen nicht leicht überwunden oder getödtet. Der Mensch selbst kann nur mit Mühe und Gefahr seine Oberherrschaft behaupten: seine trauesten Gefährten auf der Jagd, die Hunde, fürchten die Ueberlegenheit des Löwen und haben keinen Muth, ihn anzugreifen. Doch richtet man große Hunde auch zur Löwenjagd ab, die Jäger reiten ihnen zur Seite auf Pferden, welche ebenfalls dazu besonders abgerichtet sind, weil sie sonst bei dem Anblicke des Löwen die Flucht ergreifen würden und suchen den Löwen durch mehrere Flintenkugeln oder Wurfspeie zu erlegen. Außerdem fängt man den Löwen in Gruben und in Netzen. Die Afrikaner sollen ihn mit Fackeln in die Netze jagen. — Etwas leichter ist, sich der Löwen zu bemächtigen, wenn man das Lager der Jungen ausfindig macht und diese in Abwesenheit der Mutter raubt. Wird  
man

man aber von der Mutter ertappt, oder eingeholt, so soll es gut seyn, ihr eins von den Jungen vorzuwerfen, welches sie sogleich zurücktrage und den Räubern dadurch Zeit lasse, mit den übrigen Jungen zu entkommen.

**Schaden.** Dieser ergiebt sich von selbst aus der vorstehenden Beschreibung. Zu bemerken ist hierbei, daß der Löwe weniger Schaden anrichtet, als manches andere Thier von seiner Gattung, weil er bloß würgt, was und wie viel er fressen will, da hingegen andere bloß zur Lust zu würgen scheinen. Er fällt die Thiere an, um leben zu können, und schont ihrer, wenn er sie nicht bedarf. In so fern zeichnet er sich vortheilhaft unter den Raubthieren aus.

**Nutzen.** Er diente sonst den Römern zum Vergnügen bei den Thiergefechten, wird jezt noch im Morgenlande und auch in europätschen Menagerien zum Staate gehalten und soll auch dann und wann zur Jagd abgerichtet werden. Sein Fleisch wird in Afrika gegessen und zwar gern; ich kann mich aber nicht überreden, daß es wie Kalbfleisch schmecken solle. — Die Haut des Löwen, mit welcher sich sonst die Helden zierten, wird von den Negern anstatt der Bettdecken und von den Europäern zu Pferdedecken und enthaart als Lederwerk von den Sattlern und Riemern gebraucht. Von den mancherlei Theilen, welche man sonst in der Medizin anwandte, haben sich noch die Haarkugeln, welche man in dem Magen des Löwen bisweilen finden soll und Löwenballen, Löwenäpfel heißen, bei abergläubischen Spaniern und Portugiesen in Ansehen erhalten, indem man ihnen die Kraft zuschreibt, die Geburt der Weiber zu erleichtern.

b. Der



b. Der Tiger, *Felis Tigris*.

S. Tab. XXI. Fig. 1.

**Gestalt.** Gewöhnlich heißen alle die Katzenartigen Raubthiere, welche ein geflecktes Fell haben, wie man es oft auf unsern Kutschperden sieht, Tiger und diejenigen, welche fremde Thiere zur Schau herumsühren, haben auch keine andern Namen für jene Raubthiere. Wenn daher der Tiger aus Bengalen angekündigt wird, so ist es fast nie das Thier, welches wir eben jetzt beschreiben wollen, und welches auf der angeführten Kupfertafel abgebildet ist, sondern eins von den folgenden Arten, am häufigsten der Panther, Tab. XIX, 2. oder der Leopard, Tab. XX, 2. \*). Und ist der wahre Tiger ebenfalls in der Gesellschaft, so nennt man ihn den Leopard oder mit einem andern beliebigen Namen. Die Zeichnung auf dem Felle giebt das unterscheidendste Kennzeichen. Der eigentliche Tiger ist nicht gefleckt, sondern gestreift. Die gefleckten Tigerfelle sind nicht von dem wahren Tiger, sondern von einer der folgenden Art. Jetzt also von dem gestreiften, eigentlichen Tiger. — Er hat im Baue des Körpers viel Aehnlichkeit mit unsrer Katze, ist aber viel größer, und noch größer, als der Löwe. Man will ihn zehn Fuß lang gesehen haben. So groß war der, welchen ich zu besehen Gelegenheit hatte, freilich nicht, doch kann es wohl seyn, daß die in der Jugend gefangenen und eingesperrten nicht ihre natürliche Größe erlangen. Demohnachtet war er beträchtlich länger und stärker, als eine englische Dogge, doch mit verhältnißmäßig viel kürzern Füßen. Die Haare

\*) In den Rüdigerischen Abbildungen sieht der Leopard als Tiger.

des Körpers sind mittelmäßig lang, hinter den Ohren bilden sie eine kleine Mähne. Das Ansehen des Tigers ist nicht so stolz wie des Löwen, sondern verräth die furchtbarste Blutgierde, zumal wenn die blutrothe Zunge zum Rachen herabhängt.

**Farbe.** Ueber den gelblichbraunen Körper ziehen sich vom Rücken nach der Brust und dem Bauche zu schwarze, oft unterbrochene Querstreifen, welche am Kopfe schmaler sind und den Schwanz als breite Ringe umgeben. Der Bauch, die Brust und die innere Seite der Beine ist weiß.

**Vaterland.** Er ist auf einen kleinen Strich der Erde eingeschränkt, nemlich auf den heißen Theil von Asien, vorzüglich also auf Ostindien. Weil ihn die Europäer am meisten in Bengalen kennen lernten, so heißt er auch der Tiger von Bengalen. Die heißen Gegenden von Afrika würden eben so gut für ihn passen: eines Theils aber vermehrt sich dieses Thier nicht so stark, daß es sich über zweien Erdtheile ausbreiten könnte und andern Theils giebt es schon im heißen Afrika Raubthiere, welche dem Tiger an Raubgier wenig nachgeben und also seine Stelle schon eingenommen haben. In gemäßigten und kalten Ländern werden wir nie etwas vom Tiger zu befürchten haben, weil er in diesen gar nicht fortkommt.

**Eigenheiten.** Alles, was von der Stärke des Löwen gesagt worden, läßt sich ebenfalls auf den Tiger anwenden und wenn er jenem auch an Kraft etwas nachstünde, so ersetzt er den Abgang durch den Grimm und die Hize, mit welcher er seine Begieden zu befriedigen sucht. Er ist ohnstreitig das furchtbarste, blutgierigste und feindseligste aller Thiere, und kündigt sich als ein solches durch

gierige



gierige Blicke, durch ein gräßliches Schnauben und Zähneknirschen an. Fast kein Geschöpf kann ihm widerstehen und er fürchtet auch keins. In großen Sägen fährt er auf Menschen und Thiere los, schlägt sie mit der Zunge nieder, reißt ihnen den Leib auf und labt sich an ihrem Blute. Es ist ihm nicht bloß zu thun um satt zu werden; sondern seine wilden Begierden fordern immerwährenden Mord und so lange er noch etwas zu tödten findet, nimmt er sich nicht Zeit, den Raub in Ruhe zu verzehren. Wenn der Löwe tödtet, so finden wir das nicht befremdend, er muß sich nähern; aber wenn der Tiger würgt, bloß um zu würgen und was er nicht verzehren kann, doch vertilgt, so scheint uns das eine unnatürliche Niederträchtigkeit und dieses Thier wird uns, die wir gern auch die Handlungen der Thiere nach moralischen Begriffen beurtheilen mögen, im höchsten Grade verhaßt und wir würden aus Zorn und Rache dasselbe bald von der Erde vertilgen, wenn es so leicht zu vertilgen wäre. Das Mißfallen an Thieren, welche nicht so leben, wie wir es von ihnen fordern müßten, wenn sie Vernunft hätten, ist eine natürliche Folge von dem Mißfallen am Unrecht und ich sehe es gern, wenn junge Gemüther eine Abneigung vor solchen Thieren haben, die unwillkürlich nicht so handeln, wie der Mensch willkürlich handeln soll: sie erklären und nähren dadurch den Haß gegen das Böse.

Der Tiger verträgt sich mit keinem Thiere und lernt sich auch nicht mit dem Menschen vertragen. Wenn er jedoch ganz jung eingefangen wird, so wird er einiger Maßen zahm, wie wir an denen sehen, welche bisweilen bei uns herumgeführt werden, bleibt aber immer noch wilder, als der gezähmte Löwe. Was er gegen den Elephan-

ten ausrichten könne, hat man aus den Ostindischen Thier-  
gefechten gesehen. In einer Reise nach Siam wird er-  
zählt \*), daß man einen Tiger mit drei Elephanten zum  
Kampfe gelassen habe, der Tiger sey Anfangs gebunden  
gewesen, habe von einem Elephanten mit dem Rüssel einen  
Schlag bekommen, daß er wie todt zur Erde gesunken  
wäre; aber kaum sey er losgebunden worden, so habe er  
mit einem fürchterlichen Geschrei den Rüssel des Elephan-  
ten zu packen gesucht, welcher aber denselben geschwind  
eingezogen und mit seinen Zähnen den Tiger gefaßt, daß  
derselbe einen Luftsprung thun müssen, worauf er den Muth  
verloren, sich dem Elephanten wieder zu nähern: alle drei  
wären endlich auf ihn losgelassen worden und hätten ihn  
mit so derben Stößen zugelegt, daß er umgebracht worden  
wäre, wenn man dem Kampfe nicht ein Ende gemacht  
hätte. — Aus dieser Erzählung kann man sich einen Be-  
griff machen von dem Kampfe, welcher zwischen den Ele-  
phanten und den großen Raubthieren in der Freiheit Statt  
finden soll. Wäre der Tiger nicht Anfangs gebunden ge-  
wesen, so hätte er gewiß mehr gegen den Elephanten  
ausgerichtet.

Die Stimme des Tigers ist ein starkes Brüllen. Er  
giebt ebenfalls einen übeln Geruch von sich, wie das bei  
den Raubthieren gewöhnlich ist, indem der häufige Genuß  
des Fleisches viel faule Säfte erzeugt.

Lebensart. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind  
Höhlen in den Wäldern, doch schränkt er sich auf diese  
nicht ein, sondern wüthet auch außerhalb derselben umher.  
Besonders besucht er die Ufer der Flüsse und Seen, wo er  
seine

\*) S. Buffons vierf. Thiere, B. 6. S. 174.



seine Hige kühlt und den Thieren auflauert, welche daselbst zur Tränke kommen. Er scheint auch seine Räubereien nicht bloß auf die Nacht einzuschränken, wie der Löwe, weil, wie gesagt, ihn immerfort nach dem Blute der Thiere gelüstet, auch wenn er satt ist. Große Thiere pflegt er nicht im Freien zu verzehren, wenn er befürchtet gestört zu werden, sondern schleppt sie in den Wald. Man sagt, daß er gleichsam eine Verbindung mit den Schakallen unterhalte, sich von diesen die Thiere zutreiben lasse und sie mit den Ueberbleibseln seiner Speise belohne. Man hat etwas Aehnliches auch vom Löwen behauptet. Ich gestehe, daß ich von solchen Nachrichten nicht Viel halte, ob sie gleich in den neuesten Naturbeschreibungen wiederholt sind \*), sobald darunter mehr verstanden werden soll, als das zufällige Zusammentreffen der Tiger und Schakalls auf der Jagd. Sehr erklärlich ist, daß wenn der Schakall ein Thier — nicht für den Tiger, sondern für sich jagt, daß der Tiger es ihm weghascht, wenn es ihm zum Sprunge kommt, daß alsdann der Schakall als der schwächere zurücktreten muß und daß derselbe, wenn sich der Tiger entfernt hat, die zurückgelassenen Ueberreste der Beute aufsucht. Wer etwas Mehreres in dieser zufälligen Erscheinung findet, der fabelt.

**Nahrung.** Der Tiger würgt Alles ohne Unterschied, doch geht er vorzüglich auf die größern Thiere, weil sein Blutdurst in den kleinen wenig Befriedigung findet. Büffel, Pferde, Rindvieh, junge Elephanten und Nashörner, Menschen und Affen sind seine gewöhnliche Beute. Er trägt kein Bedenken, in einen Haufen Menschen zu bringen,

D 3

bringen,

\*) Z. B. in Suckow's Naturgesch. d. Thiere 1r B. S. 263.

bringen, um sich einen herauszuholen, ja er soll über einen Fluß schwimmen, um die Menschen am andern Ufer anzufallen. Die entlegenern Wege werden daher durch dieses Thier so unsicher und gefährlich, daß man nur mit Furcht und bewaffnet reisen kann. — Er frisst zwar Fleisch, doch liebt er noch mehr das Blut, er verzehrt vom Fleische nur so viel, als etwa der jedesmalige Hunger fordert, im Blute ist er aber unersättlich.

Fortpflanzung. In Ansehung dieser hat es fast die nemliche Bewandniß, wie beim Löwen. Das Weibchen bringt im Frühjahr drei bis vier Junge zur Welt, welche frühzeitig zu allen Raubkünsten abgerichtet und unbändig werden. Von dem Tiger erzählt man die grausame Sitte, daß er die Jungen zuweilen mit sammt der Mutter auffresse. Das Erstere ist nicht unglaublich, da es bei mehrern Thierarten der Fall ist und das letztere könnte vielleicht dann eintreten, wenn die Mutter ihre Jungen zu vertheidigen wagte.

Tiger jagd. Der Tiger hat wie der Löwe außer dem Menschen keinen Feind, denn wenn er auch mit dem Elephanten und Nashorn streitet, so ist doch er der angreifende Theil. Menschen können nur wenig gegen ihn ausgerichten, da es gefährlich ist, auf die Tigerjagd zu gehen. Man sucht ihn in Gruben zu fangen, welche mit starken Fallthüren versehen seyn müssen, weil er sonst entwischen würde, oder mit Pfeilen und Kugeln zu tödten. Mit Feuer läßt er sich einiger Maßen schrecken.

Schaden. Dieser ist besonders groß, wenn Tiger unter Viehheerden gerathen und viele Stücke auf einmal würgen, oder wenn er den Menschen zu nahe kommt. Wenn Indianer und Europäer beisammen sind, so soll er jene zuerst anfallen.

Nutzen.



Nutzen. Auch von diesem Thiere verschmähen die Indianer das Fleisch nicht. Sein Fell wird stark gebraucht, in Persien zu Pferddecken, in China zu Überzügen über Polster, in Pohlen zum Kleiderfutter, im übrigen Europa theils zu Pferddecken, theils zum Überziehen der Wagen und Sänften. Ich habe schon gesagt, daß auch die Felle von den folgenden Arten Tigerselle genannt werden und eben diese werden auch dem eigentlichen Tigerselle wegen ihrer bessern Zeichnung vorgezogen, daher man bei uns die Pferddecken häufiger vom Panther und Leopardselle sieht. Die eigentlichen Tigerselle (die gestreiften) erhalten wir durch die Nationen, welche den ostindischen Handel inne haben, welches alleweile fast ausschließlich die Engländer sind, vor dem jetzigen Kriege auch die Holländer.

c. Der Panther, *Felis Pardus*.

©. Tab. XIX. Fig. 2.

Gestalt. Nach dem Tiger ist der Panther (welcher auch der afrikanische Tiger genannt wird) das größte Raubthier, er mißt von der Schnauze bis zum Schwanz 5 bis 6 Fuß, und der Schwanz ist 2 Fuß und drüber lang. Der ganze Bau verräth einen hohen Grad von Stärke. Das Haar ist kurz und liegt glatt an, die Ohren sind kurz und zugespitzt und so wie die kleinen Augen weit auseinander: die Schnauze ist dick und das Ansehen verräth Dummheit und Grausamkeit. Am kenntlichsten ist er durch seine

Farbe. Unter allen den Katzenarten, welche im gemeinen Leben Tiger genannt werden, ist der Panther am schönsten gezeichnet. Die Grundfarbe ist falb, an der Brust und am Bauche weiß. Der Rücken, die Seiten

und

und Schenkel sind mit zerlichen schwarzen Flecken gezeichnet, welche zu viere und fünfen in einem Kreise stehen und einen Ringel bilden, in dessen Mitte ein einzelner schwarzer Flecken steht. Manche dieser Ringel sind zusammenhängend, andere nicht. Im Gesichte und an den Beinen stehen die Flecken nicht im Kreise, sondern einzeln zerstreut. Längst dem Rücken geht eine Reihe länglicher Flecken, welche gegen den Schwanz zu am längsten sind. Auf der Brust sind einige dunkelbraune Querstreifen und der Bauch und Schwanz sind mit großen schwarzen Flecken ohne Ordnung gezeichnet.

Waterland. Der Panther scheint bloß in Afrika zu leben und eben so wie der Tiger auf einen kleinern Himmelsstrich eingeschränkt zu seyn. Manche Reisende erwähnen zwar des Panthers in Asien; aber bestimmen zu wenig, als daß man wissen könnte, ob sie auch wirklich den Panther meinen. Wahrscheinlich wird ein anderes kleineres Raubthier aus dieser Familie mit diesem Namen belegt, da es nicht wahrscheinlich ist, daß neben dem Tiger ein eben so gefährliches Thier leben werde, wie denn auch die meisten und glaubwürdigsten Nachrichten darin übereinstimmen, daß der Tiger in Asien und der Panther in Afrika gefunden werde. Auch aus Amerika haben wir unbestimmte Nachrichten von einem Thiere, welches dem afrikanischen Panther ähnlich seyn mag. Bei der großen Menge dieser Katzenarten findet noch mancherlei Verwechslung und Verwirrung Statt. Wir halten uns jetzt an dem afrikanischen Panther, welcher schon oft lebendig nach Europa gebracht worden ist und über welchen kein Streit mehr Statt findet.

Eigen-



**Eigenheiten.** Der Panther ist fast eben so stark als der Tiger und fast eben so wild. Er bemächtigt sich großer Thiere, wie Pferde und Ochsen, durch einen Sprung wie dieser und ist im Stande, sie fortzuschleppen. Er läßt sich nie ganz zähmen, behält auch in der Gefangenschaft seine Grausamkeit, welche er durch seinen zornigen Blick und durch sein Brummen und Brüllen zu erkennen giebt. Es ist allerdings zu zweifeln, daß es dieser Panther sey, welcher sich zur Jagd abrichten lasse, welches mit kleinern ihm verwandten Arten allerdings der Fall ist. Doch ist der Panther etwas scheuer, als der Tiger, denn er pflegt die Menschen nur im Nothfalle anzugreifen. — Er besitzt eine große Fertigkeit auf die Bäume zu klettern, welche unter den Katzenarten bloß dem Löwen und Tiger mangelt. Die Vorsehung ersetzte den kleinern Arten dadurch den Abgang von Stärke: durch einen Sprung von oben herunter wird es ihnen leichter, ihren Raub zu erhaschen; auch sind sie durch das Klettern in den Stand gesetzt, das Heer der Thiere einzuschränken, welche auf den Bäumen leben, z. B. die Affen.

**Nahrung.** Er frist viel, aber er würgt noch mehr, als er frist, weil er nicht bloß aus Hunger, sondern aus angebohrner Mordlust tödtet, wie der Tiger. Er scheint keinen Unterschied unter den Thieren zu machen, wenn er auch die ganz kleinen verschont, weil sie ihm eben zu klein sind. Vorzüglich reiche Nahrung findet er an den vielen Affen- und Gazellenarten, welche sich in Afrika befinden und durch deren Verminderung er sich ein wahres Verdienst erwirbt. Er soll auch den Leopard anfallen, die wilden Katzen auf den Bäumen verfolgen und die zahmen aus den Häusern holen und auch todte Körper nicht verschmähen.

In Ansehung der Lebensart und Fortpflanzung kommt der Panther mit dem Tiger größtentheils überein.

Bei der Jagd, zu welcher sich die Afrikaner durch das schöne Pantherfell reizen lassen, ist die größte Vorsicht nöthig. Die Jäger pflegen sich in eine Hütte von Baumzweigen zu verbergen.

Indem der Panther nutzbares Wildbret, die zahmen Viehheerden und selbst den Menschen anfällt, so thut er zwar nicht wenigen Schaden; indessen macht er den Schaden am Viehe dadurch wieder gut, daß er Thiere vertilgt, welche dem Menschen die Nahrung gar sehr schmälern und für die Gefahr, welche er den Menschen bereitet, finden diese wieder Schadloshaltung in seinem Fleische und Felle. Das Erstere wird von den Afrikanern gern gegessen und das Letztere giebt einen einträglichen Handelsartikel, denn die Europäer bezahlen es ziemlich hoch, um Pferdedecken daraus zu bereiten. Das Paar Felle von diesem und dem folgenden Thiere kostet oft über 8 Louisd'or.

#### d. Der Leopard, *Felis Leopardus*.

S. Tab. XX. Fig. 2.

Gestalt. Der Leopard ist im Körperbaue dem Panther sehr ähnlich, 4 Fuß lang, mit einem  $2\frac{1}{2}$  Fuß langen Schwanze, etwas kleiner als der Panther. Seine Augen sind lebhaft und sein Blick grausam, die Ohren kurz, rund und aufgerichtet, der Hals dick und kurz, die Schenkel stark und die Füße breit. Die Haare sind ebenfalls kurz und schön gezeichnet.

Farbe. Er unterscheidet sich durch eine goldgelbere Grundfarbe und durch kleinere, dichter bei einander stehende



stehende Ringe und Flecken. Innerhalb der Ringe ist die Farbe dunkelbraun, also dunkler als die Grundfarbe. Kehle, Brust und Bauch sind weiß mit einzelnen Flecken. Wegen der lebhaftern Farbe erhält der Leopard ein noch schöneres Ansehen, als der Panther.

Waterland. Er lebt gleichfalls in Afrika und scheint sich durch diesen ganzen Erdtheil verbreitet zu haben. In Guinea und am Vorgebirge der guten Hoffnung ist er gar nicht selten und man vermuthet, daß er sich stärker vermehre, als die vorigen Arten.

Eigenheiten. Dem Panther weicht er an Stärke, aber nicht an Grausamkeit: er fällt wüthend über alle Thiere her, soll den Menschen noch weniger scheuen, als jener, und läßt sich eben so wenig zähmen, wenn er gleich jung gefangen nach und nach so viel vertragen lernt, daß man ihn streichelt. Die Neger fürchten sich mehr vor ihm, als vor dem Panther. So viel er auch frist, so bleibt er doch immer mager. Er klettert auf die Bäume.

Das Ubrige, worin er mit den vorigen Arten übereinstimmt, will ich nicht wiederholen.

Die Neger fangen ihn in Gruben, welche mit wenigen geflochtenen Hürden überlegt und mit einer Lockspeise versehen sind. Außer den Menschen hat er noch einen Feind am Panther, wie in dessen Beschreibung gesagt worden ist.

Er stiftet großen Schaden, indem er bisweilen in großen Haufen aus dem Innern von Afrika nach den Weiden in Guinea ziehen und die dasigen zahlreichen Heerden überfallen soll. — Er nützt wie alle Raubthiere  
durch

durch Vertilgung schädlicher Thiere, durch sein Fleisch, welches die Neger und Hottentotten essen und durch sein Fell, welches zum Gebrauch als Pferdebedeckung noch beliebter ist, als das Pantherfell, und noch theurer bezahlt wird.

e. Die Unze, *Felis Uncia*.

S. Tab. XXII. Fig. 1.

**Gestalt.** Die Unze, welche auch oft das kleine Pantherthier genannt wird, ist kleiner als die vorigen Arten, kaum  $3\frac{1}{2}$  Fuß lang. Ihr Schwanz ist wenig kürzer als der ganze Körper und dick behaart, besonders an der Spitze. Der Leib ist überhaupt mit langen Haaren bedeckt. Der Kopf ist groß, die Ohren sind kurz, dergleichen die Füße. Der Körperbau verräth viel Stärke.

**Farbe.** Die Hauptfarbe ist weiß, auf dem Rücken fällt sie etwas ins Aschgraue und an einzelnen Stellen ist ein blaßgelber Anstrich. Hinter jedem Ohr ist ein großer schwarzer Flecken, der Hals ist mit einzelnen Flecken gescheckt. An den Seiten des Rückens sind die Flecken wellenförmig, zum Theil dicht an einander: unter diesen folgen große unregelmäßige Flecken. Auf dem Schwanz stehen ebenfalls große Flecken, an den Beinen aber kleinere und mehr zerstreut.

**Waterland.** Die Unze ist sehr gewöhnlich in der nördlichen Gegend von Afrika und in mehrern Ländern Asiens, als Arabien, Persien, Indien und vielleicht auch China. Sie scheint nicht für die heißesten Gegenden bestimmt zu seyn, wie der Tiger und Panther und dieses ändert auch etwas in ihrer Natur ab.

**Eigenheiten.** Sie ist zwar immer noch ein gefräßiges, raubgieriges Thier, doch bei weitem nicht so grim-



grimmig, wie die vorigen Arten. Sie fällt den Menschen nicht an und läßt sich so gut zähmen, daß man sie bequem zur Jagd brauchen kann, wobei ihr zwar der feine Geruch des Hundes fehlt, den sie aber durch andere gute Fertigkeiten fast ersetzt, nemlich dadurch, daß sie auf die Bäume mit Behendigkeit klettert, um auf die Thiere herabzuspringen, oder auf dem Bauche an die Hecken und Gesträucher kriecht, um die Beute mit einem Sprunge erhaschen zu können.

**Nahrung.** Sie erschleicht die leichtfüßigen Gajellen, klettert nach den Affen, fällt das Wilbbret, auch wilde Schweine an und überwindet auch den Wolf, Schaf, Fuchs, Hund und die wilden Katzen.

So wie sie der Feind der schwächern Raubthiere ist, so ist sie auch wieder den Nachstellungen der stärkern ausgesetzt und wird von Tigern und Pantheren zerrissen.

**Nutzen.** In Ländern wo es der Hunde wenig giebt und wo sie nicht so gelehrig und herzhast zu seyn pflegen, als bei uns, wird die Unze dadurch nützlich, daß man sie zur Jagd gebrauchen kann. Sie verfolgt nicht die Jährte der Thiere, sondern springt nur auf die Thiere los, welche ihr zu Gesicht kommen. In Persien pflegt der Jäger eine Unze hinter sich aufs Pferd zu nehmen mit verbundenen Augen: sobald er ein Thier gewahr wird, nimmt er ihr die Binde ab, dreht ihr den Kopf nach dem Thiere zu, worauf sie einen Schrei thut und in einigen Sägen auf das Thier losspringt. — Das Fell der Unze, welches besonders aus China über Rußland zu uns kommt, ist geringer, als das der beiden vorhergehenden Thiere und wird etwa mit sechs Thalern bezahlt.

Außer

Außer diesen und einigen kleinern Raubthieren aus der Katzenfamilie, welche in den früher bekannten Erdtheilen, Asien und Afrika angetroffen werden, hat man auch mehrere Arten derselben in Amerika gefunden, welche mehr oder weniger Aehnlichkeit mit jenen haben, aber noch nicht so oft und so sorgfältig beobachtet und so bestimmt beschrieben sind, als jene. Wahrscheinlich giebt es daselbst eine große Art, welche mit dem afrikanischen Panther Aehnlichkeit hat und deswegen der amerikanische Panther genannt werden könnte: wenigstens lassen das mehrere Nachrichten vermuthen. Ferner giebt es ein Thier daselbst, welches dunkelbraun aussieht und der schwarze Tiger, *Felis discolor*, genannt worden ist. Bekannter ist der Jaguar, *Felis Onca*, dessen Grundfarbe ein schmutziges ins röthliche fallende Weiß ist, welches mehr oder weniger ins Graue spielt und mit graufalben Flecken und schwarzen Rändern und Punkten gezeichnet ist. Das Thier ist mit der Unze zu vergleichen, sein Fell sieht man bei uns auch unter den Rauchwaaren. — Der Kuguar, *Felis concolor*, hat eine rothfalbe Grundfarbe, hier und da schwarz gesprenkelt. — Der Dylot, *Felis pardalis*, hat eine bräunlichgelbe Farbe mit bräunlichen, schwarz eingefaßten Streifen. — Bis jetzt werden aus Mangel an genauen Beobachtungen wohl mehrere verschiedene Katzenarten für eine gehalten, daher in der Folge die Katzenfamilie noch als weit reichhaltiger erscheinen kann \*). Ich gehe nun zu zwei Arten über, welche uns Europäern näher sind, indem sie auch unsern Erdtheil bewohnen, nemlich der Luchs und die eigentliche Katze.

f. Der

\*) Die bisherigen Untersuchungen über die amerikanischen Katzenarten lernt man ziemlich genau aus Forsters Zuzagen zu Buffons Thieren 6r Th. kennen.



f. Der Luchs, Felis Lynx. \*)

**Gestalt:** Der Luchs ist ohngefähr so groß, als ein Fuchs,  $2\frac{1}{2}$  bis  $3\frac{1}{2}$  Fuß lang, stärker und hochbeiniger, als die gemeine Raqe. Das verschiedene Klima bringt einige Verschiedenheiten in der Größe und Gestalt des Luchses hervor. Der Kopf ist dem Rakenkopfe ähnlich, die Ohren sind lang, zugespitzt und gemeiniglich an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen. Die Augen sind groß, hell und funkeln des Nachts. Die Schnauze ist spitziger als an der Raqe. Der Leib ist verhältnißmäßig dicker, als an andern Rakenarten, der Schwanz kurz und stumpf. Die Haare des Körpers sind lang, dicht und weich.

**Farbe.** Der Oberleib sieht rothbraun oder gelbbroth aus mit schwarz oder weiß überlaufen, indem die Spitzen der längern Haare weiß oder schwarz aussehen. Auf dieser Grundfarbe stehen dunklere braune Flecken, welche sich am Rande verlaufen und bei manchen Luchsen kaum bemerkbar sind. Der Unterleib ist weißlich und schwarzgefleckt. Die Ohrspitzen und die Schwanzspitze sind schwarz. Über die Backen laufen schwarze Streifen. Das Haar des Weibchens sieht bleicher und hat noch weniger deutliche Flecken. In Afrika soll der Luchs gar keine Flecken haben. In Amerika hat er eine hellbräunlichrothe Farbe und wird deswegen der Rothluchs genannt.

**Waterland.** Der Luchs hat sich viel weiter ausgebreitet, als die vorher beschriebenen Rakenarten, man findet ihn in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Am häufigsten wohnt er in den kalten Ländern, ist also ein Gefährte

\*) Aus Versehen ist die Abbildung dieses Thieres weggeblieben, ich denke sie zum folgenden Bande zu liefern.

fährte des Wolfes und des Fuchses. In Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland ist er schon so sehr ausgerottet worden, daß man ihn nur selten sieht, indem er sich in die großen Wäldungen zurückgezogen hat und nur bisweilen im Winter einzeln sich des Raubes wegen einfindet. Desto häufiger aber ist er in Pohlen, Schweden, Norwegen, Rußland, Sibirien, in der Tartarei und in Nordamerika.

**Eigenheiten.** Er ist zwar nicht so gefräßig und stark, als die ersiern Katzenarten, aber doch noch viel stärker, als unsre wilde Katze. Wie man glaubt, so hat er einen feinern Geruch, als in der Katzenfamilie gewöhnlich ist. Die Fabel, daß er mit seinen funkelnden Augen undurchsichtige Dinge durchschauen könne, braucht wohl nicht mehr widerlegt zu werden. Seine Stimme ist ein scharfes Bellen. Er fürchtet sich vor den Menschen und nur der Hunger treibt ihn zu bewohnten Orten, um einen Raub aufzusuchen. Er fängt die Thiere in 12 bis 14 Fuß weiten Sprüngen wie alle Katzenarten und verfolgt sie nicht, sondern erlauert sie bloß, weil ihm die Schnelligkeit der Hunde abgeht. Er klettert auch auf die Bäume.

**Lebensart.** Er hält sich am liebsten in öden, gebirgigten und waldigten Gegenden auf, lagert sich in Klüften und Höhlen, die er vorfindet, denn ich zweifle, daß er sich selbst dergleichen gräbt, geht gewöhnlich des Nachts auf den Raub aus und zieht im Winter umher, wenn es ihm an seinem gewöhnlichen Aufenthalte am Raube gebricht.

**Nahrung.** Er frist die kleinern Raubthiere, Wiesel und Marder und wilde Katzen, aber noch lieber Hasen, Eichhörnchen, Rehe, Hirsche, Schafe, Ziegen, Kälber,



Kälber, wildes Geflügel und fällt auch wohl die wilden Schweine an. Er springt den Thieren auf den Rücken, packt mit seinen Klauen und beißt ihnen in den Hals, daß sie bald stürzen müssen. Ist ihm der Ort unsicher, so trägt er seinen Raub weiter. Zuerst saugt er das Blut aus den Halsadern, frist sich dann satt an den wohlschmeckendsten Theilen und verscharrt den Rest. Da er aber nicht gern Was frist, so läßt er den Vorrath oft liegen und genießt frisches Fleisch; er kehrt aber zu jenem zurück, wenn er dieses nicht haben kann. In Thüringen soll ein Luchs in einer Nacht 30 Stück Schafe getödtet haben.

Fortpflanzung. Im Januar und Februar ist die Paarungszeit der Luchse. Neun Wochen nach der Paarung, im Frühjahr bringen die Weibchen zwei bis vier Junge in einer Höhle oder unter dem dicksten Gebüsch. Die Jungen sind neun Tage blind und sehen Anfangs weiß aus. Sie werden von der Mutter versorgt und lernen bald an dem herbeigebrachten Geflügel die Kunst zu rauben. Sie lassen sich zähmen und auch zur Jagd abrichten. Ihr Alter reicht ohngefähr an 15 Jahre.

Jagd. Man pflegt den Luchs bei uns wie den Wolf zu jagen, indem man seinen Aufenthalt ausspürt, ihn umringt und durch Lächer und Neße einstellt. Durch Geschrei und den Lärm der Trommeln läßt er sich entweder in die aufgestellten Neße jagen, oder er flüchtet auf einen Baum, wo er geschossen werden kann. Gegen die Hunde, welche auf ihn geheßt werden, wehrt er sich mit seinen Zähnen und Klauen so heftig, daß sie oft gefährliche Wunden davon tragen. Selbst den Jäger soll er anfallen, wenn er verwundet wird. Man stellt ihm auch Tellereisen, zu welchen man ihn aber nicht durch eine Witterung locken kann.

Dritt. Theil.

P

kann,

kann, wie den Wolf, weil er nicht den feinen Geruch hat. — Die Norweger suchen ihn in seinen Höhlen auf und treiben ihn durch Feuer und Rauch heraus.

In wiefern er das Wildbret verwüftet und den zahmen Viehheerden gefährlich wird, in sofern gehört er zu den schädlichen Thieren. Nützlich wird er aber, indem er auch viele kleinere schädliche Thiere vertilgt, einigen ärmern Völkerschaften zur Nahrung dient, und besonders ein sehr nußbares Fell hat, welches sowohl wegen der angenehmen Farbe, als der weichen Haare zu einem schönen Pelzwerk dient und zu Pelzen, Müssen und Verbrämungen angewendet wird. Die nördlichen europäischen Länder und Nordamerika liefern diese Felle; die schönsten kommen aus Rußland in verschiedenen Sorten. Von den größern kostet das Stück auf der Stelle 12 Rubel, von den geringern 6 Rubel. Ein ganzer Pelz von ausgesuchten Fellen kostet an 200 Rubel, einer von lauter Rückenstücken 60 Rubel und einer von lauter Vorderpfoten 80 Rubel. Außer den Europäern kaufen die Chineser viel von diesen Fellen.

g. Die gemeine Katze, *Felis Catus*.

Dieses inländische Thier ist wie bekannt seit langen Zeiten als zahm gehalten worden. In diesem Zustande hat es einige Veränderung erlitten. Da nun aber auch noch Katzen in ihrem wilden, unveränderten Zustande geblieben sind, so haben wir zwei Rassen:

aa. Die wilde gemeine Katze, *Felis Catus ferus*.

G. Tab. XXII. Fig. 1.

bb. Die zahme gemeine Katze, Hauskatze, *F. Catus domesticus*.

Die Veränderung ist jedoch nicht so bedeutend, daß ich für nöthig fände, beide Rassen besonders zu beschreiben.

Ich



Ich werde also von der Raze überhaupt handeln und bei jedem Punkte das, worin die zahme und die wilde Raze etwa von einander abweichen, angeben.

**Gestalt.** Die wilde Raze ist ohngefähr drei Fuß lang und  $1\frac{1}{2}$  Fuß hoch. Die zahme ist kleiner, und von verschiedener Größe nach den Umständen, unter welchen sie geböhren und erzogen ward. Der Kopf ist bei beiden rund, die Ohren sind fleisch, zugespitzt und inwendig kahl, die Augen stehen hervor, die Schnauze ist kurz und stumpf, das Maul klein und mit 5 Reihen Barthhaare besetzt. Der Hals ist stark und rund, bei der wilden Raze etwas länger, der Körper gestreckt, die Füße kurz und stark, der Schwanz lang, doch kürzer als der Leib, bei der wilden gleich dick, bei der zahmen an der Spitze dünner, die Haare eben nicht kurz, bei der wilden länger und feiner.

**Farbe.** Die wilden Razen haben eine graue oder bräunliche Grundfarbe mit schwarzen Streifen, welche vom Rücken nach dem Bauche zu herablaufen, wie bei dem Tiger: der Schwanz und die Füße sind schwarz geringelt, die Pfoten inwendig schwarz. Die zahmen Razen haben eine fast so verschiedene Farbe, wie die Hunde. Sehr viele sehen grau aus, manche haben gleich den wilden schwarze Streifen: außerdem giebt es ganz schwarze, weiße, gelbliche, braune, blaue und bunte. Diejenigen, welche mit mehreren Farben schön gezeichnet sind, nennt man spanische Razen; die, deren Farbe aus dem aschgrauen ins bläuliche spielt, Kartheuserkazen; und die, welche auf dem Rücken gerade, auf den Schenkeln aber gekrümmte dunklere Streifen haben, — Cyperkazen. Eine besondere Spielart sind die angorischen Razen, welche lange, seidenartige Haare und eine weiße, oder gelbliche, oder graue Farbe haben.



**Waterland.** Die wilden Katzen sind in Europa und in dem angrenzenden Asien zu Hause. Die wilden Katzen in Amerika sind vielleicht von andrer Art, als die europäischen. Zahme Katzen sind fast über den ganzen Erdboden verbreitet, weil sie von den Europäern überall mitgenommen wurden und fast jedes Klima vertragen lernten, ausgenommen in den kältesten Ländern, in welchen sie weit entbehrlicher sind, weil es in diesen nicht leicht solche lästige Thiere giebt, wie Ratten und Mäuse, die von der Katze eingeschränkt werden müßten.

**Eigenheiten.** Die Katzen gehören zwar zu den kleinern Raubthieren, welche den Menschen fürchten, besitzen aber doch im Verhältnisse zu ihrem Körper eine nicht geringe Stärke. Die zahmen haben an ihrer Stärke verloren und doch muß man immer noch behutsam mit ihnen umgehen, um nicht gefährlich von ihnen verletzt zu werden. Noch größer ist die Behendigkeit ihres schlanken Körpers, sie springen in großen Sätzen, nach welchen man die Sprünge der vorhergehenden größern Katzenarten beurtheilen kann, klettern mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, vermittelt der krummen, spitzigen Krallen, welche aus- und eingezogen werden können und treten in ihrem Gange so leise auf, daß man sie selten hört, weil sie auf den bloßen Ballen gehen, die noch dazu auf allen Seiten mit Haaren bewachsen sind. Bei ihren Sprüngen tragen sie den Schwanz in die Höhe gerichtet, vielleicht lenken sie vermittlest desselben ihren Körper, so daß sie bei einem Falle allemal auf die Füße zu stehen kommen und selten Schaden nehmen. — Sie haben nicht den feinen Geruch der Hunde, aber ein leises Gehör und ein sehr gutes Gesicht, das letztere besonders in der Dämmerung, denn bei den hellen Sonnenstrahlen wird ihr Augenstern zu sehr zusammenge-



mengezogen. Merkwürdig ist, daß die Katzenhaare sehr elektrisch sind, und ein elektrischer Funken aus ihnen fährt, wenn man sie im dunkeln rückwärts streicht. Die Stimme der Katzen ist gewöhnlich das bekannte Mäuen oder Miauen: einen besondern knurrenden Ton geben sie von sich, wenn sie sich anschmeicheln und wenn sie geliebkoset werden, man nennt ihn das Schnurren: noch einen andern Ton, wenn sie böse sind, wenn sie sich gegen einen Hund wehren wollen, sie pfaufen, pfuchzen ihn an. So mannichfaltig nun auch die Töne sind, welche die Katzen hervorbringen, besonders wenn sie in der Paarungszeit des Nachts auf den Boden und Dächern einander auffuchen, so sind sie doch Alle gleich widrig und müssen unter uns jeder schlechten Musik zur Vergleichung dienen. Was man sich von einer Katzenorgel erzählt, war ein unnützer und verunglückter Einfall, da man eine Anzahl Katzen von verschiedener Stimmausuchte, sie in einen Kasten sperrte, mit den Schwänzen in Reihe und Glied einklemmte und jede Katze, welche anstimmen sollte, mit Stiften in den Schwanz steckte; die Katzen schrienen aber wie und wenn sie wollten und die erwartete Harmonie fiel gänzlich weg \*).

Die Katzen haben fast Nichts von den angenehmen Eigenschaften, durch welche sich die Hunde bei den Menschen beliebt machen, es fehlt ihnen an Gelehrigkeit, Sanftmuth, Treue und Anhänglichkeit. Sie fallen zwar nicht leicht einen Menschen an, aber sie gewöhnen sich auch nicht leicht an einen Menschen mehr, als an den andern. Sie begleiten und bewachen ihren Herrn nicht, sie trauern nicht

P 3

über

\*) Sehr umständlich erzählt davon Krünitzens Encyclopädie, im 36 Th. S. 205—9. — Ich mußte in einer rechth. Naturgesch. doch auch davon Erwähnung thun.

über seine Abwesenheit, wie die Hunde, sie sind keines Freund und keines Feind, wie manche empfindungslose Menschen, sie lernen zwar das Haus unterscheiden, in welchem sie gehalten werden, kehren auch in dasselbe zurück, wenn es ihnen darin behagt, so oft sie sich selbst verlaufen haben, oder weggebracht worden sind; aber sie lassen sich auch leicht anderwärts gefallen, wo sie eben so gute Pflege finden und kehren selbst manchmal in die Wälder zurück, aus welchen sie abstammen und leben als wilde Thiere, ohne sich sehr verändern zu dürfen. In ihrem Blicke ist Tücke, Falschheit und boshafte List ausgedrückt, wie bei allen Katzenarten: sie leiden es zwar, daß man sie streichelt und liebkoset, sie schmiegen sich auch an die Menschen zuweilen schmeichelnd und leckend an: aber sobald sie dessen überdrüssig, oder von einer andern Begierde gereizt werden, so kratzen und beißen sie in die nemliche Hand, welche sie kurz zuvor leckten. Man könnte zwar meinen, daß die Katzen nur deswegen nicht so sehr an den Menschen gewöhnt würden, weil man auf ihre Erziehung nicht so vielen Fleiß wendet, als auf die Erziehung der Hunde; allein auch der Hund, auf welchen nicht die mindeste Mühe gewandt wird, zeigt demohnachtet seine vorzüglichen Fähigkeiten in einem gewissen Grade, da man hingegen an einer unerzogenen Katze keine Spur von thierischer Kultur entdeckt. Ich habe gesehen, wie eine Frau, welche den Umgang mit einer Katze fast höher schätzte, als die Gesellschaft der Menschen, ihre Katze sorgfältiger wartete und freigebiger fütterte, als sonst ihre eignen Kinder und sich mit ihr einen großen Theil des Tages beschäftigte und doch blieb die Katze wie alle Katzen und bloß der lange Zwang, da sie immer in den Zimmern gehalten ward, hatte sie nach und nach dazu gewöhnt, ihre Wärterin aus einem Zimmer in das andere



andere zu begleiten und auch das oft nicht ohne Umstände. — Daß sich Katzen mit Hunden nicht vertragen, beruht nicht auf einem besondern Widerwillen, sondern auf dem allgemeinen Grunde, daß sich nicht Raubthiere von verschiedener Familie unter einander vertragen. Da in der Regel der Hund der stärkere Theil ist, so hängt die Verträglichkeit mehr von diesem ab und dieser ist vermöge seiner Gelehrigkeit leicht dahin zu bringen, daß er sich mit der Katze des Hauses vertragen lernt.

Das, was die Katzen vielleicht am meisten antreibt, sich zu den Menschen zu halten, ist die Liebe zur Wärme, die sie mit den Hunden gemein haben; es gefällt ihnen daher auf dem Schooße der Menschen, in den Stuben und in den Betten. Eine natürliche Geschicklichkeit verrathen sie besonders dann, wenn sie auf Raub ausgehen, wenn sie den Mäusen aufauern und sich dieser kleinen schnellen Thiere bemächtigen, auch wohl, wenn sie nicht hungrig sind, mit denselben spielen, sie laufen lassen und mit den Fäßen wieder fangen. — Ihre räuberische Natur beweisen sie auch durch ihr Mausen und Naschen, wovon sie sich schwer abbringen lassen und welches ihnen leicht wird, da sie überall hinklettern und vermittlest des Kletterns leicht entfliehen können, sobald sie ertappt werden. Wenn man ihr Mausens dadurch bestraft, daß man sie in Wasser taucht, so soll diese Strafe langen Eindruck machen, weil sie die Nässe nicht vertragen können und nur im äußersten Nothfalle ins Wasser gehen. Aller Schmutz ist ihnen zuwider, daher sie sich häufig belecken und putzen und ihren eignen Unrath verscharren. Sie sollen durch den Geruch mancher Kräuter, als der Katzenminze, des Baldrians und Marum verum oder Katzen-Feucrium angelockt werden, den Geruch der Kaute aber vermeiden. Ihr eigner Urin hat ei-

nen sehr unangenehmen und starken Geruch. Sie scheinen viel Borempfindung von allen elektrischen Lusterscheinungen zu haben, und beim Gewitter und dem Erdbeben unruhig zu werden. Ihr zähes Leben ist zum Sprichworte geworden, sie können sehr lange hungern, vertragen eine derbe Tracht Schläge, halten sich unter der Luftpumpe lange und werden selbst von den meisten Giften nicht angegriffen, deren sie sich durch Erbrechen entledigen.

Wenn man nun Alles zusammennimmt, was von den Eigenschaften der Kaze gesagt werden kann, so finde ich durchaus keine Ursache, dieselbe zu den angenehmen Hausthieren zu rechnen. Ob nun gleich die Kazen in unsern Häusern fast unentbehrlich sind, so sind sie doch gar nicht auf ihrem rechten Plage, wenn sie auf dem Schooße der Menschen und in den Betten liegen und es ist fast unbegreiflich, wie manche Menschen dieses falsche, ungetrene und auch eben nicht gelehrtge Thier zu ihrer liebsten Gesellschaft machen können, welches noch überdies einen übeln Geruch im Hause verbreitet. Aber der Mensch gewöhnt sich so leicht an Thiere, die er um sich hat und lernt ihre Ungezogenheiten ertragen: dazu kommt noch, daß die zahmen Kazen bisweilen eine angenehme oder eine seltsame Farbe haben, wodurch sie Freunde unter den Menschen finden, ferner daß sie in ihrer Jugend sehr posierlich sind und sich dadurch einschmeicheln. Manche Leute mögen keine Hausthiere halten, müssen aber um der Mäuse willen eine Kaze haben und gewinnen diese in Ermangelung anderer thierischer Gesellschaft nach und nach lieb. Gewöhnlicher werden die Kazen vom weiblichen Geschlechte begünstigt, doch giebt es auch Beispiele von Männern, welche eine große Menge Kazen um sich haben. — Auf der andern Seite giebt es nicht selten Personen, welche einen erklärten Widerwillen



derwillen gegen die Raken zeigen, welche zittern, so oft ihnen eine zu nahe kommt, oder gar in Ohnmacht fallen. Man erklärt sich diesen Abscheu aus den Ausdünstungen der Raken, welche schwachnervigen Personen beschwerlich fallen sollen. Darin kann zwar bei manchen Menschen die Ursache liegen; aber nicht bei Allen und wenigstens bei mir nicht, der ich selbst unglücklicher Weise von meiner Jugend an einen unüberwindlichen Abscheu vor den Raken habe. Ich kann Raken ohne Furcht sehen, kann in ihrer Nähe ohne unangenehme Empfindung seyn, so lange sie stille liegen oder gehalten werden; aber so wie eine Rake auf mich zu kommt oder an mich heranspringt, so bin ich außer mir und es ist mir mehrmals begegnet, daß wenn dieß unvermuthet geschah, ich im größten Schrecken aufschrie und wie verzweifelt aufsprang. Es ist mir nicht möglich eine alte Rake anzurühren, und nur mit großer Ueberwindung eine ganz junge und in einer Stube einzuschlafen, wo eine Rake wäre, würde ich nicht im Stande seyn. Eine solche unwillkürliche Abneigung schreibe ich auf einen lebhaften Eindruck aus meiner Kindheit her. Mir ist, als hätte ich in meinen ersten Jahren auch mit Raken gespielt; erinnere mich aber auch, daß mir als einem Knaben eines Tages viel Warnendes von den Raken erzählt ward, wie sie biswellen toll würden, wie sie Kinder todt bissen und dergl., erinnere mich, wie nachher unsre Hausfacke eines Tages an der Stubenthür zum öftern in die Höhe sprang und ich mir einbildete, sie wäre toll und ich es nicht wagte, mich ihr zu nähern, oder sie herauszujagen: wahrscheinlich ist von dieser Zeit an meine Furcht vor den Raken zu rechnen und auf eine ähnliche Art kann sie bei mehreren Menschen entstanden seyn.



**Lebensart.** Die wilden Raken halten sich gewöhnlich in dicken Wäldern auf den Bäumen und in hohlen Bäumen, oder in Felsenrissen auf. Im Winter verbergen sie sich in Hölen unter und über der Erde, aber ohne zu erstarren. — Die zahmen Raken leben in den Wohnungen der Menschen, haben aber gewöhnlich nicht den angewiesenen Platz wie die Hunde, sondern laufen und klettern frei herum und vertauschen nicht selten ihren Aufenthalt. Diese Freiheit entbehren sie so ungern, daß sie ihrem natürlichen Triebe, Mäuse zu fangen, entsagen, sobald man sie einsperrt, obgleich dieß mitunter auch seine Ausnahmen leidet. Sie liegen gern am und unter dem Ofen, wie die Hunde, und legen sich sogar in den Ofen und auf den Feuerheerd. Ihnen weiche Betten zu halten, ist unnütze Verschwendung und sie mit ins Bett zu nehmen, ist in mehrerer Rücksicht schädlich. Neigung zum geselligen Leben findet sich in ihnen gar nicht, ihnen ist sowohl die Gesellschaft ihres Gleichen, als die der Menschen sehr gleichgültig.

**Nahrung.** Die wilden Raken nähren sich lediglich von lebendigen Thieren. Theils erhaschen sie das kleinere Wildbret, indem sie von den Bäumen herabspringen, theils erlauern sie die Vögel auf den Bäumen, oder beschleichen die Nester und fressen die Vögel selbst und ihre Eier, theils fangen sie Feldmäuse, Maulwürfe, Hamster, Eichhörnchen, Frösche, Eidechsen und Raupen, theils gehen sie auch an das Wasser und suchen die Nester der Wasservögel, Fische, die sie gern fressen, ob sie gleich nicht gern ins Wasser gehen. — Die zahmen Raken nähren sich größtentheils nach Art der wilden, sie fangen kleine Thiere und klettern gern auf die Bäume nach den Vögeln. Weil aber zahme Raken nicht immer ihre Nahrung sich selbst verschaffen können, so werden sie von den Menschen mit Fleischabgängen,



gängen, mit Brod und andern Mehlspeisen gefüttert. In dieser Fütterung muß man nicht zu freigebig seyn, weil sie sonst die Lust verlieren, auf die Mausejagd zu gehen, welches die gepflegten Hauskazen leicht verlernen. Das meiste kommt theils auf die Stärke der Kaze, theils auf ihre Gewöhnung in den ersten Jahren an. Eine gute Mausekaze hört nicht leicht auf, Mäuse und Ratten zu fangen, wenn sie auch reichlich gefüttert wird: sie tödtet dieselben wenigstens, wenn sie auch keine auffrißt. Ratten fressen nur wenige und bekommen ihnen auch nicht, daher man mit einem Stückchen Speck oder Butter zu Hülfe kommen muß, wenn die Kaze eine Ratte gefressen hat. Salzige Speisen mögen die Kazen nicht und um heiße gehen sie so lange herum, bis dieselben kalt geworden sind. Mit ihrem kleinern Maule können sie nicht so gut anpacken, wie die Hunde, auch laufen sie langsam und schwer und bedürfen also eine zartere Speise als die Hunde. — Sie schütteln den Kopf, so oft sie mit der Schnauze in etwas Nasses stoßen und saufen nicht so viel wie die Hunde, aber oft. Das Kazengeschlecht überhaupt kann nur wenig Getränk zu sich nehmen, denn manche Arten leben in wüsten, sandigen Gegenden, wo es an Wasser fehlt.

**Fortpflanzung.** Die wilden Kazen paaren sich zu Ende Januars oder im Februar, wobei der Kater die Kaze mit den Zähnen in den Nacken packt. Die letztere geht 9 Wochen trächtig und bringt 4—6 blinde Junge in Baum- oder Felsenhölen oder in Löchern unter der Erde, welche so lange mit kleinen Thieren von der Mutter versorgt werden, bis sie selbst auf den Bäumen herumklettern und sich ernähren können. — Die zahmen Kazen paaren sich gewöhnlich des Jahres zweimal, bisweilen auch dreimal, und sind jedesmal ohngefähr 9 Tage lausisch. Um diese Zeit sind die Kazen selten zu Hause: beide Geschlechter suchen einander auf und die Kazen sind am geschäftigsten, ihren Naturtrieb zu befriedigen. Sie versammeln sich um einen Kater, geben ihr Verlangen durch ihr widriges klägli-



klägliches Geschrei zu erkennen und fallen wohl gar über ihn her, wenn er sich nicht nach ihrem Willen fügen will. Unter den Katzen entsteht ebenfalls ein Streit, wenn mehrere zusammentreffen, und so darf man sich über den Lärm nicht wundern, den die Katzen zur Brunstzeit in der Nacht zu machen pflegen. Sie begatten sich allemal im Dunkeln und im Verborgenen.

Die zahme Kaze trägt etwas über 8 Wochen, gewöhnlich 55 Tage und bringt 4—6 Junge, welche 9 Tage blind bleiben, an einem abgelegnem, versteckten Orte, damit sie vor allen Nachstellungen und besonders des Ratters gesichert sind, welcher die Jungen gern aufreißt. Ob gleich dieß die Mutter bisweilen selbst thut, so hat sie doch in der Regel eine große Liebe zu den Jungen, vertheidigt sie mit Muth gegen Menschen und Thiere, trägt sie im Mause fort, wenn ihr Aufenthalt unsicher wird, säugt sie sorgfältig und schleppt ihnen in spätern Tagen Mäuse und Vögel zu und legt sich vor ihnen hin, um zuzusehen, wie sie mit der Beute spielen, und dieselbe wieder zu erhaschen, wenn sie den Jungen entwischen sollte. Durch den Zufall soll die säugende Kaze bisweilen getäuscht werden, Ratten an sich saugen zu lassen und sie ihren Jungen gleich zu achten, oder sich bequemen, fremde Jungen zu ernähren, wenn ihr die eignen genommen worden sind. Es fallen auch bisweilen Misgeburten unter den Katzen vor, welche aber von der Mutter aufgefressen zu werden pflegen. Viele von den sonderbaren Geburten, welche man erzählt, gehören unter die Fabeln. Wahr aber ist, daß in Leipzig eine Kaze im Jahre 1713 und 1714 Junge zur Welt brachte, ohne sie von der Nabelschnur loszubeißen, weil sie keine Zitzen hatte und die Jungen nicht ernähren konnte, doch aber einmal ihre Jungen einer andern säugenden Kaze zuschleppte.

Die jungen Katzen sind sehr muntre und posierliche Thiere, spielen gern und belustigen durch ihre Stellungen und Sprünge. Unterhaltend ist zu sehen, wie sie sich auf den Bauch hinstretchen, aufmerksam herumschielern und auf das,  
was



was ihnen vorkommt, losspringen: man bemerkt da, wie sich ihr Naturtrieb vom Entstehen an immer mehr entwickelt. Um ihnen darin behülflich zu seyn, darf man ihnen nur Mäuse und Insekten vorbringen und sie auf die Vogelbauer setzen, damit sie sich in dem Gebrauche ihrer Zagen üben. — Sie wachsen 15 bis 18 Monate lang, sind aber schon vor Ausgang des ersten Jahres zur Fortpflanzung fähig und werden 10 Jahre und drüber alt. Man wendet auch zuweilen das Verschneiden (Castriren) bei den Ragen an, aber sie werden alsdann fett und faul und verlieren ihre Brauchbarkeit.

**Feinde.** In den Eingeweiden haben die Ragen Spulwürmer und mehrere Arten Bandwürmer, und auf ihrem Felle Hundestöße. Im beständigen Kriege leben sie mit den Hunden, vor denen sie gewöhnlich fliehen, gegen die sie sich aber auch öfters so tapfer wehren, daß der Hund abziehen muß, wenn er nicht zertrast werden will. Kleinere Hunde pflegen daher die Ragen wohl grimmig anzubellen, aber sie nicht anzufallen und die Rage kennt auch ihren Feind so gut, daß sie sich von den schwächeren Hunden anbellern läßt, ohne von der Stelle zu weichen. Die wilden Ragen sind auch den Nachstellungen der Menschen sehr ausgesetzt.

**Jagd der wilden Ragen.** Sie werden zur niedern Jagd gerechnet. Wenn sie gejagt werden, so klettern sie auf einen Baum, legen sich ausgestreckt auf einen Ast hin und warten die Gefahr ab. Wenn man sie auf demselben bemerkt, kann man sie leicht herunterschließen; doch sollen sie bisweilen so boshast seyn und bei einem Zehlschuße auf den Jäger herunterspringen. Die Hunde gehen nicht gern auf sie, weil sie gewöhnlich zertrast und zerbissen davon kommen: man kann also die Hunde nur dazu brauchen, daß sie die Ragen ausstöbern und auf die Bäume jagen, um sie schießen zu können. Um ihr Fell zu schonen, sucht man sie auch in Fellereisen zu fangen. Man gebraucht dabei eine Witterung, wie beim Fuchse und thut das Kraut

von



von Marum verum dazu, welches den Kagen sehr angenehm ist, bedeckt das Eisen mit Spreu, leichter Erde und trocknen Laube und bindet auf den Zeller einen todtten Vogel oder einen gebratenen Hering als Lockpeise an. Weiß man den hohlen Baum oder das Loch unter der Erde, wo sich eine Kage aufhält, so umstellt man sie mit Hasenneßen und treibt sie durch Rauch aus der Höle. Man kann sie mit einer Lockstimme zum Schusse bringen.

Krankheiten. Die Kagen, auch die zahmen, sind nicht so vielen Krankheiten ausgesetzt, als die Hunde, eben deswegen, weil sie auch im zahmen Zustande noch viel Freiheit genießen. Von Zeit zu Zeit reißt aber eine Seuche unter ihnen ein, an der sehr viele schnell sterben, wie dieß im vorigen Jahre an einigen Orten Sachsens der Fall war. Außerdem verfallen sie auch manchmal, wie die Hunde, in Tollheit, die sie ebenfalls durch ihren Speichel fortpflanzen. Sie haben öfteres Erbrechen und sollen auch bisweilen manche Menschenkrankheiten bekommen, z. B. Krätze und Pocken. An der erstern sind der Beschreibung nach in einer westphälischen Gegend im vorigen Jahrhundert fast alle Kagen gestorben. Man giebt als das beste Mittel dagegen an, die krätzigen Stellen der Kage, welches besonders die Ohren sind, mit Wallrath zu schmieren\*).

Schaden. Man hat sich vor den falschen, tückischen Kagen allerdings in Acht zu nehmen und ob es gleich nöthig ist, sie in den Häusern zu halten, so ist es doch eben so nöthig, sie so weit von sich entfernt zu halten, als möglich: denn es bleibt nicht immer beim Kragen, sondern sie beißen auch bisweilen und machen Wunden, welche schwer heilen, ja man hat Beispiele, daß sie Kinder in der Wiege angebissen, oder sie erdrückt haben, sogar daß sie aus Lücke oder Nachsuchs große Leute anfielen und entweder gefährlich verletzten oder im Schlafe tödteten. Wem sollte das nicht hinläng-

\*) S. Krünitz Encyclop. 36 Th. S. 238.



hinlängliche Warnung seyn, sich mit den Ragen nicht vertraut zu machen? — Man nehme dazu, daß sie toll werden und den Menschen unglücklich machen können, dazu, daß ihre Ausdünstungen schädlich sind und mehrere Menschen davon erkrankt seyn sollen, weil sie mit Ragen in einem Bette schliefen, ferner daß ihr Gestank die Luft verunreinigt, daß sie manche Krankheiten, besonders die Pest aus einem Hause in das andere bringen sollen, daß sie bei Gewittern vielleicht die Materie des Blizes an sich leiten — und man wird bei allen diesen Überlegungen sich leicht überreden, daß die Rage nicht in unsre Stuben und Schlafgemächer gehören.

Weiter wird die Rage schädlich durch ihre Naschhaftigkeit, durch ihr Rauben in Wäldern, Laubenschlägen und Fischbehältern, welches sich auch die zahmen Ragen oft zu Schulden kommen lassen, durch ihr Herumkriechen an Dörtern, wo Feuer brennt, weil sie zufälliger Weise Funken in ihren Haaren forttragen und damit das Haus anstecken können. Ihr Gehirn soll Menschen tödtlich seyn.

Nutzen. Bei allen Schaden, den sie stiften können, ist ihr Nutzen immer noch überwiegend, zumal da der Mensch in den meisten Fällen jenen Schaden verhüten kann. Destere Erfahrungen haben es gelehrt, daß bei der starken Ausbreitung der Ratten und Mäuse die Rage bei uns unentbehrlich ist. Es giebt zwar noch mehrere Thierarten, welche Mäuse und Ratten tödten; aber andere lassen sich nicht einmal so gut in Häusern halten, als Ragen und sind auch jenen lästigen Thieren nicht so sehr gewachsen als diese. In einem Lande, wo es verboten ward, Ragen zu halten, wuchs die Zahl der Ratten und Mäuse so sehr, daß nicht nur alles Andere, sondern auch die Menschen selbst angefreßen wurden. Solche auffallende Folgen nöthigen uns, die Ragen als ein für uns sehr wohlthätiges Thier zu schätzen. Außer den Mäusen und Ratten tödten sie auch Feldmäuse, Wasserratten und Maulwürfe, Raupen und Schmetterlinge: und da dieß die wilden Ragen so gut thun,

als



als die zahmen, so ersetzen auch jene dadurch den Schaden, den sie am kleinen Wildbret thun.

Das Fleisch der Kagen wird bei uns gewöhnlich nicht gegessen, doch hat man zur Zeit der Noth auch schon Zucht zu denselben genommen und es soll wie Kaninchenfleisch schmecken, ob es gleich etwas zäher seyn mag, daher die Bewohner der Goldküste von Afrika, welche Kagenfleisch gern essen, dasselbe einige Tage in die Luft hängen, um es mürber werden zu lassen.

Das Fell sowohl der wilden als zahmen Kagen wird von den Kirchnern als Pelzwerk gebraucht: am beliebtesten ist das Fell der wilden und unter den zahmen das der Cyper- und schwarzen Kagen. Man macht daraus Mäffe, Verbrämungen und Untersfutter, verarbeitet es ungefärbt, oder färbt es auch wie Zobel. Frankreich, Spanien, Holland und vorzüglich Rußland handeln mit Kagensellen. Aus dem letztern Lande holen sie am meisten die Chineser und bezahlen für das Stück gemeiner Felle 14 Kopeken, für die schwarzen aber noch einmal so viel. Die schwarzen Kagenselle aus Rußland nennt man in Deutschland Genetten oder Janotten \*). In neuern Zeiten hat man zumweilen die Kagenselle bei den Elektrifirmaschinen angewendet, indem man sie anstatt des Glascyinders cylindrisch ausspannte. Der Glascyinder möchte aber durch sie nicht verdrängt werden.

Aus den Gedärmen können Saiten gemacht werden. Ehemals brauchte man alle Kagentheile in der Apotheke und jetzt braucht sie der gemeine Mann noch oft zu seinem Schaden.

\*) S. Schöbels Waarenlexikon unter Kage.

Ende des dritten Bandes.

Erklä.



## Erklärung der Kupfertafeln.

---

- Tab. XV. Fig. 1. Das Maulthier.  
 2. Der Maulesel.
- Tab. XVI. Fig. 1. Das wilde Schwein.  
 2. Das Flußpferd.
- Tab. XVII. Fig. 1. Der glatte Seelöwe.  
 2. Der Wolf.
- Tab. XVIII. Fig. 1. Die Hundsröbke, der Seehund.  
 2. Der Fuchs.
- Tab. XIX. Fig. 1. Der Löwe.  
 2. Der Panther.
- Tab. XX. Fig. 1. Die Hyäne.  
 2. Der Leopard.
- Tab. XXI. Fig. 1. Der Tiger.  
 2. Die Fledermaus mit der Hufeisennase,  
 zu S. 260 des zweiten Bandes.
- Tab. XXII. Fig. 1. Die Unze.  
 2. Die wilde Katze.

Anmerk. Daß diese Thiere nicht auf den Kupfertafeln eben so auf einander folgen, wie in der Beschreibung, beruht auf einem Versehen des Kupferstechers. Man muß also genau darauf merken, wie die Abbildungen citirt sind.

---

# Druckfehler.

| Seite | Zeile | von unten, nach Stutereien anstatt des: 1 sehe, (.) |
|-------|-------|-----------------------------------------------------|
| — 5   | 3     | lies: sind schwächig und auch nicht groß.           |
| — 16  | 1     | ist nach: weiß, das: wird, wegzustreichen.          |
| — 21  | 8     | lies: versorgt.                                     |
| — 22  | 16    | lies: und, für: unb.                                |
| — 44  | 8     | lies: Krankheit, für: Krankheit.                    |
| — 64  | 17    | lies: Schwarzwildbret.                              |
| — 69  | 3     | lies: dem Thiere, für: das Thier.                   |
| — 71  | 12    | lies: seines, für: seines.                          |
| — 83  | 6     | lies: so sind, für: so ist.                         |
| — 85  | 3     | in der Note, lies: Zustand.                         |
| — 111 | 10    | lies: größern, für: größten.                        |
| — 122 | 4     | lies: ist er gewöhnlich mit se.                     |
| — 126 | 6     | von unten, lies: Karbe, für: Krabe.                 |
| — 139 | 10    | von unten, lies: könne, für: könnte.                |
| — 162 | 15    | lies: Theilen, für: Theile.                         |
| — 175 | 12    | lies: aufgestellt, für: aufgestellt.                |
| — 179 | 11    | von unten, lies: größten, für: großen.              |
| — 193 | 4     | von unten, lies: und sie, für: und ihn.             |
| — 199 | 5     | lies: Panther, für: Parther.                        |
| — 210 | 3     | von unten, lies: Begierden.                         |

Register.



## R e g i s t e r.

|                      |         |                         |           |     |
|----------------------|---------|-------------------------|-----------|-----|
| Apfelschimmel        | 3       | —                       | discolor  | 222 |
| Afinus               | 56      | —                       | Leo       | 200 |
| — hinnus             | 59      | —                       | Leopardus | 218 |
| — mulus              | 59      | —                       | Lynx      | 223 |
| Bärenbeißer          | 126     | —                       | Onca      | 222 |
| Bastardmops          | 131     | —                       | pardalis  | 222 |
| Bauernhund           | 125     | —                       | Pardus    | 215 |
| Behemoth             | 96      | —                       | Tigris    | 209 |
| Belappen             | 173     | —                       | Uncia     | 220 |
| Belluae              | 1       | Ferae                   |           | 100 |
| Benutzung der Pferde | 49      | Ferkel                  |           | 77  |
| Befähigungsjagd      | 172     | Fleischerhund           |           | 127 |
| Birkfuchs            | 185     | Flußpferd               |           | 95  |
| Bologneserhund       | 129 130 | Fohlen                  |           | 21  |
| Budel                | 126     | Fuchs                   |           | 184 |
| Bullenbeißer         | 126     | — silbergrauer          |           | 186 |
| Brandfuchs           | 185     | — schwarzer             |           | 185 |
| Canis                | 121     | Füchse unter d. Pferden |           | 3   |
| — aureus             | 198     | Grisfuchs               |           | 186 |
| — familiaris         | 122     | Hippopotamus amph.      |           | 95  |
| — Hyaena             | 198     | Hirnwürste              |           | 93  |
| — Lupus              | 175     | Hofhund                 |           | 125 |
| — Vulpes             | 184     | Hänerhund               |           | 128 |
| Cervelatwürste       | 91      | Hund                    |           | 121 |
| Curschund            | 129     | — angorischer           |           | 130 |
| Dachshund            | 129     | — dänischer             |           | 131 |
| Diensthunde          | 125     | — eigentlicher          |           | 122 |
| Dogge, englische     | 127     | — sibirischer           |           | 126 |
| Englisiren           | 85      | — südindischer          |           | 132 |
| Equus                | 1       | — türkischer            |           | 131 |
| — afinus             | 56      | Hunderobbe              |           | 102 |
| — Caballus           | 2       | Hundswuth               |           | 154 |
| — Zebra              | 63      | Hyäne                   |           | 198 |
| Esel                 | 56      | Jagd                    |           | 164 |
| Eselsmilch           | 62      | Jagdgewehre             |           | 173 |
| Felis                | 200     | Jagdhund                |           | 127 |
| — concolor           | 222     | Jagdtücher              |           | 172 |
|                      |         | Jagds                   |           |     |

|                             |     |                     |         |
|-----------------------------|-----|---------------------|---------|
| Jagdzeuge                   | 172 | Nobbe               | 100     |
| Jaguar                      | 222 | Nobbenbär           | 117     |
| Karagan                     | 185 | Noquet              | 131     |
| Katze                       | 200 | Nothschimmel        | 3       |
| — gemeine                   | 226 | Schäferhund         | 125     |
| — wilde                     | 226 | Schatall            | 198     |
| Kenzeichen e. guten Pferdes | 9   | Schwarzwildbret     | 64      |
| — e. schönen Pferdes        | 12  | Schwein             | 63      |
| — d. Alters am Pferde       | 13  | Schweißfüchse       | 3       |
| Korjak                      | 185 | Schweißhund         | 128     |
| Kreuzfuchs                  | 168 | Seebär              | 117     |
| Kuguar                      | 222 | Seehund             | 102     |
| Lappen                      | 172 | Seekalb             | 102     |
| Laufhund                    | 128 | Seelöwe, der glatte | 110     |
| Leithund                    | 128 | — der zottige       | 112     |
| Leo                         | 200 | Silberfuchs         | 185     |
| Leopard                     | 218 | Spürhund            | 128     |
| Löwe                        | 200 | Steinfuchs          | 185     |
| Löwenhündchen               | 130 | Stubenhunde         | 129     |
| Luchs                       | 223 | Sälzen              | 93      |
| Lynx                        | 223 | Sus                 | 63      |
| Maulfessel                  | 59  | — domesticus        | 70      |
| Maulthier                   | 59  | — ferus             | 64      |
| Milchbranntwein             | 53  | Tapir               | 99      |
| Mohrenkopf                  | 3   | Tiger               | 209     |
| Mops                        | 131 | — schwarzer         | 121     |
| Milpferd                    | 96  | Tigris              | 209     |
| Nilot                       | 222 | Tollheit der Hunde  | 154     |
| Panther                     | 215 | Treibjagd           | 174     |
| — amerikan.                 | 222 | Uncia               | 220     |
| Pardus                      | 215 | Unze                | 220     |
| Parforcehund                | 128 | Wasserhund          | 126 128 |
| Pferd                       | 1   | Weinschimmel        | 3       |
| — gemeines                  | 2   | Wildschuren         | 183     |
| Phoca                       | 100 | Windhund            | 128     |
| — fubata                    | 112 | Windspiel           | 119     |
| — leonina                   | 110 | Wolf                | 175     |
| — vitulina                  | 102 | Wolfschund          | 126     |
| Pfeckpfe                    | 93  | Wüste               | 91      |
| Pyrame                      | 130 | Zebra               | 63      |
| Rappen                      | 3   | Zuchthunde          | 132     |
| Raubthiere                  | 100 | Zwergbudel          | 129     |



5  
7  
1  
3  
5  
3  
4  
3  
3  
8  
7  
2  
2  
0  
2  
5  
8  
5  
9  
3  
3  
0  
4  
9  
9  
9  
2  
9  
4  
4  
0  
0  
8  
3  
33  
8  
9  
5  
16  
91  
63  
32  
29























Tab: XV.

Fig: 1.



Fig: 2.



*Tab: XV.*  
*Fig: 1.*



*Fig: 2.*











26. XVI.

Fig. 1.



Fig. 2.



Tab. XVI.

Fig. 1.



Fig. 2.











Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 1.



Fig. 2.











Fig. 1.



Fig. 2.

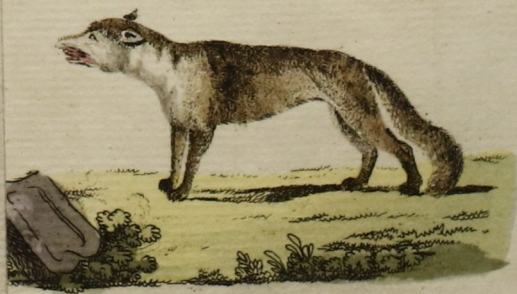




Fig. 2.











Fig. 1.

Tab. XIX.



Fig. 2.



*Fig. 1.*

*Tab. XIX.*



*Fig. 2.*











Tab. XX



*Fig. 1.*

*Tab. XX*



*Fig. 2.*











6 XXI.

Fig. 1.



Fig. 2.



Tab. XXI.

Fig. 1.



Fig. 2.











Tab. XXII.

Fig. 1.



Fig. 2.



Tab. XXII.

Fig. 1.

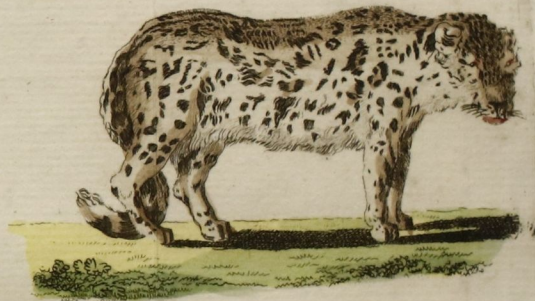


Fig. 2.







B. 9985<sup>5</sup>

(1, 3/4)

W 1/2

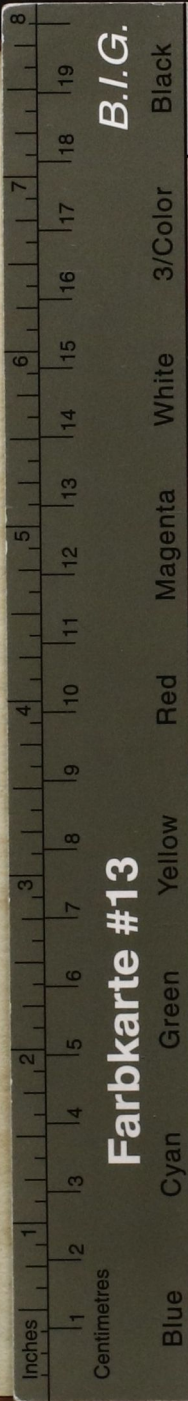
ULB Halle  
006 204 910

3









B.I.G.

Farbkarte #13

Vollständiges  
**S a n d b u c h**  
einer  
technologischen und ökonomischen  
**N a t u r g e s c h i c h t e,**  
für  
deutsche Bürger, Landwirthe  
und  
ihre Kinder.

Mit Kupfern.

Des ersten Theils oder der Thierbeschreibung  
dritter Band.

Leipzig,  
bei Johann Gottlob Bengang.  
1798.